Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/moritzvonschwind00holl

B01486-1 $85

# Moritz von Schwind

## sein Leben und seine Werke.

Aus des Künstlers eigenen Briefen

und den Erinnerungen seiner Freunde zusammengestellt

von

Dr. H. Holland.

STUTTGART.

Verlag von Paul Neff.

1873.

Druck von Emil Müller in Stuttgart.

THE GETTY CENTER
LIBRARY

Den

kunstsinnigen Schwestern:

Sophie Freifrau von Moltke

Alexandra von Berckholtz

in dankbarer Ergebenheit

Der Verfasser.

# Einleitung.

Gleich nach dem Tode des Meisters machte ich mich daran, das Material zu einer umfassenden Biographie zu sammeln. Ich gedachte nicht nur den Künstler, sondern auch den Menschen zu schildern, das Problem dieses wundersamen Genius zu ergründen und historisch-kritisch wie psychologisch-scharf ein Portraitbild im Sinne unserer neuesten Geschichtschreibung zu zeichnen. Aber wo ich hinkam, um Mosaikstückchen zu suchen und die Traditionen einzuheimsen, ehe sie vom Munde der Leute verfliegen, waren überall schon Andere vor mir dagewesen, die freilich, wie ich erst später merken sollte, Alle nach anderer Intention, das Gleiche bezwecken wollten. Da, als ich schon im Begriffe war, von meinem mühevollen Vorhaben abzustehen, führte mich der gründgütige Zufall an eine Quelle, an welcher meine Vorarbeiter insgesammt vorübergegangen waren, deren Existenz in solcher Nähe Niemand ahnte. Das war der Herr Legationsrath Franz von Schober, der seit kurzer Zeit nach München übergesiedelt hatte. Herr von Schober gehörte zu den besten, ältesten und getreuesten Freunden unseres Moriz von Schwind, er hatte die Kämpfe des jungen durchringenden Künstlers miterlebt, getheilt und gefördert, er war ihm auch in der Ferne nahe geblieben und daher im Besitz einer Anzahl von köstlichen Briefen, welche nach jeder Richtung den lohnendsten Stoff und reiche Ausbeute versprachen. Der Besitzer dieser Schätze kam dem Suchenden in liebevollster Weise entgegen, auch er wünschte die Herausgabe dieser merkwürdigen Documente, welche von einer beiderseitigen Treue und Herzensfreundschaft zeugen, die in der Folge wohl getrübt, aber niemals

vernichtet werden konnte. An dem Lichte dieser Erinnerungen, an den Kohlen dieser Freundschaft wärmte sich der Ueberlebende, eine lichte Freude strömte jedesmal über sein ehrwürdiges Greisenantlitz, wenn er mir ein Blatt von Schwind's Skizzen, Zeichnungen und Entwürfen vorwies, von denen so vieles unter seinen Augen selbst entstanden war.

So machte ich mich denn an das Copiren der Briefe und war im besten Zug, als die treffliche Lebensskizze meines jungen Freundes, des Herrn Lucas von Führich[1]) erschien, der nach dieser harmonisch durchgeführten Erstlingsarbeit offenbar ganz berufen ist, der künftige und umfassende Biograph unseres Moriz von Schwind zu werden. Meine Aufgabe reducirt sich nun darauf, die von mir mühesam gesammelte Ausbeute und die nach dem Willen des Besitzers nun einmal in meine Hand gelegten Briefe zweckdienlich zu bearbeiten, dass die daraus gewonnenen Resultate als Bausteine zu einem neuen Denkmale benützt werden können.

In diesen absichtslos hingeworfenen Ergüssen ist der wahre Mensch treu und unverfälscht wiedergespiegelt; sie bieten das vollkommenste Charaktergemälde, wie es kein Seelenmaler und Kritiker besser darzustellen vermöchte. In den Jugendbriefen wurde manches Unerhebliche weggelassen, aus den späteren nur etliche Stellen, welche als zu persönlich Einen der Ueberlebenden peinlich berühren könnten. Ein anderer Herausgeber hätte vielleicht weniger Bedenken gehabt. Dass im Text, ausser der oft heillosen Interpunction, nichts geändert wurde, versteht sich von selbst.

Franz von Schober wurde am 17. Mai 1796 auf Schloss Torup bei Malmoe in Schweden geboren. Nach dem frühen Tode des Vaters zog die Mutter mit ihren Kindern nach Deutschland, wo Franz zuerst bei Salzmann in Schnepfenthal deutsch

[1]) Moriz von Schwind. Eine Lebensskizze nach Mittheilungen von Angehörigen und Freunden des verstorbenen Meisters zusammengetragen von Lucas Ritter von Führich. Mit einem Holzschnitt und einer Radirung nach Schwind von Julius Naue. Leipzig 1871.

lernte, dann nach Kremsmünster in die höheren Studien ging und darauf in Wien ein der Poesie und den schönen Künsten gewidmetes unabhängiges Leben pflog. Hier gestaltete sich seine Freundschaft mit dem Componisten Franz Schubert, die alsbald zu einer unzertrennlichen Innigkeit reifte, die H. Kreissle[1]) in seiner schönen Biographie dieses Tondichters nur zu wenig hervorhob. In diesen durch Schober beherrschten zahlreichen Kreis von Freunden, wo die beiden Brüder v. Spaun, der poesiereiche Kenner und andere in den nachfolgenden Briefen genannte Persönlichkeiten eine grosse Rolle spielen, trat der junge Moriz von Schwind (geboren 21. Januar 1804), welchen Schober im Atelier des Professor Ludwig Schnorr von Carolsfeld kennen gelernt hatte. Die ersten Zeichnungen Schwind's, welche Schober dort gesehen, begeisterten ihn und zogen jenen Bund nach sich, der den jungen Künstler dauernd an den ältern Freund fesselte und wo Schwind so schön und fast mit weiblicher Schüchternheit seine Seele erschloss.

---

[1]) Franz Schubert von Dr. Heinrich Kreissle von Hellborn. Wien 1865. — Vgl. dazu Schober's Biographie und Würdigung als Dichter in H. Kurz: Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig 1865. IV. Bd. S. 217.

# I.

# Incunabeln von Schwind's Kunst.

Von diesem seltenen Bündnisse zeugen die Briefe, Zettel und Zettelchen, die bald dem Freunde zuflattern; ihm muss er Alles sagen und seine Gedanken ausschütten; ihn weiht er ein in alle Pläne, er ist sein oberstes Tribunal, sein Berather und Vater; von jedem Bilde fliegt ihm die erste Skizze, eine Copie oder doch eine Beschreibung zu. Dann aber setzt es wohl auch, wie unter noch nicht ganz zusammengewachsenen jungen Eheleuten, Hader, Groll und Eifersucht, Schwind erregt selbst Verdruss, „Spektakel" und Zerwürfnisse, um bald darauf demüthigst wieder Alles abzubitten. Schwind erklärt die Art, wie er zu solchen Ausbrüchen provocirt wird, selbst (4. August 1823): „Wenn ich mehrere um mich sehe, von denen jeder auf einem anderen Fusse mit mir steht und deren jedem ich liebend und offen entgegen gehen möchte, so stellt sich mir einer vor den andern und ich fange an einen um den andern anzufeinden, ja zu hassen, dazu gesellt sich der Aerger über mich selbst und eine solche Wallung bewegt mich fürchterlich." Dieser Untugend scheint Schwind niemals Herr geworden zu sein; er konnte im trautesten Kreise urplötzlich losschlagen und dann hob ein Wetter an, das Jedem unvergesslich bleibt, der einmal nebenbei eine solche Eruption unschuldig mit erlebte.

Kaum wendet er der Stadt den Rücken, so muss er seinem

Freunde[1]) nach Breslau schreiben, das Gemüth fliesst ihm über wie einer Braut. So heisst es aus Linz 3. October 1823: Ich glaube, ich könnte Dir ohne Ende schreiben, wenn ich einmal dabei bin und immer nur, dass ich Dich mehr liebe, als je eine menschliche Seele.“ Schwind berichtet dann von seinen Skizzen zu „Stillfried und Sigunde“ von Jos. Kenner[2]).

Dieses merkwürdige, unseres Wissens nie gedruckte episch-lyrische Gedicht besteht aus zehn lose aneinander gereihten Balladen in wechselnden Metren; Form und Reim sind unsicher und häufig mehr als schwankend; doch herrscht eine Schönheit und Sicherheit des Wurfes vor, eine oft an das Volkslied anklingende Kühnheit, dass man stellenweise vergisst, das Werk eines Dilettanten vor sich zu haben. Eine Nixe hat der Sigunde eine silberne Kunkel gestohlen, sie klagt ihr Leid dem geliebten Stillfried; der Held will selbe holen, obwohl Sigunde nächtliche Träume enthüllt, welche dem Ritter Unheil bedeuten. Einen Tag lang bangt die Arme im Schloss herum, da kommt des Ritters Pferd ledig vor das Thor. Von allen Qualen der Liebe gefoltert eilt Sigunde hinaus, sich in des Wasserweibes Bereich hinabzustürzen: da fängt sie im Sprunge die Himmelskönigin auf und bringt sie in das Schloss zurück, wofür die Gerettete eine Wallfahrt nach einem Bergkirchlein angeloben muss. Daselbst findet sie zwei redende Vöglein, die ihr einen elfenbeinernen Rocken anzeigen, welchen sie mitnimmt, um damit die Wasserfei zu beschwören; diese bringt aber erst, nachdem Sigunde noch andere Kleinode, darunter ein Geschmeide aus Sigfrids Hort und ein goldenes Zeisig-Ei, auf müheselige Weise errungen und dem Wasserweibe geopfert hat, den gefangenen Ritter allmählig herauf, wobei Sigunde schliesslich die Nixe überlistet und mit dem geretteten Bräutigam fröhliche Hochzeit schliesst. Schwind zeichnete

[1]) Herr von Schober war damals in Breslau, wo er mit dem Lustspieldichter Karl Schall (vgl. Lewald's Aquarellen 1837. IV. 255), C. v. Holtey, Karl Witte, H. Steffens u. A. verkehrte.

[2]) Biographisches über Kenner vgl. Kreissle S. 14 und Führich S. 7.

einen ganzen Cyclus zu dieser „Legende“[1]), wovon uns ebenso wenig bekannt geworden, wie von einer wenigstens 12 Bilder umfassenden Reihe, welche er zu dem von Schubert componirten Gedichte Kenner's „der Liedler“ entwarf[2]).

„Auf der Wieden beim Mondschein Nro. 102 im zweiten Stock“ sitzend schreibt Schwind wieder an den abwesenden Schober (12. Dezbr. 1823): „O Du Licht meiner Seele, tröste mich! Wenn ich mir tausendmal Alles vorsage, was ich Dir schreiben will, so vergeht mir Alles, wenn ich anfange.“ Er ist trostlos, die Kräfte ringen in ihm; er hofft von dem Freunde das Schwert der Erkenntniss. „Ich liebe ja den Liebevollsten auf der Welt, ich lebe in Dir. Ich weiss, Du freuest Dich auf mich und wenn ich Dich nicht mehr kennen sollte, lieber, viel lieber sterben.“ — Am 17. Dezbr. gibt er sich das Zeugniss, viel gearbeitet zu haben: „Mein Bild, von dessen Anfang ich Dir geschrieben, ist ganz untermalt. Der Jüngling hat ein rothes Röckel und einen grünen Mantel, das Kleid der seligen Agathe ist sehr lichtblau und faltig, aber einfach. Den lang angefangenen Brodschneider hab' ich hergenommen, um ihn zu vollenden, während das andere trocknet.“ Was Schwind mit dem erstgenannten Bilde meint, ist uns nimmer ersichtlich; der „Brodschneider“ stellte einen alten, ein Stück Brod abschneidenden Knappen vor, der in Besitz des Baron Maierhofer von Grünbühel kam; vielleicht das von Führich S. 16 genannte Gemälde. Das für die „Gräber“ erhaltene Geld will er zurückgeben. Diese originellen Zeichnungen, die sich auf nicht weniger als einige sechzig Grabdenkmale für allerlei Leute beliefen (ebenso seltsamer Natur wie die späteren „Pfeifenköpfe“) blieben wirklich Manuscript und befinden sich noch in Wien[3]). Weitläufig erzählt er dann von einer Zeich-

[1]) Das geistvolle Portrait des Dichters Jos. Kenner hat nicht Moriz von Schwind, sondern Max v. Chezy (der 1808 geborne und 1846 verstorbene Sohn der bekannten Dichterin) mit Kreide auf Stein gezeichnet.

[2]) Vgl. Kreissle S. 594. Gedichtet 1815 von Kenner, erschien mit einer Illustration von Schwind als Op. 38 bei Cappi & Comp. 1825.

[3]) Vgl. Führich S. 14 (Nro. 119—121 der Wiener Schwind-Ausstellung 1871). Im Besitze Sr. Excellenz des k. k. Staatsrathes August Freiherrn v. Schwind.

nung: „Sie stellt den jungen Altvater Joseph vor, wie er dem Mundschenken und dem Bäcker die Träume auslegt. Es ist eine Composition von Raphael da, die denselben Gegenstand vorstellt: Joseph ist in lauter, fast ausgelassener Begeisterung und deutet mit vielem Feuer auf die Traumbilder, die in der Luft zu sehen sind; auf die Delinquenten weiss ich mich nicht zu erinnern. Bei mir steht er in der Mitte und ich glaube nicht gefehlt zu haben, wenn ich seine Begeisterung in einen stillen Ausdruck von liebender Ruhe zu legen unternahm. So steht er gerade zwischen den Träumern, die auf niedern Blöcken sitzen. Zur Rechten ist der Mundschenk, der begnadigt wird und mit Freuden der Botschaft des Jünglings glaubt, zur Linken der Beck, der im voraus schon läugnet und zweifelt. Ein alter, listiger, verknöcherter Kerl. Der Hintergrund ist einfach aus Säulen, Mauern und Thüren zusammengestellt. Dass der Kräftigere glaubt und der Verknöcherte zweifelt und dass der Ruhige zwischen ihnen steht, ist Alles, was ich Dir sagen kann.“ Dann erzählt er von einem Neujahr-Karten-Project und gleich darauf von einigen Satyren, die er auf eine Billard spielende Gesellschaft gezeichnet hat: „Ein Billard, auf dem vier kleine Männleins zu Pferde die Ballen wie die Drachen erlegen. Eine Sonnenbahn, die um zehn Uhr anfängt, das zeigt eine Uhr, die auf der Sonnenscheibe ist und durch Kaffeeschaalen, Billardkugeln, Pferde, Hunde, Pfeifen und solches Zeug bis ins Bett führt. Die Erdkugel zeigt die Reitschule und das Kaffeehaus. Eine Palette, in der Pfeife und Fidibus als Pinsel und Malstock stecken, und noch ein Paar ähnliche. Ich hab's dem Bruchmann gegeben.“ Sie scheinen verloren[1]). Dann ist von einer Jugendliebe die Rede, die hoffnungslos geworden sein mag, doch glaubt er noch das Portrait der Angebeteten malen zu dürfen. Auch hier ist die Kunst wieder seine Trösterin.

[1]) Aehnliche Bilderscherze sind volksthümlich und uralt; so findet sich z. B. allerlei tolles Zeug dieser Art im VII. Bande von Harsdörffer's „Frauenzimmer-Gesprächspielen“, Nürnberg 1647, welche Schwind schwerlich kannte.

„Sie ist mir unvergesslich, weil ich sie geliebt habe; dass ich ihren Besitz gehofft und dass sie mir entgegen kam, daran kann ich nicht mehr denken. Ich habe in mein Buch eine Zeichnung gemacht, die auf sie Bezug hat: Ein alter gerüsteter Mann mit nackten Beinen und Armen steht an einem Abgrund, aus dem sich ein weiblicher Schatten hebt mit Blick und Geberden, wie mich die N. öfters empfing. Er ist aber alt und die Jugendzeit ist aus. Noch ein Jüngling, der in einem Kahne liegt und sich vom Strom treiben lässt, ist darin (im Skizzenbuch), nebst zwei anderen, die nicht viel heissen."

Am 22. erzählt er weiter: „Ich bin so voll Husten und Strauchen, dass ich nicht ausgehen kann. Ich fing vor einigen Tagen an Eisschuh zu laufen und das kommt mir sehr übel zu stehen. Man kommt in einen verzweifelten Schweiss, und wenn man dann in den Schnee fällt, was sehr leicht geschieht, so kühlt man sich wieder ab. Zudem ging ich vom Eis weg in's Theater, wo es sehr leer und sehr kalt war. Es war (fügt er ironisch bei) nur Figaro's Hochzeit. Herr Wächter sang den Grafen und seine junge Frau den Pagen. Die Erfindung und die Musik, wiewohl ich sie schon etwas kannte, setzten mich in Erstaunen. Wie nothwendig jedes ist und wie wahr! — Vorgestern wurde an der Wien ein Stück von der heillosen Frau von Chezy gegeben: „Rosamunde von Cypern" mit Musik von Schubert[1]). Du kannst Dir denken, wie wir Alle hineingingen! Da ich den ganzen Tag nicht aus war wegen dem Husten, so konnte ich mich auch nicht verabreden und kam allein in den dritten Stock, während die Anderen im Parterre waren. Schubert hat die Ouvertüre, die er zur „Estrella" geschrieben hat, hergegeben, da er sie für die Estrella zu aufhauerisch findet und eine neue machen will. Mit allgemeinem Beifall wurde sie wiederholt zu meiner grössten Freude. Du kannst Dir denken, wie ich die Bühne und die Instrumentirung verfolgte. Ich weiss, dass

[1]) Es blieb ohne Erfolg. Vgl. Wilhelm Chezy: Helmina und ihre Söhne. Schaffhausen 1863, I. 312. Ueber Schubert's Antheil und Musik vgl. Kressle S. 281 ff.

Du dafür geforchten (!) hast. Ich habe bemerkt, dass die Flöte, der das Thema halb anvertraut ist, etwas vorschlägt, es kann aber auch am Blaser gelegen sein. Sonst ist (alles) durchaus verständlich und gleichgewichtig. Nach dem ersten Akt war ein Stück angelegt, das für den Platz, den es einnahm, zu wenig rauschend war und sich zu oft wiederholte. Ein Ballet ging unbemerkt vorüber und ebenso der zweite und dritte Zwischenakt. Die Leute sind halt gewohnt gleich nach dem Akt zu plaudern und ich begreife nicht, wie man ihnen zutrauen konnte, so ernste und liebliche Sachen zu bemerken. Im letzten Akt kam ein Chor von Hirten und Jägern, so schön und natürlich, dass ich mich nicht erinnere, etwas Aehnliches gehört zu haben. Mit Beifall wurde er wiederholt und ich glaube, er wird dem Chor aus der Weber'schen Euryanthe den gehörigen Stoss versetzen. Noch eine Arie, wiewohl von Mad. Vogl auf das Gräulichte gesungen, und ein kurzes Bucolicon wurden beklatscht. Ein unterirdischer Chor war unmöglich zu vernehmen und die Gesten des Herrn Rott, der während dessen Gift kochte, liessen ihn nicht zur Geltung kommen."

Nach einigen anderen Sätzen fügt er ächt Schwindisch bei: „Sind Dir denn in Breslau die Sonntage so rasend fad? Es ist wirklich wahr, dass Einem am 7. Tage die Arbeit zu viel wird, und das Bedürfniss nach Gesellschaft ist mächtiger als Alles. Wenn ich mein sonntägliches Leben um ein Billiges veräussern könnte, so würde mir doch Manches in der Woche leichter."

Am 19. Januar 1824 wird dem Freunde mitgetheilt, dass der Steindrucker Trentsensky Bestellungen auf drei Blätter Federzeichnungen zu Balladen gemacht hat: Herzog Leopold von Solothurn, Maximilians Turnier zu Worms und Harras der Springer. Alle drei sind bereits entworfen und das „Frauengrab" gezeichnet. Dabei ist von den Herzensangelegenheiten seines Freundes die Rede; Schwind wünscht im Stande zu sein, das Glück der beiden Leutchen zu pflegen und ihnen zu dienen, das wäre ein Trost und die Blume in seiner Einsamkeit, „so hätte ich einen kleinen Theil Deiner überschwänglichen Liebe vergolten. Jeder Augenblick, den Du mit

mir sprachst, ist ja mehr als mein ganzes Leben ohne Dich. Ist denn ein gutes Haar an mir, das nicht von Dir kömmt? Ich machte mir oft Vorwürfe, wenn ich mir Worte, wenn ich mir die Empfindung der Thränen zurückrief, die mich an Deiner Brust wie ein Strahl erhellte; ich glaubte, ich dürfe nicht, aber es ist mein bestes und mein einziges; sehe ich mich selbst in Deiner Liebe verklärt, so bin ich mein eigenes Licht durch Dich. Gute Nacht Schober, gute Nacht Justin!" — Tags darauf heisst es: „Morgen bin ich zwanzig Jahre alt." Schwind schwelgt in den Gefühlen, einen solchen Freund gefunden zu haben; dabei baut der jugendliche Künstler gerade keine Luftschlösser aus Vorsätzen, doch schreibt er sehr edel: „Nichts soll mich von der Wahrheit trennen, der ich mein Leben und die heiligste Liebe weihe. Du sei mein Aug', das mich sieht und das mich mir selber zeigt. Das Höchste, was ich auf Erden weiss, ist die Liebe, die Schönheit und die Weisheit. — Du selbst hast mich zu Dir und zu Schubert gezählt! Ich baue Alles darauf, zu Euch der Dritte zu sein. Senn wünschte ich von Herzen zu kennen."

Der Letztgenannte ist der unglückliche Dichter Johannes Senn, dessen Biographie ein himmelschreiender Beweis ist, wie den besten Menschen durch bureaukratische Bevormundung das Leben verpfuscht werden kann. Johannes Senn, geboren am 1. April 1792 zu Pfunds im Oberinnthale, kam früh nach Wien, wo er im Stadtconvict (1807—16) erzogen wurde und bald mit den ausgezeichnetsten Männern, darunter auch Feuchtersleben und Schubert (der mehrere Lieder von ihm componirte), Freundschaft schloss [1]). Metternichs Polizei fasste Verdacht gegen die harmlosen Zusammenkünfte der Freunde; man hielt Haussuchungen und fand Papiere und im Tagebuch des Einen gar die Bemerkung, er halte Senn für den einzigen, der für eine Idee zu sterben fähig sei. So wurde dieser „unerhört gefährliche Mensch" verhaftet. Senn war im Verhör erst stumm; durch Hunger gezwungen

[1]) Vgl. Kreissle S. 16 und ausserdem H. Kurz: Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig 1868. IV. B. S. 34; dazu eigene Mittheilungen von Prof. Ig. V. Zingerle, Adolph Pichler und Fr. v. Schober.

dictirte er zweiundneunzig Bogen: sein ganzes philosophisch-politisches Glaubensbekenntniss. Obgleich man nichts daraus zu deuteln fand und dem Dichter zur Last legen konnte, liess man den Hitzkopf zur Abkühlung und zu weiterem Nachdenken ein Jahr lang im Gefängniss und verwies ihn dann nach Tyrol. Da ihm jegliche Aussicht auf eine Staatsanstellung verschlossen war, liess er sich edelmüthig für den einzigen Sohn einer Wittwe als Soldat anwerben, marschirte bis Neapel und brachte es trotz aller Hindernisse und Offenheit, womit er seinen Vorgesetzten die ärgsten Dinge sagte, zum Lieutenant bei den Kaiserjägern. Als er wegen andauernder Kränklichkeit seinen Abschied nehmen musste und von der kleinen Pension nicht leben konnte, nahm ihn der ausgezeichnete Advokat Dr. Alois Fischer in Salzburg unter sehr guten Bedingungen als Concipist zu sich, beide waren Oberländer und Jugendfreunde. Obwohl Senn nie Jus studirt hatte, füllte er seine Stelle bald besser aus als ein gelernter Jurist. Im Gefühle seiner Kräfte wollte Senn Principal sein und machte sich trotz aller Genialität so unverträglich, dass Fischer sich gezwungen sah, sich von seinem Freunde zu trennen. Senn ging nach Innsbruck, wo er von seiner Pension und der Milde theilnehmender Freunde lebte und sich mit Poesie und philosophischen Studien beschäftigte. Sein „Tiroler-Adler“ ging von Mund zu Mund und ist ein Volkslied geworden. Er starb am 30. September 1857. Seine wenigen Freunde setzten ihm ein würdiges Denkmal. Eine Sammlung seiner „Gedichte“ war 1838 zu Innsbruck erschienen; „Glossen zu Göthe's Faust“ wurden (Innsbruck 1862) aus seinem Nachlasse herausgegeben. Wir werden diesem seltenen Menschen in Schwind's Briefen bald wieder begegnen.

Um diese Zeit schreibt Schwind auch von der „Vision eines Ritters, der im Traume eine gefangene und gefesselte Prinzessin erblickt, die er erlösen will.“ Der erste Entwurf dazu ist noch im Besitze seines Freundes, welcher auch den geheimen Schlüssel des Verständnisses bewahrt. In ächt Göthe'scher Weise seine subjectiven Erlebnisse künstlerisch gestaltend nahm Schwind den zur Darstellung reizenden Gegenstand später nochmal

vor und gestaltete das ausgeführte Oelbild, welches noch 1871 auf der Schwind-Ausstellung zu Wien erschien (Catalog Nro. 128). Ein Gedicht: „Des Ritters Traumbild", hat Fr. Beck von diesem Gemälde verfasst, vgl. das von Karl Zettel herausgegebene „Edelweiss" 1869, S. 32—40.

Vorübergehend wird der Entwurf zu einem „grossen Christoph" erwähnt (6. April 1824); drei Tage darauf folgt die Meldung, dass er „gedeiht"[1]) und eine neue Versicherung der Freundschaft, die es an poetischem Feuer mit dem Briefe der Bettina an Göthe aufnimmt: „Lieber guter Franz! ich sehe immer mehr, dass mein ganzes Leben ein Gespräch mit Dir ist. Ich könnte immer fort schreiben und es ist mir immer zu wenig. Ich freue mich so darauf, mich Abends hinzusetzen und wie man theure Namen in Bäume schneidet, Dich im Geiste zu nennen und zu Dir zu sprechen, dass ich es ganz vergesse, dass Du etwas erfahren sollst. Du hast Alles, Alles so innig umarmt, was in mir lebt, o! gewiss noch viel mehr als ich weiss, dass ich mich wieder schäme, Dir etwas sagen zu wollen. Ich sehe mich selbst an dem Herzen Deiner Liebe wie einen Engel, der uns verbindet und ich freue mich mit mir zu sprechen, mit mir, der in Deinen Armen ruhig und sanft und ganz Liebe ist, wie mit Dir, den ich wie einen Spiegel in mir trage und pflege. Nicht wahr, Du sprichst fast immer mit Dir, so singe ich mit mir oder rede auch und wenn ich in Noten gekramt habe, so war es nicht anders als wenn Du Dich des Wortes freust. Aber manchmal bleibt Einem Wort und Gesang aus und ich kann die Empfindung mit nichts äusserlich begleiten, als mit zwei Bewegungen der Arme. — Ich möchte nackend tanzen können, aber im höchsten Sinn und vor allem Volk[2]). Das ist mein grösster Schmerz, wenn ich vor Freuden gar nicht weiss was ich alles thun und

[1]) Am 13. April wird der grosse Christoph als fertig gemeldet.

[2]) Beinahe ähnlich schreibt Bettina (vgl. Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde, Berlin 1835, I. 137) an Göthe: „Es ist als sollte ich vor Dir tanzen, ich bin ätherisch gekleidet u. s. w.

sagen möchte, und muss, um nur etwas zu thun, lachen und Schwänke machen, das könnte mir wirklich mein ganzes äusseres Leben ermorden. O wenn ich Dich wieder haben werde, da weiss ich Alles und da kann ich Alles. Dass mir doch so selten von Dir träumt! Ich glaube ich träume des Tags zu viel."

Ein unbestimmtes Drängen, Wogen und Wollen durchzieht das Herz des liebedurstigen Jünglings (22. April): „Ich wünsche nicht zu sterben, aber ich fühle oft die Wonne der Auflösung. Ich sehne mich nach Existenz und stiller Abgeschlossenheit und brenne vor Verlangen und Liebesüberfluss. Wo wird sich ein Herz, wo werden sich Arme öffnen, mich zu beseligen und zu befreien! Ich mache mir keine Vorwürfe, dass ich des Blicks, des Wortes oder der Gestalt bedarf. Mir wird begreiflich was Zärtlichkeit ist, die reinste körperliche Empfindung, die glockenartig jede sanfteste Bewegung bis zum Schweben des Tons verklärt und verkörpert. Mir schaudert es bis in die Knöchel hinab, da ich das schreibe. Schober, geliebter! ewig geliebter! wie der Schall durch die Luft zittert, so wird mich Deine Nähe umfluthen und anglühen. Mir ist so wohl, wenn ich Dir schreiben kann. Wie leicht ertrage ich den inneren Kampf und äusseres Ungemach, da mir in Dir mein bestes Leben unvergänglich bewahrt ist. Sieh jetzt ist es morgen, und heut und morgen muss ich turnieren und Ritter schlagen. Die Turniere der Ritter sind mir lieb und ich halte gerne mit, wenn mein Bruder und Andere mit pappendeckeligen Schilden und Stöcken und Handkörben von Draht fechten. Jetzt will ich an die Arbeit." Sie verdriesst ihn etwas, aber er will dabei an Reisegeld denken, das man damit verdienen kann und dann geht's doppelt fröhlich.

Die Turniere der Ritter bilden einen grossen Bilder-Bogen-Cyclus, welchen Schwind (ohne Nennung seines Namens) für J. Trentsensky in Wien zeichnete. Mir sind davon drei Bogen (in Schober's Besitz) bekannt geworden. Der eine (Nro. 19) zeigt zwei Paare fechtender Ritter, von zweien Grieswärteln behütet; das Costüm ist jenes arglose Durcheinander, in welchem auch später noch Ludwig Ferdinand Schnorr z. B. mit Bildern für das „Frauentaschenbuch" das Unglaublichste wagte. Auf

Nro. 22 sind drei ringende Paare abgebildet, auf dem nächsten hauen je zwei Ritter im wüthendsten Schwertkampfe aufeinander los. Dabei scheinen Miniaturbilder aus dem XV. oder XVI. Jahrhundert nicht undeutlich vorgeschwebt zu haben. Andere Bilderbogen, insbesondere Scenen zu Ross, soll Joh. Nep. Höchle (geb. 1790 zu München, seit 1820 in Wien und gestorben daselbst 1835 als k. k. Hofmaler) ausgeführt haben.

In überquellender Laune meldet er (am 6. Mai 1824) dem Freunde: „Mein gewisses Bild ist fertig, nemlich das wo der Ritter kniet und ihre Hand in den Haaren fühlt. Es ist nicht ganz ohne, aber auch voll kleiner Schandthaten. Ich werd' es suchen zu Justinen (der Geliebten seines Freundes) in die Kost zu geben, vielleicht gefällt es mir bei ihr besser." — Schwind hat versprochen, „bis Ende Juni dreissig gemalte Köpfe (Portraits) zu liefern, wie Binder[1]) und Rauscher. Aus denen wollen wir eine Laube oder Zelt bauen, und unter den Früchten unseres jammervollen Fleisses einen Schmarren essen und zu Ehren van Dyck's einen schwachen holländischen Punsch trinken. Es liegt mehr Jahresfeier in der Sache, als ich anfangs glaubte; der letzte Juni ist der Jahrestag, dass ich bei Deiner Schwester[2]) in Baaden war. Ich werde im Belvedere kopiren. Unter einem Dach von Versuchen fröhlich sein, es in der Freude zertrümmern, um den Himmel zu sehen und zu fühlen, ist die einzige Weise, die ich in Studien ertragen kann. Die Zeit, da ich von Dir getrennt bin, ist ein abgeschlossener Theil meines Lebens. Wie leicht ist der kümmerlichen Theilung in Tage zu entsagen. Malen lernen ist ein Werk, das in die Jahre geht oder gehen kann; ich nehme mir nicht den Schritt eines Tages vor. Je weiter als es aber ausgriff, so mehr halt' ich mich zusammen und nichts ist mir unmöglicher als mich zu verstellen. Ich hab' es satt, jede Kleinigkeit zu vollenden und mich in jeden Zufall hinein zu leben. Dem Schmuck meines Lebens, der liebenden Willkür und der

[1]) Ueber Binder vgl. die spätere Anmerkung.
[2]) (Sophie.)

rücksichtslosesten Hingebung hab' ich entsagt, wiewohl sie nicht Raum hat, und da ich arm bin, bin ich auch stolz für mein einziges." — „Mich freut es, alles Vergängliche rollen und purzeln zu sehen und ihm nachzuhelfen wo es nicht schnell genug verschwinden will, da nur der Wechsel anzieht. Wenn eine Reihe Wägen fährt und Gestalt um Gestalt vorkommt, so sehe ich eine Weile gern zu, bald aber geht es mir zu langsam, denn ich gewöhne es und es ist mir nichts mehr. Nur der Gedanke an Dich geht mir über Augenblick und Gegenwart."

Von da ist in unserer Correspondenz eine Lücke. Schwind muss tüchtig „an die Arbeit" gerathen sein, denn der Herzbruder wird erst am 28. Februar 1825 um Entschuldigung wegen des langen Stillschweigens gebeten; der Brief geht aber nicht ab, sondern erhält am 15. März drei gereimte Strophen als Beischrift und erst am 2. April die Fortsetzung: „Ich bin eben mit einem langen Hochzeitszug fertig geworden, der auf dreissig Blättern viel Ernsthaftes und Lustiges enthält. Die Brautpaare sind Figaro und Susanna; Bartolo und Marceline, der Graf und die Gräfin gehen auch mit. Voraus ziehen Musikanten, Tänzer, Soldaten, Bediente, Landleute, Pagen und solches Volk. Zurück kommen Gäste und Masken: die vier Romane aus der „Lucinde" (von Schlegel), der verliebte Papageno, die vier Jahreszeiten, dann ein Blatt mit verschiedenen Personen, die gleichsam den Schluss machen; dann ist Cherubin der Page und die niedliche Barbarina in einer Laube beisammen. Es sind über hundert Figuren und drei bis vier auf einem Blatt. Das Papier ist sehr fein, die Federn haben mir oft viel Kreuz gemacht. Ich bin sehr begierig, was Du sagen wirst. Ich glaube, dass Einiges gut ist und das Ganze neu." An Franz Schubert meldet Schwind (am 25. Juli), dass Grillparzer viele Freude über die „Hochzeit" gezeigt und den Künstler versichert habe, in zehn Jahren werde er sich noch jeder Figur erinnern. Dann setzt Schwind merkwürdiger Weise bei: „Da wir in Ermangelung eines Weimar'schen Herzogs, der zu schützen und zu zahlen vermag, nichts begehren können, als das geistige Urtheil bedeutender Männer, so kannst Du Dir denken, wie vergnügt ich nach Hause ging. Dass er

die „Hochzeit des Figaro" ganz so ansieht, wie ich, war mir kein kleiner Triumph[1])."

Schon damals sahen „wohlerfahrene Kenner die Bürgschaft einer grossen Zukunft" in diesem Werke[2]) und Helmina von Chezy gerieth darüber ganz in Entzücken: „Welche Kraft, welche Gedankenfülle, welch überschwenglicher Humor, welche Heiterkeit! Nur in den besten Zeiten der florentinischen Schule habe ich eine so innige Verschmelzung der Romantik mit dem Geist der Antike gefunden[3])."

Das wirklich unvergleichliche Werk — es ist der erste grosse Flügelschlag des selbstständigen Genius — hatte der alte Beethoven in seiner letzten Krankheit bei sich. Nach seinem Tode ging es an Schwind zurück, in dessen Nachlass es als eine wahre Perle wieder zum Vorschein kam. Die einzelnen Blätter (29 an der Zahl) sind in ein Album geheftet, nummerirt und von Schwind's Hand mit der obigen Notiz über Beethoven versehen. Eine Fülle von Schönheit, eine Sicherheit und ein Adel der Form, wie sie nur unserem Schwind eigen war! Den Zug eröffnen Reiter, dann folgen (Blatt 2) Trompeter und Pauker, zwei Bläser und ein Waldhornist (3), zwei Geiger und ein Bassspieler (4), ächte Musikanten und zwar Musikanten von Moriz Schwind; auf dem 19. Blatt hat er sein eigenes Portrait untergebracht, wie denn gewiss viele seiner Freunde mit grösster Aehnlichkeit unter den ganz charakteristischen Gesichtern stecken; das 20. Blatt zeigt einen mit Böcken bespannten Festwagen und einen blasenden Mohren; unter den Jahreszeiten tritt uns schon jene Personification des Winters entgegen (27), wie er aus dem Radier-Almanach und den späteren Münchner-Bilderbogen die Reise um die Welt gemacht hat. — Dass dabei auch eine versteckte Herzensangelegenheit mitgespielt haben mag, ist nicht unwahrscheinlich.

Die Dazwischenkunft unerwünschter Besuche und das Nichteintreffen erwarteter Freunde macht ihn brummig. So fährt er

[1]) Kreissle S. 346.

[2]) Wilhelm Chezy: Erinnerungen. Schaffhausen 1863. II. 81.

[3]) Helmina von Chezy: Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben. Leipzig 1858, II. 266.

in dem am 28. Februar begonnenen Schreiben unterm 2. April weiter: „Schubert sollt' schon den ganzen Nachmittag kommen und lasst mich sitzen (Schwind brauchte dessen Kopf offenbar in seinen Festzug); zuerst hab' ich geschlafen, dann geraucht — man denkt unwillkürlich an die Rauchbilder im Radir-Almanach! — und nebenbei gewartet und nun weide ich mich an dem Anblick meiner schlechten Ostern. Ein rothes Ei hat bessere Feiertage als ich, der ich ja auch roth bin. Es müsste ein angenehmes Gefühl sein, auf einem ellenlangen Zettel sein Inneres heraus- und hineinhaspeln zu sehen, vielleicht käme Einer zur Selbsterkenntniss."

Um diese Zeit ging Schwind wieder zu seinem Lehrmeister Schnorr, der ihn sehr freundlich eingeladen hatte und sehr offen und theilnehmend empfing, wiewohl der junge Herr „über's Jahr nicht bey ihm war. Er (Schnorr) malt noch immer Votiv-Tafeln für den Erzherzog Johann, eine hat weniger Halt und Leben als die andere. Auch einige Portraite hab' ich gesehen, die sehr ausgeführt aber matt und hart sind. Er scheint sehr zufrieden und ruhig, unser einem wird aber übel, wenn man der Zeiten denkt, wo „Faust"[1]) und die kleineren Bilder gemacht wurden." — Offenherzig gesteht Schwind einige Zeit unthätig gewesen zu sein; er habe den rasenden Roland gelesen „und bei so was kann man nichts anfangen. Uebermorgen geht es wieder an's mahlen. Ich hoffe ich werde ruhiger dabei seyn, denn das Fremde hat sich selbst aufgerieben, und ich freue mich zu leben. Es ist nicht Mangel an Muth oder Verachtung der Zeit, wenn ich die alten Meister um ihre Schülerjahre beneide, aber der Schmerz allein zu seyn und sein Handwerk niemand ganz zu verdanken. Fänd' ich den Mann, dem ich unbedingt trauen könnte, so wäre ich der beste Schüler, den sich einer denken (kann), so aber bin ich ein Fremder in der Kunstwelt und die Formalien sind verdorben. Eigentlich kann ich mich Niemand ver-

[1]) Ludwig Ferdinand Schnorr von Carolsfeld, geb. 1789, † 1853. Sein Hauptwerk war die Beschwörungs-Scene des Faust, welches um das Jahr 1818 halb Wien allarmirte und Schnorr's Ruf begründet hatte.

trauen und zuzählen als Dir, aber ich fange an einzusehen, dass die Form erst dann vergeistigt ist, wenn sich der Geist so in ihr verkörpert, dass er unzertrennlich ist und bis ins Kleinste. Da ist der Gipfel und von da geht es auf jeder Seite abwärts. O hohes, göttergleiches Alterthum! Einiges ist da was ihm gleichkommt; in der neuen Mahlerei aber nichts als der Faust (von Cornelius) was ich kenne und auch da hat's seine Zweifel. Ich bete oft von Herzen, der Himmel möcht' durch seine Gnade ersetzen, was mich die Welt nicht geniessen lässt, aber heimlich und ohne dass es Jemand weiss als Du, denn ich fürchte, sie verlachen mich. Die Menschheit hatte einst nichts als einen Stamm, von den Wurzeln wissen wir gar nichts mehr. Nun aber hat sie tausend und tausend Zweige, die doch alle dazu gehören. Nur die Blüthe und die gute Frucht sind am Stamm und an den Zweigen gleich.

Der eine überdekt was er empfunden ohne Schwanken,
Der andere empfindet den Gedanken,
Ich leb' im Augenblick und ohne Wanken." —

„Was mich nicht hinreisst, greif' ich an," fügt er schliesslich bei, nachdem er an einer anderen Stelle versicherte, unter seinen Freunden tüchtig aufgeräumt zu haben: „Die mir noch lieb sind, mögen mir treu bleiben, und die mir zuwider sind, möge ich ertragen lernen. Gut soll es allen gehen" u. s. w.

So geht es in den Briefen oft bunt durcheinander, kein Wunder wenn Schubert[1]), der jedoch in diesem Betreff selbst Wunderliches leistete, an Bauernfeld klagt: „Schwind ist ein wahrer Garnhaspel, denn von seinen zwei Briefen, die er mir geschrieben hat, ist einer confuser als der andere. Ein solcher Gallimathias von Verstand und Unsinn ist mir noch nicht vorgekommen. Wenn er nicht in dieser Zeit sehr schöne Sachen gemacht hat, so ist ihm ein so hirnloses Gerede nimmer zu verzeihen." Und doch hatte der arme Tondichter in einem Briefe an den zu Rom weilenden Kupelwieser kurz zuvor das Geständ-

[1]) Kreissle S. 370.

niss abgelegt, dass Schwind's Besuch „oft der einzige Trost" Schubert's sei. Die drei Briefe Schwind's an Schubert sind bei Kreissle (S. 344—355) abgedruckt.

Zu den Incunabeln der Schwind'schen Muse gehören ausser dem Vorgenannten allerlei für den Armbruster'schen Verlag gelieferte Zeichnungen, welche im Steindruck erschienen: Illustrationen zu einer Klassiker-Ausgabe, wovon uns ein Paar Blätter zu Hans Benedix und Nathan dem Weisen bekannt geworden, ein Cyclus „Kinderbelustigungen", ein grosses Tableau mit „Zriny's Ausfall aus der belagerten Festung Szigeth", ein Kapitalblatt mit figurenreicher Composition (lithographirt bei Trentsensky). Dazu 6 Blätter zu „Robinsons" unsterblichen Abenteuern (ebendaselbst); eine grosse Anzahl Titel-Vignetten zu Clavierstücken aus dem Barbier von Sevilla, „Edoardo e Cristina", zu Tancred und „il Turco in Italia", Othello, „Aureliano in Palmira", zur diebischen Elster (la gazza ladra) und vielem Anderen, wozu sich theilweise die Original-Entwürfe im Nachlass des Künstlers gefunden haben. Zwischen durch gehören die 15 Titel-Vignetten zu „Tausend und Eine Nacht", ein Auftrag, der durch Schober's Vermittelung aus Breslau an Schwind kam und jedenfalls im Jahre 1823 schon gezeichnet sein musste, da die ganze Ausgabe im Jahre 1824 begann [1]) und wie bekannt, unseren Altmeister in Weimar zu einer wahren Dithyrambe auf den jungen Künstler veranlasste [2]). Wenn Göthe über diese kleinen Holzschnittzeichnungen in solche Begeisterung gerieth, was hätte er dann erst über die späteren unvergleichlichen Leistungen Schwind's sagen müssen!

Zu Schwind's früheren Arbeiten, welche in dem vom Grafen von Palffy gegründeten, später vom Ritter von Schober gekauften „Lithographischen Institut", von Kriehuber auf Stein

[1]) Deutsch von Max Habicht, Fr. H. von der Hagen und Karl Schall Breslau 1824 ff., in 15 Bändchen. Die 4. Auflage erschien 1836, wobei Schwind's Vignetten beibehalten wurden.

[2]) Im VI. Band von Kunst und Alterthum; abgedruckt in der Vorrede zum Radir-Almanach und bei Führich S. 14.

übertragen[1]), erschienen, gehört die ganze Reihenfolge der ungarischen Könige (bis auf Kaiser Ferdinand, letzterer natürlich nicht mehr von Schwind) in beinahe schuhgrossen, höchst charakteristischen Figuren. Ebenso erschien ein Portrait des Kaisers Franz im prachtvollsten Ornat, wozu Schober, mit demselben angethan, seinem Freunde Modell stand (einzelne Exemplare wurden von Bayer colorirt). Dessgleichen kamen bei Jos. Trentsensky sechs Portrait-Costüme aus Raimund's „Bauer als Millionär" heraus (im gleichen Format der ungarischen Könige), wozu die Darsteller selbst dem Künstler gestanden hatten. Diese sind: Raimund als Aschenmann; Korntheuer als Zauberer aus Warasdin; die schönheitberühmte Therese Krones als Jugend; Katharina Ennöckel als Zufriedenheit; Korntheuer als hohes Alter; Landner als Magier.

Auch das „Atzenbrucken-Bild" gehört theilweise hieher, welches gleich einer Novelle das heitere Leben und Treiben der Freunde erzählt. Das auf der Strasse von Wien nach St. Pölten gelegene, damals noch dem Stift Kloster-Neuburg gehörige Gut Atzenbruck stand unter der Verwaltung von Schober's Oheim. Der Neffe fuhr mit seinen Genossen und deren Freundinnen alljährlich einmal oder auch öfter hinaus, meist auf 3 Tage (ein Tag Hinfahrt, ein Tag Rast- und Spieltag, am dritten die Rückfahrt), wo sie mit Spiel und Tanz und Lustbarkeiten aller Art die Zeit verbrachten. Das nach Schober's Zeichnung von Schwind und Mohn radirte Bildchen (ein von Letzterem colorirtes Exemplar ist noch in Schober's Besitz) zeigt in kaum halbzölligen Figürchen die Portraite der Freunde (darunter auch Schubert) bei Ballspiel und Ringelreihen, auf einer Wiese gelagert u. s. w. (Gottlob Samuel Mohn, geb. 1789 zu Weissenfels, hatte sich seit 1812 zu Wien der Glasmalerei und später der Landschaft gewidmet; nach Schober's Abgang übernahm

[1]) Joseph Kriehuber, Zeichner und Maler, geb. zu Wien 1800, erhielt 1813 und 1818 als Schüler der Akademie daselbst zwei Preise; ging als Zeichnungslehrer auf vier Jahre nach Galizien und widmete sich dann in Wien mit dem glücklichsten Erfolge dem Portraitfach.

Mohn das Lithographische Institut, starb aber schon 1825 zu Laxenburg.)

Von einem anderen Werke dieser Zeit, den sogenannten Verlegenheiten[1]) sind mir 17 Blätter bekannt geworden; Schwind hat 11 Stück, die übrigen aber Danhauser[2]) gezeichnet. Es sind Bilder in ovaler Form, beiläufig 6—7 Zoll im Durchmesser und 5 Zoll in der Höhe; die Ausführung in Kreidemanier ist immer eine sehr sorgsame. Die dargestellten Scenen natürlich immer humoristisch: Zwei Dämchen finden ihren Tänzer in der Garderobe eingeschlafen, todtmüde und traumumgaukelt ist der Unglückselige niedergesunken auf den Mänteln und grossen Federhüten (und zwar solchen, wie man um 1824 oder 1825 zu tragen beliebte) seiner Tänzerinnen, deren blanken Armen er sich unbarmherzig entwand, die ihn schmerzlich lange gesucht und nun so gefunden haben!

Zunächst sehen wir eine berühmte Bühnen-Künstlerin, die in einer Zeitung mit dem überschwänglichsten Lob beglückt wurde; sie beschliesst ihrem Recensenten einen Besuch zu machen; endlich hat sie ihn erfragt, ist, vom Lohndiener begleitet, die Treppe bis in das einsame Dachstübchen hinaufgeklettert und findet nun — einen in idyllischer Junggesellenwirthschaft hausenden böhmischen Studenten: auf beiden Seiten Ueberraschung und Mitleid, höchste Geehrtheit und submissester Empfang! — Sehr heiter ist die nächste ebenso aus dem Leben gegriffene Scene: Ein angehender Candidat wird, im Begriff der Angebeteten ein Billet-doux zuzustecken, von dem altfränkischen Papa mit den Worten ertappt: „Mein Herr! die Briefe an meine Tochter übergebe ich selbst.“ Das reizende Mägdlein birgt die glühenden Wangen mit niedergedrücktem Antlitz, ganz in ihre Stickerei versenkt; ihr Gesicht ist von den wallenden Locken fast verdeckt und doch sieht man ordentlich, wie sie holdselig und schamübergossen in

[1]) Auf Stein gezeichnet in Schober's Lithographischem Institut zu Wien.

[2]) Joseph Danhauser, geb. zu Wien 1805, gest. das. 1845; vgl. E. Förster, Geschichte der deutschen Kunst. Leipzig 1860. V. B. S. 513.

der Klemme sitzt. Das ist wie aus der Wirklichkeit geschnitten, voll Wahrheit und ächter Empfindung. Dasselbe Figürchen glaube ich wieder in der „Symphonie“ entdeckt zu haben, in dem zur Linken der eben aufgestandenen Sängerin sitzenden Fräulein. Dass daselbst noch allerlei Jugenderinnerungen mitspielen, liegt offen zu Tage. — Ein alter Geck mit zwei Damen am Arme wird von einem Blumenmädchen attaquirt; der Phantast hat kein Geld im Sack und will sich in seiner Verlegenheit damit losmachen, dass er die schönen, von seinen Begleiterinnen schon angenommenen Blumen als ganz welk erklärt. — Ein Anderer hat seine angebetete Donna auf der Eisfahrt glücklich in einen Schneehaufen umgeworfen, allein anstatt der so übel Behandelten aufzuhelfen, faltet der Chapeau andächtig die Hände und bittet mit einer Armensündermiene: „es ist wahrhaftig nicht gerne geschehen“, um jetzt doppelt unverdienten Pardon! Ein ächter Dandy verfolgt eine Maske; glücklich ist er der Schönen in ein Seitengemach zum Rendez-vous gefolgt; da nimmt die Angebetete die Larve ab und zeigt sich als einäugige Runzel, so dass dem goldenen Jüngelchen das Wort auf der Zunge erstirbt. — Auch des einsamen Rauchers ist gedacht, der seinen Türkenkopf über der Länge des Pfeifenrohres nicht anzuzünden vermag. — Eine graziöse Schöne sitzt mit aufgewickelten Locken vor der Toilette und wird durch die unabgeriegelte Thüre mit einem Besuch überrascht, welchen sie mit einem glockenstimmigen „Niemand, Niemand darf herein!“ vergeblich abzuwehren bemüht ist.

Das liebenswürdigste Blatt führt uns ein feines Fräulein vor, welches bei heillosem Sturme im Freien mit ihrem Regenmäntelein und Hütchen zu kämpfen hat und mit einem Päcklein und einer fatalen Schachtel beladen, keinen Finger frei hat; so balancirt sie wenigstens noch das Gleichgewicht zu erhalten, wobei sie in den Stossseufzer ausbricht: „Ach! wenn ich nur die Schachtel nicht hätte!“ Das Kind ist so anmuthig und züchtig, so verschämt liebenswürdig und nett, dass es trotz seiner Unbedeutendheit wohl in Schwind's „Reisebildern“ eine Stelle verdient hätte.

Was nach dem Waidrecht Jenen erwartet, der eine Gais schiesst, weiss jeder Jäger; der kurzsichtige Schütz im grünen Tann nimmt das angerichtete Unglück in Augenschein. -- Ein junges Ding gibt im Gartenhause ihrem Gracioso ein Stelldichein, das Pärchen wird vom alten Herrn Papa überrascht, welchem der treue Philax verrätherisch entgegenwinselt. — Von Danhauser sind „zwei auf den ersten Deutschen engagirte Herren", welche in der Einfahrtshalle von einem stolz einrollenden Wagen mit Schmutz übersprüht werden; dann eine Köchin, welcher im Augenblick, wo sie die erwarteten Knödel ins Zimmer bringt, der Boden aus der Suppenschüssel bricht. Mit grotesker Komik wirkt die Menagerie-Scene, in welcher ein hungernder Elephant einer Dame den beblümten Strohhut vom Haupte nimmt, um ihn gemüthlich zu verzehren. Daran schliesst sich ein höflicher Schlittschuhfahrer, ein armer Sonntags-Reiter, der sein mageres Ross von einem vorfahrenden Heuwagen vergeblich wegzulenken sucht; ein von fünf Hundsbestien umkläffter Handwerksbursch u. s. w.

Das ist der Inhalt der Verlegenheiten, denen eine „Landparthie auf den Leopoldsberg" in sechs Blättern ebenbürtig zur Seite steht. Ein wahres Lustspiel. Die Aventüren beginnen im Moment, wo der grössere Theil der Reisegesellschaft in einer vom Lohnkutscher Janschkè gemietheten Wurst glücklichen Platz gefunden hat; der Postillon auf seinen magern Mähren wartet ungeduldig auf das Zeichen zur Abfahrt. Wir unterscheiden jetzt schon nach der Schicksalsstimme des Herzens die Zusammengehörigen: da ist ein böhmisches Paar, ein sentimentales Pärchen, ein altes Paar, ein dickes Paar mit ihrem unholden Sprösslinge, dessen Oberhaupt, mit einem Familien-Regendach und einem stumpfnäsigen Mops sich schleppend, beim Einsteigen das ominöse Pech geniesst, das Weinköfferchen fallen zu lassen. Zu den Genannten kommen noch zwei indifferente Herrchen, und, auf den Bedientensitz rückwärts placirt, der saitenspielkundige guitarrebewaffnete Leporello der Gesellschaft. Die Figuren sind höchst charakteristisch gekleidet, der Böhme trägt eine riesige Beruhigungsmütze mit gerade vorspringendem

Dache, darunter eine spitze Brillennase und ditto Vatermörder, einen kurzen rundgeschnittenen Phantasie-Frack und spitzzulaufende Inexpressibles. Leporello ist mit einer polnischen Mütze (Czapka) herausgeputzt; die übrige Gesellschaft bietet an Hüten, Hauben und freien Coiffuren alles Annodazumal nur Erdenkliche. Die erste Scene spielt, durch die leise Andeutung der Schottenkirche erkennbar, auf der sogenannten Freiung (zu Wien).

Glücklich und ohne weiteren Unfall hat die Gesellschaft den Ort der Bestimmung erreicht und den Leopoldsberg erstiegen (2. Blatt), aber es war am Tage Blasius, der Wind pfeift darüber hin, dass Papa Pechvogel den Hut verliert, welchem selbst Leporello nicht nachzuspringen vermag; krampfhaft dem verschwundenen nachdenkend hält der Unglücksmensch noch Mops und Regendach umklammert, indess sein haltloser Sprössling, in die väterlichen Rockflügel eingekrallt, auch diesem Kleidungsstück unersetzbaren Schaden zufügt. Gleichzeitig wird sein umfangreicheres Selbst in Gestalt seines Ehegespons von den indifferenten Cavalieren mit vereinten Kräften den steilen Berg heraufgehaspelt. Da stürzt auch der Böhme und zerreisst die eine Hälfte seiner Beinbekleidung. Nur das alte Paar geniesst die herrliche Aussicht und das sentimentale Pärchen, welches in seliger Verschollenheit hinter den Büschen lustwandelt. Alle Sorgen aber glättet (3. Blatt) das reichliche, in hemdärmeliger Ungenirtheit genossene Mittagsmahl, worauf gleichfalls nach den Partheien gelagert (auf der Hirschenwiese am Kahlenberg, mit der Aussicht auf die überwundenen Mühen des Leopoldberges) die Siesta genossen wird (4. Blatt). Nur Papa hat sich seitwärts gebettet und sonnt seinen Wanst, das Antlitz schamhaft mit einem erborgten Felber beschattet. Leporello fingert auf seinem Saitenspiel ein schlafverscheuchendes Liedlein. Aber das Schicksal schreitet schnell, denn (5. Blatt) auf der nachmittäglichen Promenade wird die ganze Gesellschaft durch eine in den Hohlweg einmündende liebe Viehheerde so erschreckt, dass sie fassungslos, rette sich wer kann, über das Gemäuer eines Weinbergs flüchten, allwo gegen diesen Einbruch augenblicklich ein Hüter seine Einsprache erhebt und die so Geretteten mit Pfändung bedroht. Dieser Noth entronnen

überrascht (6. Blatt) die Heimkehrenden nicht allein der vollständige Axenbruch des Wurstwagens, sondern obendrein der grollende Ausbruch eines Gewitters, welches Alle mit Flucht, Angst und Eile überschüttet, indess Leporello vom trostlosen Postillon als hülfreiches Faustpfand zurückbehalten wird. Die fröhliche, über das Ganze ausgebreitete Philisterhaftigkeit wird jeden Beschauer mit ächter Heiterkeit erfüllen. Die Blätter, beiläufig 30 Cent. breit und 20 Cent. hoch, sind wahrscheinlich von Schwind selbst auf Stein gezeichnet und im Lithographischen Institut gedruckt. — Einige Blätter, welche Schwind für das „Frauentaschenbuch“ zeichnete und an Fr. Rückert nach Erlangen sendete, darunter ein „Frühling“ und anderes von höchster Schönheit, gingen leider verloren und kamen nie an ihre Adresse. Alle Recherchen darüber blieben schon damals und später vergeblich.

Ungleich platter, aber bisweilen doch derb-komisch, sind die „Krähwinkeladen“, vier Blätter (mit je neun Darstellungen) in klein Quart, welche Schwind im Jahre 1826 mit der Feder in Schober's Stube gezeichnet hat [1]). Der Strich ist sicher und haarscharf, der Ausdruck bisweilen drastisch genug. Dass er über die herkömmlichen Witzboldereien nicht hinausgegangen, scheint durch den Wunsch des Verlegers bedingt gewesen zu sein.

Das erste Blatt enthält folgende Darstellungen: Dem Bürgermeister haben sie einen Bären angebunden; einem Krähwinkler geht ein Flambeau auf; der Bürgermeister ist in einen Process verwickelt. Ganz schnackisch und ächt schwindisch ist die „unerträgliche Frau Floss- und Fischmeisterin“, welche in corpulenter Haltung von zwei armen Trägern in einer Sänfte geschleppt wird. Dann macht der Bürgermeister einen Satz auf das Haus und ein Krähw. Musikus reisst ein Menuet herunter.

Auf dem zweiten Blatt schwärzt ein Krähw. Kaufmann eine Waaren (Zucker); das K. Militär marschirt drei Mann hoch; ein K. macht seiner Geliebten ein Ständchen. Die Bürgermeisterin kommt in's Kindbett; der Sohn des Bürgermeisters wird

[1]) Vgl. die Münchner „Walhalla“ No. 49 vom 3. Dezbr. 1871.

beim Wasser aufgezogen; die Bürgermeisterin lässt sich die Haare brennen. Der Bürgermeister hält einen Laufer; ein Krähwinkler ist mit seinem Loos unzufrieden; ein Krähwinkler erlegt einen (Papier-) Drachen.

Im dritten Blatt trägt der Bürgermeister seine (alte hässliche) Frau auf den Händen; der Bürgermeister raucht; und — für die Geschichte der Todtentänze interessant — wie ein K. mit dem Tode ringt. Ein K. verlässt ein Zimmer; der Rathsdiener verliert sein Brod; der Stadtkommandant hat etwas Grosses im Schilde (einen Elephanten). Der Bürgermeister lebt auf einem grossen Fuss; er sitzt in der Sauce; ein K. geräth in Feuer. Humoristisch dabei ist allein das in einer wirklichen Saucière sitzende Haupt der Stadt.

Das letzte Blatt zeigt, wie ein K. den Braten riecht, wie ein K. Schauspieler aus der Rolle (Waschmange) fällt und ein anderer sich (beim eigenen Zopf fassend) zu erheben versucht. Dann fühlt der K. Bürgermeister einem Candidaten auf den Zahn; ein K. kriecht zum Kreuz; der K. Bürgermeister kommt zu sich selbst. Bei der vorletzten Darstellung hat Schwind den neuen Zug angebracht, dass der arme Sünder auf allen Vieren längs einer Mauer seinen Weg in das kühle Wirthshäuslein kriecht, damit ihn seine am Fenster der Nachbarschaft lauernde böse Sieben nicht entdecken könne. Allerliebst ist das im Alterego sich gegenüberstehende Bürgermeisterpaar. Daran schliesst sich noch, wie Rummelpuff einen Korb bekommt, wie ein K. Candidat beim Examen durchfällt und eine Krähwinklerin ihrem Mann den Kopf wäscht. — Der mit der Jahrzahl und voller Namensunterschrift geschlossene Cyclus beweist, dass Schwind daran satt hatte. Sie wurden in der Folge vergrössert (aber nicht alle von Schwind) auf Stein übertragen und bei J. Trentsensky auf festem Cartonpapier herausgegeben.

Schwind muss in dieser Zeit einen eisernen Fleiss entwickelt haben, so datirt zum Beispiel aus dem Jahre 1825 ein „ritterliches Liebespaar“[1]) vor einer Burg, ein Kniestück,

[1]) Auf Holz, 38 Cent. hoch, 32 Cent. breit.

welches zwar von sorgfältiger Ausführung zeugt, darin aber von einem grösseren Oelbilde übertroffen wird, welches (gleichfalls im Besitze Schober's) das „Käthchen von Heilbronn“[1]) vorstellt, wie sie unter dem Hollunderstrauch im magnetischen Schlafe liegt und von dem Ritter vom Strahl befragt wird. Hier ist die Umgebung, z. B. die Blumen des Vordergrundes, mit einer ächt altdeutschen Wahrheit und Minutiosität ausgeführt; die Farben sind satt und kräftig. Ueberhaupt pulsirt darinnen ein warmes Leben, das mit der sentimentalen Vernebelung der anderen „Romantiker“ nichts gemein hat. Die Vollendung des Bildes gehört jedoch in die Periode kurz vor oder gleich nach seinem ersten Aufenthalt in München. Auch die leider unvollendet gebliebenen acht schönen Entwürfe zu Hoffmann's „Meister Martin der Küfner und seine Gesellen“ (1825) gehören an diese Grenzscheide, wo die Energie des Willens zum bahnbrechenden Durchbruch kommt. Der reine schöne Hauch, der auf dieser unvergleichlichen Erzählung liegt, ich möchte sagen der goldene Legendenton, musste unsern Künstler anziehen, der seine Schwingen mit sehnsüchtigem Hoffen spannt zum Flug in die Weite.

[1]) Auf Leinwand, 80 Cent. hoch, 63 Cent. breit. Vgl. Heinrich von Kleist's gesammelte Schriften, herausgegeben von Ludwig Tieck. Wien 1827 II. B. Das Käthchen von Heilbronn. IV. Act. II. Scene.

## II.

# Herbstreise nach München.

Von diesem Flug in die Weite erzählt uns nun ein langer, ausführlicher Brief, worin Schwind, ebenfalls an Schober, seinen ersten Aufenthalt in München schildert. Er ist auf dem Rückwege zu Salzburg den 3. September 1827 begonnen. Schwind ist seit zwei Tagen von München zurück, wo er sich zehn oder zwölf Tage aufgehalten hatte. Seine frühere Vorstellung davon — er war also vielleicht als Kind schon einmal hier gewesen — ist ihm nicht mehr erinnerlich. Hören wir ihn, wie er, mit allerlei Floskeln gemüthlich umherwerfend, mit der Grazie eines ächten Touristen plaudert:

„Quoad villam ist München ein odioses Nest, die Stadt ist voll Laubengängen und diese wieder voll Brodsitzern (d. h. Bäckerläden). Zwischen Stadt und Vorstadt findet sich nur eine breitere Gasse, die an einigen Stellen mit Bäumen besetzt ist. In den Vorstädten wird viel neu gebaut und das curios schön. Gegend caret. Ich wohnte in einem kleinen Hause vor dem Angerthore[1]), von wo ich immer durch die ganze Stadt musste, um an die Gallerie oder die Glyptothek zu kommen. Die Gallerie[2]) hat nach dem ersten Eindruck doch nur raros nantes und einen verhältnissmässigen gunges dazu. Das grosse Bild von van Eyk, das Du durch den Kupferstich kennen wirst[3]), zog mich den ersten Tag sehr an und hoffte mir viel Genuss davon.

[1]) In neuer Zeit abgebrochen.

[2]) Damals noch im Hofgarten über den Arcaden.

[3]) Schwind meint das unter van Eyk's Namen von K. E. Ch. Hess gestochene Bild, welches von E. Förster (Geschichte der deutschen Kunst. 1860. II. 127) Levin de Witte, von Waagen (Kunstblatt 1847, S. 211) Mabuse und zuletzt von R. Marggraff (Catalog der Pinakothek 1867) Horebout genannt wurde.

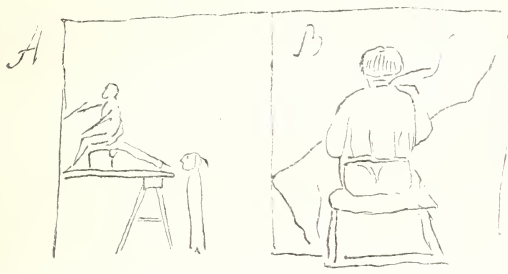
Es ist äusserst ausführlich in den Köpfen und hin und her sehr natürlich, nachdem ich aber mit der Glyptothek bekannt geworden, fühlte ich einen unwiderstehlichen Abscheu vor dem kümmerlichen Wesen. Das heisst, ich habe es immer angesehen, um ihm nicht Unrecht zu thun. Eine sehr künstlich gruppirte hl. Familie von Raphael ist, die Du aus Kupferstichen kennen wirst, cosi" (er gibt dazu eine zollgrosse Skizze), „ein Dreyeck formirend[1]). Mir war es recht gut bemerklich, welche Vertrautheit mit den gewagtesten Lagen der Glieder und Gewänder, welche deutliche Vorstellung und bestimmte von Geschmack geleitete Auswahl dazu gehört, eine so künstliche Gruppe so natürlich zu denken. In der Zeichnung ist sie geschwungen und zarter, als unsere in Wien. In Farben zeigt er sich hier lebhafter. Rothes Kleid und lichtgelbe Vorderärmel, blauer Mantel mit grünem Umschlag u. s. w. Raphaels und Dürers Portraite hängen nebeneinander, von ihnen selbst gemahlt. Raphael ist unglaublich schön, vor allem hat er einen Mund, der nicht wieder zu sehen, so strotzend und so edel dabey. Die Schatten davon sind sehr dunkel[2])." Eine kurze Stelle ist hier ausgestrichen, in welcher von Dürer die Rede ist, dann heisst es in Betreff des Letzteren weiter: „Die Farbe äusserst natürlich. Ich muss gestehen, dass (ich) Tage hatte, wo ich mich so hinein vertiefte, dass mir Dürer ganz melangefarb vorkam, dazu hat der Unglückliche einen Finger, der mich bey den besten Vorsätzen ausser Fassung brachte" (eine karrikirte Abbildung ist an den Rand gezeichnet). „Die letzten Tage (ich war nämlich täglich darin und meistens zwey, drey Stunden) verlegte ich mich ausschliesslich auf die Herrlichkeit Raphaels, wofür meine Augen etwas weiter geworden sind, als ich sie mitbrachte. Perugini sind sehr schöne, aber ein grosser Mangel an Titian und ein Ueberfluss von überflüssigen Rubens, wohlverstanden, die fliessen über von Menschen, Farben, Spectacel und allem möglichen

[1]) Vgl. E. Förster: Raphael. Leipzig 1867. I. 208, 243, die sog. Familie Canigiani.

[2]) Ebendas. I. 337. Schwind meint übrigens jenes von Raphael gemalte Bild des Prinzen Altoviti, welches lange für des Künstlers eigenes Portrait galt.

Uebermuth. Ein Engelsturz, der wohl 12 Fuss (hoch) ist, strotzt von oben bis unten von Figuren, von denen nur die vordersten 1 Schuh hoch sind, dazu ist alles in den gewagtesten und künstlichsten Stellungen, Kürzungen und Verschlingungen. Schon die Austheilung der grossen Massen scheint darauf angelegt, einen um den Verstand zu bringen, während die einzelnen „Haufen von Leichen“ in weniger als einer Woche nicht zu entziffern und wieder zusammen zu bringen (sind). Mit einigen Theilen habe ich diess Studium vorgenommen und fand Alles zum Erstaunen correkt und wohlüberlegt, aber zu viel, zu viel. Ein jüngstes Gericht ist noch grösser und noch ärger. Petrus und Paulus überlebensgrosse Figuren sind sehr würdevoll und grossartig, obwohl derb und ohne eigentlichen Styl. Doch davon zu reden hat es Zeit. — Bevor ich noch zu Cornelius ging, schummelte ich mich mit einiger Keckheit in den fertigen Saal. Ich habe von der Anordnung des Ganzen eine ziemlich genaue Zeichnung, auch habe ich von Nacht und Morgen nebst vier Zipfelbildern (Zwickeln) in loco Scitzen gemacht. Sie werden, wiewohl nur ein Schatten, nebst dem, was ich davon sagen kann, genug seyn, Dich zu überzeugen, dass hier Gedanken, Leben und Nahrung sind, die bisher nur ahndungsweise (!) berührt worden. Ich versichere Dich, es fordert den grössten Aufschwung, diese classischen Darstellungen der urältesten, tiefsten und natürlichsten, im strengsten Sinn aus der nächsten elementarischen Natur hervorgehenden Anschauungen, nur mit halb entsprechender Kraft und Fassung anzuschauen. Es ist nicht die Mythologie der Alten, es ist ein ganz neu entdecktes Verständniss, ein neu entdeckter ewiger Zusammenhang des menschlichen Lebens in seiner poetischsten und herrlichsten Entfaltung mit den Elementen. Die ganz unmittelbare Mittheilung, die einem durch die eifrige Anschauung der Bilder wird, die Kraft, die der ausgebildete Styl, die würdevolle Gestalt und Farbe giebt, das Leben, mit dem Dich die lebendige Grösse der Composition durchschauert, kann ich durch Worte nicht bezeichnen. Ich war fast täglich draussen und zu 4 Stunden, und ich hatte gerade Zeit alle Gegenstände zu unterscheiden.

„Cornelius selbst fand ich auf dem Gerüste im zweyten Saal. Er ist ein ganz kleiner Mann in einem blauen Hemd mit rother Schärpe. Er sieht äusserst streng und vornehm aus, und seine schwarzen, glänzenden Augen sind auffallend. Er las meinen Brief und fragte mich um meinen Nahmen, den Grillparzer zu schreiben vergessen hatte, wollte etwas von meinen Arbeiten sehen, was ob absentiam unmöglich war. Erst fragte er um Grillparzer und muss mit meinen Antworten ziemlich zufrieden gewesen seyn, da er auf Schlegl (!) überging, der eben in München war und ihn besucht hatte[1]). Dabey malte er immer fort und ich sah ihn nur von hinten, und noch dazu von unten. Denn unsere Stellung war wie Figur A.“ (Dazu macht Schwind die beistehende Zeichnung, sich selbst mit zwei langen, magern Strichen charakterisirend, rückwärts vom Haupte hängt ihm ein Büschel Haare hinab.)




„Zum Glück bemerkte ich das Lächerliche meiner Situation, indem ich nur als rothes Haupt figurirte und konnte dem Herzklopfen und sonstigen Teufelsängsten, die mich befielen, doch einigermassen das Gleichgewicht halten. Er selbst sah auch erquicklich aus, wie Figur B. Er äusserte sich sehr missbilligend über Schlegel, er sey ein ganz anderer Mensch, als den er vor 20 Jahren in Bonn gekännt habe. Er wunderte sich auch über das ungeheure Lob, das Sch. dem Wiener Schnorr angedeihen lasse, da er doch von anderen Seiten ganz andere Nachrichten bekommen habe. Ich meinte ganz bescheiden, das sey ganz natürlich, denn die jetzige Richtung Schnorrs komme von Schlegl grösstentheils, worauf er rund heraus (fuhr), ein Umgang wie der mit Schlegl könnte für einen Künstler nur verderblich seyn, nicht dem

[1]) Schwind's Unsicherheit in Schreibung der Namen ist hier als charakteristisch beibehalten. Hier ist Friedrich von Schlegel gemeint, welcher am 11. Januar 1829 auf einer Reise zu Dresden starb.

jetzigen Unsinn nach, sondern auch die Werke aus seiner besten (Zeit) könne sich ein Künstler ohne Schaden nicht nahe kommen lassen. Darauf stieg er von seinem Trohn (!) herab, vertauschte seinen blauen Janker mit einem eleganten Gehrock, trank sehr gemächlich ein Glas Wasser, machte mir mit kurzen Worten eine Erklärung von dem, was (in dem 2. Saal) bereits gemahlt sey und was noch dazu gehöre, dass mir die Haut schauderte, ergriff einige Schriften, und sagte, er habe auf der Academie zu thun, ich sollte nur bleiben so lange ich wollte und wieder kommen, wenn es mir gefiele. Ich entschuldigte mich aber, dass ich ohne Gefahr gänzlicher Verwirrung nicht länger bleiben könne, worauf er mir sehr freundlich die Hand gab, und noch sagte, wir würden auf jeden Fall noch zusammen sprechen, und ich stolperte über das Gerüst hinunter, zur Glyptothek hinaus, ging eine Weile spazieren, und speiste in einem Garten.

„Im Vorbeygehen gesagt ist im zweyten Saale die Sage des Trojanischen Krieges bearbeitet. In der Mitte der Decke ist ein rundes Bild, vorstellend die Hochzeit des Peleus und der Thetis. Er sitzt neben ihr und löst ihr den Gürtel auf, während zwey Amoreten an ihren Schuhen und seinem Gewande arbeiten. Hinter der Lehne ihres Sitzes hebt sich dieselbe Person hervor, die den Apfel brachte und deren Namen ich nicht weiss. Darum reihen sich vier Basrelief grau in grau gemahlt, vorstellend das Urtheil des Paris (schon fertig), die Hochzeit des Menelaus und der Helena, wobey die Freyer schwören, die Ehe zu schützen (schon fertig), der Raub der Helena, das Opfer der Ipigenia (!), zunächst acht grössere Zwickelbilder. Fertig sind über dem Fenster Achill unter den Weibern entdeckt, und Mars und Venus verwundet und von Jupiter, Juno und Minerva verlacht, im Hintergrunde steht Deiphobus mit dem Stein. Zwischen dem Hochzeits-Bar (!) und dem Fürstenstreit: der Traum des Agamemnon. Die übrigen, die erst kommen sollen, nannte er mir gleichfalls, meine Aufmerksamkeit war aber zu sehr zwischen seiner Rede und seiner Person getheilt, als dass ich mirs hätte merken können. Flach an der Wand sind die drey grossen Bilder im Bogen, der vierte Bogen ist

das Fenster. Das erste, an dem er eben mahlt, ist der Streit der Fürsten. Das zweite ist der Kampf um die Leiche des Patroklus, und das dritte ganz fertige ist die Zerstörung von Troja, wovon mündlich mehr[1]). Den andern Tag ging ich wieder in die Glyptothek und hielt es für nützlich, ihm mein Compliment zu machen; da ich aber merkte, dass er um keinen Preis von der Arbeit ging, auch das Reden ihm nicht angenehm schien, so ging ich in den anderen Saal hinüber und fing genauer zu schauen und mitunter zu zeichnen an, und so drey Tage. Dann regnete es einen Tag zu heftig um auszugehen, und ich zeichnete das Schiff aus dem Tasso auf ein Quartblatt und straffirte es mit der Feder aus gegen meine Gewohnheit mit vielen Strichen übereinander so viel möglich bis zum höchsten Licht. Ein wenig besser oder schlechter schien mir ganz gleichgültig, ich hatte gar nicht den Gedanken, ihm zu gefallen, nur den, sein Urtheil über mich zu hören, gut oder schlimm. Ich ging in der Glyptothek zu ihm und sagte, ich hätte etwas gemacht, er möchte sagen, wann und wo er es sehen wolle. D'rauf lud er mich zum Abendessen ein und ich begleitete ihn zu seiner Wohnung. Er war unterwegs etwas wortkarg oder absent, man sagte mir aber, das sey er immer, wenn er von der Arbeit gehe. Abends um 8 Uhr, es war am 27., ging ich mit meiner Scharteke hin. Er selbst war noch nicht zu Haus. Eberl[2]) aber, sein Schüler, führte mich zu seiner Frau, wo Schnorr[3]), der den Tag vorher angekommen

[1]) Die wissenschaftliche Schilderung dieser Fresken ist in H. Riegel's mustergiltigem Werke über Cornelius (Hannover 1866, S. 89 ff.) nachzulesen.

[2]) Damit ist der brave Historienmaler Adam Eberle gemeint, geboren 1805 zu Aachen, einer der treuesten Schüler des Cornelius; er hatte an den Deckengemälden im trojanischen Saal mit geholfen; starb leider schon zu Rom am 18. April 1832. Vgl. E. Förster: Denkmale der Kunst. 1857. III. B., wo Eberle's Composition: »Die Israeliten in Babylon« in Stahlstich beigegeben ist.

[3]) Schnorr kam über Wien aus Rom, wo er die Fresken zum Ariost in der Villa Massimi eben beendet hatte. König Ludwig berief ihn schon im Herbst 1825 nach München.

war, Heinrich Hess, Corn. Schwester und zwey kleine Töchter sassen. Von dem Fenster bis zur Erde herab hing ein Vorhang voll farbiger Blumen, dass man keinen Grund sah. Einige gezeichnete Portraits und eine kleine Maria, mir scheint von Hess, hängen im Zimmer. Die Unterhaltung war der Frau willen italienisch und ich war froh, des Redens überhoben zu seyn, wiewohl ich alles verstehen konnte. Es war die Rede von Overbeck, von dem Schnorr sagt: „wenn nicht ein Gewaltstreich vom Himmel kommt, so verlieren wir ihn in ein Paar Jahren [1]).“ Ueber seine Frau ärgerten sie sich ungeheuer, der Beschreibung nach ist sie der Primmisser[2]) gleich, und wenn ich nicht irre, so dürfte sie, wenn der Gewaltstreich nach Wunsch ausfiele, nicht eben die verschonte Parthey seyn. Von Rom sagt Schnorr, es sey sehr verändert, zwar nicht più cattivo, aber doch più ordinario. Dann kam Cornelius und wir gingen in ein Zimmer, wo ein Clavier und die Cartons von der Luna und der Aurora in schwarzen Rahmen wie Ofenschirme stehen, auf dem Tisch stand eine italienische Lampe (welche Schwind seinem Freunde wieder durch eine Skizze versinnlicht). Der Vorhang war ebenfalls bunt, ebenso ein Divan. Es kamen Biere, und nach einer kurzen allgemeinen Unterhaltung wendete er sich sehr freundlich zu mir und fragte mich um die Zeichnung, und ich ging ins Vorzimmer, wo ich sie gelassen hatte, und war unterwegs noch dumm genug zu denken, wenn er jetzt kek sagt, dass ich ein Esel bin, so soll er erst noch zusehen, ob ich ihm's glaube. Er nahm sie, stellte sich zum Licht und sah sie lange mit etwas zusammengezogenen Augenbrauen an, was seine schwarzen Augen noch durchdringen-

---

[1]) Es ging übrigens doch auch ohne den Schnorr'schen »Gewaltstreich vom Himmel« ganz anders, denn Overbeck starb erst in der Nacht vom 12. auf den 13. November 1869.

[2]) Früher Julie Mihes, Malerin und Lithographin aus Breslau; seit 1823 mit dem Custos Primisser in Wien verheirathet. Ihr Hauptwerk ist die grosse Verklärung der hl. Dreifaltigkeit, welche sie nach Albrecht Dürer's Originalbild nach den einzelnen Gruppen und in Totalansicht auf Stein zeichnete. Das Urtheil über Overbecks Frau ist aber reiner Klatsch.

der und feuriger machte. Schnorr und Hess traten von ihm weg, wie sie überhaupt bey aller ihrer Fidelität ungemein höflich gegen einander sind, und ich stand mit Eberl beym Ofen, so dass ich sein Gesicht von der Seite sah. Er stand wohl drey Minuten, dann sagte er brav, legte die Zeichnung auf den Tisch, wandte sich zu Schnorr und Hess, und sie sprachen vom Fleck über die wichtigsten Dinge. Unter dem Anschauen wendete er sich einmal zu Hess, und indem er auf eine Falte zeigte, sagte er im Ton einer Citation, das ist wie von —, den Namen habe ich nicht verstanden, und auf eine andere zeigend, sagte er für sich: das ist zu bauschig. Gleich wie ich damit hereinkam, sagte er sehr freundlich: „ich kann mir's wohl denken, dass Sie zu aufgeregt und nicht in der Fassung und Lage sind, Ihr Bestes zu thun", worauf ich sagte, ich wünsche mich nicht zu produziren, sondern nur sein Urtheil zu hören, bey dem ein wenig besser oder schlechter nichts ändern werde. — Ihr Gespräch bezog sich auf den Zustand der neuen Künste und ich (hörte von) Corn. die oft besprochenen Worte, dass unsere Literatur, unsere Musik durchaus neu und so ausgebildet sey, dass die Mahlerey, um ihr gleichzukommen, nothwendig neue Schritte hätte machen müssen und noch zu machen habe. Doch, sagte er, müssen wir Alles thun — dabey trat er einen Schritt zurück — um Ernst und Strenge nicht sinken (zu lassen), sonst ist in zwanzig Jahren wieder Alles beim alten, denn die Hinneigung zum Leichtsinn und Zersplittern ist ungeheuer. Sie sprachen von einigen jüngern in Rom und Corn. sagte: Die Menge und die Verschiedenartigkeit der Talente lasse sich an der Menge der Verlornen ermessen. Er erinnerte an Pforr[1]). Nie, sagte er, habe er einen Menschen gesehen, der so einen

[1]) Franz Pforr, geb. 1788 zu Frankfurt, lernte zuerst bei Tischbein in Kassel, besuchte seit 1805 die Akademie zu Wien, wo er durch gleiches Streben mit Overbeck verbunden wurde, ging mit diesem 1810 nach Rom, starb aber schon am 16. Juni 1812 zu Albano. Meine seit mehreren Jahren vorbereitete Herausgabe des Nachlasses dieses zu schnell vergessenen oder noch gar nicht nach Gebühr bekannt gewordenen Dichters und Künstlers wird wohl demnächst zum Abschluss gerathen.

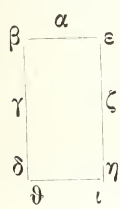
Umfang von Anschauung in sich vereinigt habe, ebenso unglaublich sei sein Genie gewesen, dass er oft im Stande gewesen mit der Feder die complicirtesten Gruppen und Stellungen zu zeichnen, so habe er sich oft an unbedeutenden Sachen fruchtlos abgemüht. Er erwähnte Zimmermann und Erhard[1]); die Natur, sagte er, wenn sie einmahl einen Frühling hervorbringt, so ist sie auch verschwenderisch. Talente, Talente, rief er, genug für Jahrhunderte."

Die Fortsetzung dieses Briefes erfolgte aus Ebenzweyer, den 11. September. „Schnorr sagte, es mache ihn traurig, denn er könne sich bey einem neu aufkeimenden Talente der Frage nicht mehr entschlagen, ob auch was daraus werden würde, so viele habe er schon zu Grunde gehen sehen und so wenige hätten es dahin gebracht, im Schweisse ihres Angesichtes zu arbeiten und frisch zu bleiben. Hess fragte nach einem, dessen Name mir entfallen ist. Schnorr beschrieb eine Zeichnung, wo Amoretten die Geschichte des Bachus und der Ariadne vorstellen, und da Corn. die Nase rümpfte, setzte er noch hinzu, dass es mit solcher Derbheit und Vollendung gemacht sey, dass man es gut nennen müsse. . . . Sie kamen auf die Genremahler, Corn. aber war schnell fertig, denn er sagte kurz und gut, für ihn gebe es keinen Genr (er spricht Schangr) und er wolle gar nichts davon wissen. Schnorr und Hess wollten dem Schangr das Wort sprechen, unterdessen trat Corn. auf mich zu, nahm die Zeichnung in die Hand und sagte halb leise, während die Andern fortredeten: „Dass die Zeichnung Talent verräth, davon rede ich nicht, aber Sie haben für Ihre Jahre eine zu grosse Leichtigkeit." Er zeigte auf einige Falten: „das ist nicht streng genug, zu gewöhnlich, fast schon

[1]) Clemens Zimmermann, geb. 8. Nov. 1788 zu Düsseldorf, nächst Schlotthauer der treueste Freund und Gehilfe von Cornelius, starb als Centralgemälde-Gallerie-Director 25. Januar 1869 zu München. — Joh. Christoph Erhard, geb. 1795 zu Nürnberg, ein geistvoller Kupferätzer und Lithograph, begab sich 1816 nach Wien und 1819 nach Italien, wo er durch Ueberarbeitung in tiefe Schwermuth versetzt, 1822 seinem Leben gewaltsam ein Ende machte.

Manier. Es wäre schlecht, wenn ein Historienmahler alles nach der Natur machen müsste, man muss aus der Erinnerung natürlich zeichnen können. Es hätte wenig mehr Nachdenken gebraucht, so wäre es gut geworden. Nur Ernst, nur keinen Strich schlechter machen, als man im Stande ist.“ Er sah mir immer fest in die Augen und wiewohl er mir nicht viel Schönheiten sagte, wendete ich keinen Blick von ihm. Unterdessen wurde zum Essen gerufen und er ging ganz lustig voraus. Oben

Fig. A.




am Tisch sass Schnorr (siehe Fig. A.) am Platz α; Corn. β; Hess γ; eine kleine Tochter δ; Corn. Frau ε; meine Wenigkeit ζ; Eberl η; wieder ein Töchterl ϑ; und Corn. Schwester ι. Es kamen Erdäpfel und Kalbsbraten, Salat und Butter. Ich kann mich natürlicher Weise nicht mehr an jedes Wort erinnern, aber die besten glaube ich noch zu wissen und will sie auch aufschreiben, wie sie mir einfallen. Ich versichere Dich, sagte Corn., dass ich dahin komme, durchaus praktischen Talenten, rechten Arbeitern beynahe den Vorzug zu geben, wenn sie nebenbey nur für Vernunft empfänglich sind. Denn je reicher und umfassender eine Geistesbildung ist, so mehr ist (sie) dem Einfluss der Zeit, der Zersplitterung ausgesetzt und so weniger kann man ihr helfen. Das erste ist doch, dass er werde, wozu er geboren ist, je origineller Einer ist, desto schwerer ist es abzusehen und desto mehr steht jede Einwirkung von aussen entgegen, ja man traut sich nicht so zuzugreifen, weil man fürchten muss, etwas zu verderben. Ich kann mir nicht helfen, mag man mich einen Philister oder was man will nennen, ich halte das Studium der Antiken für die einzige Rettung. Es ist dasselbe als das Studium der classischen Sprachen für den Literaten (das wiederholte er bald darauf), die Andern stimmten ihm lebhaft bei. Ist es nicht schon ein grosser Vortheil für einen Anfänger, wenn er, was es immer sey, diese Birn, dieses Messer, so nachzuzeichnen lernt, wie es vor ihm liegt. Und kann Einer was schöneres vor sich bringen, als die Antiken. Und die halten auch still. Ich bedaure Jeden, der sich davon abhalten lässt, denn gegen das dreissigste Jahr

zu reicht das nimmer aus, was im zwanzigsten noch genug schien, und die Leute fallen hin und sind nimmer aufzurichten."

„Von einem gewissen Fellner[1]) sagte er früher: „Ich kann nicht sagen, dass ich etwas gesehen hätte, was mir ganz gefiele, was ganz fertig wäre, aber von dem ist etwas zu erwarten. Der Kerl ist aber wie eine Jungfer, er lässt sich durchaus nicht packen." Von Grillparzer war die Rede über Tisch. Corn. sagte, es habe ihn überrascht, ihn so verschieden von den Schilderungen zu finden, die man ihm gemacht habe. Er kennt Sapho und Ottocar; ich hielt eine kleine Oration von der Medea. Schnorr meinte, er habe ihn (den Dichter) in Rom sehr feindselig und gleichsam satyrisch gefunden, worauf ich sagte, er (Grillparzer) habe sich auch nicht wenig über die Römischen Leute scandalisirt. Corn. nahm wieder das Wort undschloss mit einer grossen Lobrede auf ihn. Unterdessen hatte das Essen gewirkt und es kamen unendliche Schwänke aufs Tapet. Schnorr erzählte von einem Kosackenzug, den die Deutschen im Carneval veranstaltet hatten und von den unendlichen Blamaschen dabey. Hess erinnerte sich mit vielem Gelächter, dass er das Gerücht einer Geldsammlung zu ihrer Unter-

[1]) Ferdinand Fellner, geb. 1799 zu Frankfurt a. M., studirte zu Heidelberg und promovirte als Doctor der Rechte zu Göttingen, liess sich als Advokat in seiner Vaterstadt nieder, doch brach die lang gehegte Liebe zur Kunst durch; er ging Ende 1825 zu Cornelius nach München, wo er bis zum Herbst 1831 blieb; von da siedelte er nach Stuttgart über, wo er am 14. Sept. 1859 starb. — Von seinen Illustrationen zu den von Ludwig Auerbach (geb. 1784, † 1847) nacherzählten »Sieben Schwaben« (Stuttgart 1838) ist später in Schwind's Briefen die Rede; im Sängerkrieg (auf dem Wartburgbilde) hat Schwind das Portrait seines nachmaligen Freundes angebracht, ebenso in den sieben Raben. Fellner hatte, ebenso wie der viel zu wenig bekannte Friedrich Hoffstadt (geb. 1802, † 7. Sept. 1847), ein bewundernswerthes Styl-Gefühl und eine Kenntniss des Mittelalters, welche allen Mitgliedern der Cornelianer mangelte. Von Fellner sind auch die meisterhaften Copien der Weingartner Liederhandschrift (herausgegeben von Franz Pfeiffer 1843 im 5. Bande der Publ. des Lit. Vereins zu Stuttgart). Vgl. Gwinner: Kunst und Künstler zu Frankfurt 1862, S. 455—64.

stützung ausgebracht habe, und dass ihn der Kirgisenfürst bald gefordert hätte. Corn. fantasirte von Koch's [1]) rother Jakobinerweste, kurz, mit hohem Kragen, und seiner kleinen Pfeife. Schnorr erzählte, wie sie einmal aus der villa Massimi nach Haus gegangen im Regen, an einem Tage, wo Koch alles hat herunter schlagen müssen. Unglücklicher Weise war die Feder an seinem Paraplui ab und selbes klappte ihm immer ins Gesicht. Vor lauter Niedergeschlagenheit aber schiebt er es geduldig wieder in die Höh', lässt aber wieder aus, um seine Lamentation mit der Hand zu begleiten, und kriegt wieder einen nassen verfinsternden Patscher ins Gesicht, und so bis in die Stadt hinein. Corn. ärgerte sich, dass sich so viele über ihn lustig machen, denn so einen alten Kauz, der so viel Stoff zum Lachen gibt, sagte er, solle man ganz besonders in Ehren halten. Des Schnorr, des Corn., des Königs und schliesslich der Marie Olivier [2]) Gesundheit wurden dann lebhaft getrunken, ausserdem musste ich mit Eberl Bruderschaft trinken, so dass ich einen Schwips hatte und sehr lustig war. Während der Lustigkeit sagte Corn. zu mir, da er eben einiges von Wien mit mir sprach: „Sie kommen doch nach München und das bald?" Worauf ich sagte und noch sage: So bald es im geringsten möglich ist. Mit Cornelius habe ich fast nichts mehr gesprochen, habe aber noch vieles von den Andern zu sagen.

„In dieser letztern Hinsicht also bin ich jetzt auf dem Marsch nach Wien, den ich, falls nicht mein ungarischer Bruder herauf kömmt, nächstens beschleunigen werde. . . . Die Akademie in München, und mehr suche ich nicht, ist in einem solchen Zustand, oder besser in einem solchen Schwung, dass

[1]) Der berühmte Landschafts- und Historienmaler Jos. Anton Koch, geb. 27. Juli 1768 zu Abingalph im obern Lechthal, gestorben zu Rom 12. Januar 1839. Durch Koch wurde Cornelius erst mit Dante bekannt. Ueber Koch's Antheil an der Villa Massimi vgl. Förster: Geschichte der deutschen Kunst. IV., 64 ff.

[2]) Die jüngste Stieftochter von Ferdinand v. Olivier, mit welcher sich Schnorr zu Wien verlobt hatte.

Einer was lernen muss, wenn nicht die blühendste Unfähigkeit entgegen steht.

„Die königlichen Bestellungen weiss man auf viele Jahre voraus, ja man kann sogar schliessen, wo und wann sie ihren Schluss finden werden. Unter den Bögen im Hofgarten (Arcaden) werden zwölf Fresken aus der bayrischen Geschichte gemacht, nebst zwölf allegorischen Zipfelbildern. In dem neuen Trakt an der Residenz kommen Corn. und Schnorr zum Nibelungenlied. An die Pinakothek, die sie schon zu bauen angefangen haben, kommt ein Corridor mit 25 Kuppeln, in jede Kuppel ein Hauptbild von 18 Schuh Durchmesser und 4 Zipfeln. Endlich das Walhalla, von dem man aber noch nichts weiss, und eine Kirche. In die Pinakothek-Kuppeln kommen Scenen aus dem Leben der Mahler. Nun bitte ich Dich, ob Einer die Lust haben soll, das Frescomahlen mühsam zu erlernen, Kalkdampf zu schlucken und das Oehlmahlen aufzugeben. Unsereiner nicht im mindesten. Was aber an Zeichnung zu lernen ist, sieht man erst in München, und die Gelegenheit, Cartons zu zeichnen übertrifft alles. Ein grosser, lichter Saal, männlich und weiblich Modell, Drapperien, Stellagen, Leitern und Schameln sind umsonst zu haben. Wo ist das anders zu hoffen? oder zu finden? Unter den Cartons, die eben gezeichnet wurden, waren drey heilige, ein historischer und ein griechischer, der aber assai cattivo war. Die Heiligkeit, wiewohl sie ziemlich stark eingerissen und von derselben Form als in Wien ist, verschwindet doch so sehr neben den Cornelischen Sachen. Die jungen Leute sind sehr sonderbar. Wenn ich denke, wie Einer in Wien empfangen wird, so graust Einem vor dieser Weinerlichkeit und Unfreundlichkeit zugleich. Zeichnen, Frescomahlen und vor allem sitzen können die Kerls, dass es ein Spektakel ist. Ich habe mich aber des Gedankens der Fabrikmässigkeit nicht enthalten können. Weiteres hoffe ich Dir bald mündlich mitzutheilen. Die Glyptothek kann ich expliciren und meine Rede mit leichtfasslichen Umrissen begleiten, trotz dem Morgenblatt. Eins ist mir sehr lächerlich vorgekommen und kömmt mir immer mehr so vor, das ist unsere heftigen Bestrebungen,

die Trefflichkeit Kraftischer Bilder[1]), englischer Vignetten, wilder Jäger[2]) und solchen Teufelszeug herauszufinden und anzustaunen. Indessen weiss ich Dir jetzt nichts besseres zu sagen oder zu geben, als was in diesem Briefe steht, denn ich habe nie von grössern und herrlichern Dingen gedacht oder gesprochen, als von des göttlichen Cornelius Werken, noch weiss ich einen Theil meiner Lebensgeschichte, in dem ich mich geehrter und getroffener gefühlt hätte, als in der Gesellschaft der trefflichsten Männer. Dein Schwind."

Ein von Kriehuber 1827 auf Stein gezeichnetes Portrait stellt unsern Künstler dar als ein nach damaligen Begriffen fein und salongültig gekleidetes Herrlein; das wohlgescheitelte Haar lässt die schöne hohe Stirne frei; unter den schmalen Brauen blicken die klugen Augen fest, milde und ruhig hervor; die Nase ist ächt schwindisch und hat selbst bei dem späteren Colorit keine Veränderung erlitten; der Mund ist bogenförmig und beinahe streng, leicht von Humor gespannt, die Lippen mager und fleischlos, wie überhaupt die ganze Anlage des Mannes noch keine Spur des späteren rundlichen Embonpoint zeigt. Der stehende Hemdkragen fasst das schmale Gesichtchen ein, welches für Eroberungen gemacht zu sein schien, wovor ihn doch wieder die eigene Schüchternheit in Schranken hielt. Die süsseste und innigste Angelegenheit seines jungen Herzens schloss mit einer spätern Entsagung. An ihre Stelle traten allerlei schöne Münchnerinnen, welche Schwind ebenso wie Göthe zu Leipzig

[1]) Joh. Peter Kraft, Portrait- und Historienmaler, geb. 1780 zu Hanau, hatte sich 1802 zu Paris unter David gebildet, dann nach Wien gewendet, wo er 1823 Corrector und ausserordentlicher Professor an der Akademie, 1828 Galleriedirector und Schlosshauptmann des Belvedere wurde. Er starb 1856 zu Wien.

[2]) Damit sind die fünf bildlichen Darstellungen von J. Führich: »der wilde Jäger« nach Bürger gemeint, radirt von Anton Gareis (Vater des 1837 zu Prag gebornen gleichnamigen Genremalers), mit kritischem Text von Anton Müller. Prag 1827. — Unter den »englischen Vignetten« meint Schwind eine kleine Sammlung englischer Stahlstiche, welche Schober mit besonderer Vorliebe erworben hatte und in Schwind's Augen wenig Beifall fand.

mit Quälereien zur eigenen Qual verjagte. Wir hören noch davon.

Inzwischen musste der junge Maler mit der ganzen Kraft seines Geistes und Fleisses daran gearbeitet haben, die Uebersiedelung nach München ins Werk zu setzen. Die Reihenfolge seiner Arbeiten lässt sich kaum annähernd bestimmen, wenigstens ist Führich's Bemühen über diesen Zeitraum ziemlich knapp gelohnt geblieben. Portraite werden wohl am meisten mitgeholfen haben. Der „alte Krieger", das „Käthchen von Heilbronn" und die „Abendpromenade" gaben zu geringe Ausbeute. Der „wunderliche Heilige"[1]) begleitete unsern Moriz nach München.

[1]) Vgl. Förster, Gesch. der deutsch. Kunst. V., 134. Führich, S. 15.

## III.

# Lehrjahre. Sturm und Drang.

Seit dem Besuche Schwind's bei Cornelius waren nicht volle vierzehn Monate verstrichen — unterdessen hatte der glühende Jünger der Kunst es „möglich“ gemacht und war mit leichtem Gepäck, fröhlichem Herzen und noch leichterem Beutel vertrauens- und hoffnungsvoll nach der Isarstadt gewandert.

Ob er wohl eine Ahnung hatte von den Prüfungen eines jeden Genius? von Kummer, Noth und Krankheit, ob er dachte an den unvermeidlichen Weltschmerz, der jedes rüstige Streben einmal durchschneidet und auf die Goldprobe setzt; an all' das geistige und leibliche Elend, an die in Verzweiflung durchlebten Wochen und Monate?

Wohlauf du fröhlicher Geselle! lass deine Segel schwellen! Dein Schifflein wird im Sturme schweben, aber obgleich entmastet und abgetackelt, doch die Scylla und Charybdis passiren und unzerschellt aus der Springfluth des Lebens auftauchen; ein schönes Land liegt dann vor Dir und Alles, was Du in der Jugend gewünscht, wird Dir noch zu Theil, aber langsam und erst allmählig und auf ganz anderen Wegen, als Du im Uebermuth siegesfroher Jugend geträumt, verlangt, erwartet oder vom Schicksal gefordert!

Einstweilen lautet der nächste Brief an seinen alten treuen Freund noch lustig und fröhlich; doch ziehen im Hintergrunde schon leise Nebel herauf. „Wie ich hergekommen bin, wirst Du schon wissen (heisst es vom 5. November 1828), und wie ich

hier bin, weiss ich noch nicht ganz. Ich kann Dir noch nichts schreiben, als wie ich, nach den Umständen, soweit ich sie kenne, glaube, dass ich am besten und nützlichsten handeln werde. Schnorr hat mich zwar sehr gut aufgenommen, aber einem allzufreundlichen Wirth traue ich nicht. Er hat keine Ursachen, mich auszuzeichnen, als höchstens, dass er nicht weiss, was er mit mir machen soll. Ich werde so etwa alle 14 Tage hingehen, wenn ich weiss, dass Leute dort sind[1]). Cornelius war wie gewöhnlich etwas kaiserlich, nimmt sich aber meiner thätlich an. Nicht nur dass er meine Aufnahme an der Academie sogleich ins Reine brachte, hat er mir auch angetragen, da er kein Zimmer für mich allein an der Academie zu vergeben habe!! mich zu Schlotthauer und Neureuther[2]), die für ihn arbeiten, einzuquartieren. Zu diesen kommt er natürlich sehr oft, während er die Componirsälle, deren Vortheil ich aber ganz und gar geniessen kann, ohne aus meinem Appartement herauszugehen, fast nie besucht. Auch versteht sich, dass der König einheizt und ich daher Holz erspare. Nun denke ich also: da das Modellzeichnen (von 5—7 Uhr Abends) erst im halben Dezember anfängt, so werde ich von ein Uhr bis zur Finsterniss in den Antiken-Sälen arbeiten und zwar nach einigen kleineren Figuren, wie ich schon heute an einer gearbeitet habe, eine grosse, an welcher ich die Art gross zu zeichnen, wie zu den Cartons gehört, etwas einüben will. Den Vormittag will ich benützen, im besagten geheizten Saal Studien und Zeichnung zu einem Bild zu machen und zwar zu dem Schiff, welches ich voriges Jahr hier gezeichnet habe. Werde ich vor dem

[1]) Schwind wurde später mit Julius Schnorr von Carolsfeld (gest. 24. Mai 1872 zu Dresden) innigst befreundet; über Schnorr's schönes Familienleben, insbesondere den liebevollen Charakter seiner Frau vgl. man Joh. Dav. Passavant's Schilderungen (in A. Cornill's mustergiltiger Biographie Passavant's, Frankfurt 1865. II. 17), welche für das damalige Kunstleben überhaupt von Interesse sind.

[2]) Joseph Schlotthauer, geb. 14. März 1789, gestorben 15. Juni 1869; vgl. dessen Nekrolog in Nro. 170 Beil. der Augsburger Allg. Ztg. vom 19. Juni 1869. Eugen Neureuther, geb. 1806., vgl. Förster's Gesch. der deutschen Kunst. V. B. S. 84 ff.

Anfang des Modellzeichnens fertig mit Zeichnen, so zeichne ich dann auch Vormittags Antiken oder an etwas, wovon ich weiter unten sprechen will. Fangt das Modell an, so mahle ich unter Tags und Abends zeichne ich Modell. Bin ich mit dem Bilde fertig, zeichne ich einen ziemlichen Carton, wozu Gelegenheit und Unterricht nirgends besser zu haben sind. Ich verspreche mir gerade an einem solchen Carton das beste zu lernen, was hier zu haben ist und was ich nirgend anders so haben kann. Bis dahin wird auch der Tag länger und ich werde mahlen können. Nun will ich von etwas reden, was uns vielleicht beyden nützlich ist. Es befinden sich hier an der Academie sehr gute Abgüsse von den weltberühmten Thüren des Ghiberti in Florenz.“ Schwind beschreibt dieselben dem Freunde und hofft Schwemminger oder Kramer oder sonst Einer würde sich um ein Billiges dazu verstehen, die Sachen auf Stein zu machen, und bey dem grossen Ruhm des Gegenstandes dürfte ein ausgebreiteter Absatz zu hoffen sein. „Ich für meine Person würde“ — fügt er ganz treuherzig bei — „unglaublich billig seyn, da es mir sehr interessant wäre, diese prächtigen Sachen zu copiren, und sehr uninteressant, Hunger zu leiden. — Gesehen habe ich Schnorr's Cartons, welche sehr schön sind, und mehrere Frescos (14—15) von jüngeren Künstlern, welche mehr oder minder abscheulich sind, bis auf ein Paar.“ Vielleicht meint Schwind die Fresken aus der bayerischen Geschichte unter den Arkaden? sein Urtheil wäre theilweise dann heute noch richtig. — Bis auf Neujahr hofft er mit seinem Gelde noch auskommen zu können, „dann aber habe ich gewiss keinen Kreuzer mehr. Wenn Du was entbehren kannst, so sey so gut

Sonst müssen Mantel, Uhr und Pfeifel
In's Leihhaus wandern und zum Teufel.

Schreib mir nur recht bald, dann will ich auch noch von anderen Dingen reden, aber für heute weiss ich nichts mehr. Grüsse alle recht schön!“ Seine Wohnung war „ausser dem Einlass (nächst der Müllerstrasse) Nro. 657 zu ebener Erde bey Hrn. Verwalter Schindler.“ — „Unter andern“ und „wieder unter andern“ sind noch zwei Nachschriften angehängt, wobei es

schliesslich heisst: „Ich behalte mir aber vor, nichts gesagt zu haben, bis ich Dir bestimmter davon schreiben kann.“ Das ist reiner Muthwille, denn er hat wirklich nichts gesagt.

Unterdessen starb am 19. November 1828, erst 32 Jahre alt, Franz Schubert zu Wien, jener geistvolle Liedercomponist, welcher mit wunden Schwingen sich Bahn gebrochen hatte[1]). Schwind hielt ihn immerdar hoch und verherrlichte noch im Jahre 1866 den Töne-Meister mit einem grossen Gedächtnissblatt. Sein Schmerz spricht aus einem Briefe vom 25. November 1828: „Lieber guter Schober! Ich habe gestern den Brief bekommen, wo mir N. schreibt, dass Schubert gestorben ist. Du weisst, wie ich ihn liebte, Du kannst Dir auch denken, wie ich dem Gedanken kaum gewachsen war, ihn verloren zu haben. Wir haben noch Freunde, theure und wohlwollende, aber keinen mehr, der die schöne unvergessliche Zeit mit uns gelebt und nicht vergessen hat. Ich habe um ihn geweint wie um einen meiner Brüder; jetzt aber gönn' ich ihm's, dass er in seiner Grösse gestorben ist und seines Kummers los ist. Je mehr ich es jetzt einsehe, was er war, je mehr sehe ich ein, was er gelitten hat. Du bist noch da, und Du liebst mich noch mit derselben Liebe, die in unvergesslichen Zeiten uns mit unserem geliebten Todten verband. Du allein weisst jetzt noch die Jugend und das Feuer, das trotz Allem noch das einzige ist, was mich glüklich machen kann. Zu Dir trage ich alle Liebe, die sie nicht mit ihm begraben haben, und mit Dir immer zu leben und alles zu theilen, ist meine liebste Aussicht. Die Erinnerung an ihn wird mit uns seyn und alle Beschwerden der Welt werden uns nicht hindern, in Augenblicken ganz zu fühlen, was nun ganz verschwunden ist. Dein Moritz.

„Schreib mir bald alles, was Du noch von ihm weisst, aber recht bald. Für eine Stunde bei Euch wollte ich“ . . . .

[1]) Vgl. die schöne Darstellung dieses Mannes als Mensch und Künstler in R. E. Hahn: Bilder aus der Dichter- und Künstlerwelt. Leipzig 1870, und das früher citirte Quellenwerk von Dr. H. Kreissle. Wien 1865. Eine originelle Portrait-Skizze Schubert's, gezeichnet von M. v. Schwind, ist in Lützow's Zeitschrift für bildende Kunst 1872, S. 263, wiedergegeben, ebendas. auch die Abbildung des unserem Tondichter jüngst in Wien gesetzten Denkmals.

Hier bricht das Blatt ab. Auf Schubert's Tod zeichnete Schwind ein kleines Blatt, welches Herr von Schober erhielt und mit rührender Pietät verwahrte: ein trauernder Genius (sitzend) mit zwei allegorischen Gestalten, welche auf seinem Schosse liegen, Schubert's idyllische und melancholische Musik andeutend. Und noch einmal, in seinen letzten Jahren, zeichnete Schwind, wie erwähnt, das schöne Blatt „Schubert am Clavier", worin dem unterdessen so rühmlichst anerkannten Tondichter und allen seinen früheren Freunden ein schönes, warmes Gedächtniss gesetzt ist. (Vgl. Nro. 134 der Wiener Schwind-Ausstellung 1871.)

Das Jahr 1829 scheint ein schlimmes, an den bittersten Täuschungen reiches gewesen zu sein. Schwind muss übermässig gearbeitet haben und ist nun, wie er in einem kläglichen Briefe schildert (November 1829, die vorhergehenden Briefe scheinen verloren), krank und müde an Geist und Körper. Doch tröstet ihn ein Brief seines Freundes und am Sylvestertage des Jahres (1829) sind wenigstens die verzweifelten Todesgedanken so ziemlich verflogen. Von einem „David und Abigail" ist vorübergehend die Rede. Diese Zeichnung soll ganz im altdeutschen Styl ausgefallen sein. „Es wird so lange nicht mehr dauern (heisst es am 2. Januar 1830), so kann ich auch die erste Zeichnung (der aber schon Skizzen und selbst Naturstudien vorangegangen sind) und den Umriss, der auf die Leinwand gepaust wird, schicken. Ich glaube, es wird Niemanden entgehen können, dass ich einen Schritt gethan habe, der auch für das Mahlen gewiss förderlich ist, da ich nicht nöthig habe, mit der Farbe die Form zu suchen. Das wichtige ist, dass ich einmahl herausgearbeitet habe, wie meine Sache aussehen soll, statt dass ich früher nur Pläne machte. Es geht mir gewiss im Mahlen dieses Bildes besser als je, besonders da der Mahlerey nicht viel zur Last fällt. Wenn ich anders nicht durch die Nothwendigkeit, Geld zu verdienen, oder durch Krankheit aufgehalten werde, so hoffe ich das Bild so herzustellen, dass ihr mich nicht tadeln werdet, meinem Kopf gefolgt zu haben. Ich habe selbst wie oft! die ganze Arbeit verwünscht und es schien mir viel zweckmässiger und gescheidter, ein kleines Bild zu mahlen, und

habe oft nur aus Instinkt oder Rücksicht auf Cornelius weiter gearbeitet, aber jetzt sehe ich ganz deutlich, dass gerade diese Arbeit mir auf die Füsse hat helfen müssen, und dass ich erst, wenn das Bild fertig ist, mich wieder kann gehen lassen. Es ist keine Schulaufgabe; wenn irgend was von mir ein Gedicht ist, so ist es das auch, und ich habe das erstemal beyläufig Genüge geleistet. Mein ganzes Augenmerk geht auf das Romantische, aber wenn ihr es recht bedenkt, so kann man sich mit guter Vernunft an das nicht anschliessen, was in der Art da ist. Du hast ganz recht, wenn Du sagst, es kommt am Ende darauf an, ein gutes Bild zu mahlen, dazu gehört aber mehr als Birn braten. Denke Dir die Genofeva Führich's [1]) gemahlt, was wird es seyn? Wo kein historischer Styl ist, ist kein Platz für die Farbe, auf einen Schuh Farbe kommen 6 Ellen Schmutz und damit kommt kein gutes Bild zu Stande. Ich bin sehr froh, dass ich mich auf solche Sachen nicht eingelassen habe. Ich werde es freylich nicht gar schön zusammenbringen, aber doch besser als auf diesem Wege. Die cyclische Form ist kaum zu umgehen, aber eben darin ist alles möglich. Die Säle des Cornelius sind auch cyclisch, aber episch, wie er selbst sagt; es ist aber auch ein Dramatisches nöthig. Wenn ich mich nur in eine passable Lage versetzen kann, um die Geschichte von den sieben Raben auszuführen; damit habe ich eine grosse Freude. Es wird mir manchen Tag ganz unerträglich, in so jungen so alten Jahren so überreizt und krank, und so zurück zu seyn. Was ich jetzt thue, hätte ich vor so viel Jahren schon thun können bey einiger Anleitung. Das Modell- und Drapperiezeichnen (ich habe schon wieder 50 neue), dann das abscheuliche Wirthshaus ist oft völlig unerträglich. Wenn dieser Winter überstanden ist, so muss es doch besser kommen. Könnte ich nur dann nach Haus, mir wäre gar nicht Angst mich fortzubringen, und zwar auf meine Weise. — Ich habe neulich einen Nachmittag im Caffèhaus zugebracht, der mich etwas in die früheren

[1]) Fünfzehn Zeichnungen zu Tieck's Genofeva. Führich hat wirklich einige davon in Oel ausgeführt.

Zeiten versetzte, mit Spindler, Waagen und Chezy, welch' eine unglaubliche Zusammenkunft."

Karl Spindler[1]), welcher sich damals schon eines höchst bedeutenden Rufes als Novellist erfreute, war nach einem vielbewegten Leben um diese Zeit, angezogen durch die vom Buchhändler F. G. Frankh in Aussicht gestellten Lockungen, nach München übergesiedelt; Schwind hatte auf der Rückkehr von einem Spaziergange nach Nymphenburg durch höchst komischen Zufall die Bekanntschaft des Dichters gemacht, mit dem er in Verbindung blieb. Er lieferte das Titelblatt (Gambrinus mit Randbildern, in Holz geschnitten von T. Neuer) zu Spindler's „Zeitspiegel", machte Zeichnungen zu dessen Erzählungen und illustrirte das Spindler'sche Taschenbuch „Vergissmeinnicht" für 1831 (München bei F. G. Frankh). Dasselbe enthält zwei Blätter zu „Nenuphar" (gestochen von Fleischmann), ebenso zur „Mohrin von Toledo" und zu „Furchtlos und Treu" (gestochen von Leop. Beyer). Das Titelblatt mit dem angeblichen Portrait des malerischen „Engel-Lieschen" ist zwar ohne Schwind's Namen, dürfte aber doch von demselben sein. Schwind lieferte auch weitere Zeichnungen, welche in den Jahrgängen 1832—1835 gestochen wurden; leider steht mir gerade kein weiterer Band dieser Taschenbücher zur Verfügung, um das Nothwendige daraus zu verzeichnen. Liebhabern und Sammlern genügt wohl dieser Wink. Mit Spindler war auch der Schriftsteller Wilhelm von Chezy (geb. 1806 zu Paris, † zu Genf 1866) nach München gekommen, welcher mit Schwind schon von Wien her bekannt war. Seine aller Pietät gegen die eigene Mutter entbehrenden „Erinnerungen" (Schaffhausen 1863—64, 4 Bände) erzählen an verschiedenen Stellen von diesem Leben und Treiben der Freunde, wozu auch Eduard Duller (geb. 1809 zu Wien, gest. 1853 zu Darmstadt) und der fleissige, schreibselige, ordnungsliebende Ludwig Bechstein (geb. 1801, gest. 14. Mai 1860 zu Meiningen) kamen. In der

[1]) Karl Spindler, geb. 16. October 1796 zu Breslau; gest. 12. Juli 1855 im Bade Freiersbach (im Renchthal).

Folge illustrirte Schwind Duller's „Freund Hain“ [1]) und in ganz prachtvoller Weise dessen Geschichte des „Erzherzogs Carl von Oesterreich“ (Wien und Pest 1847). Zu Bechstein's „Faustus“ (Leipzig 1833) zeichnete er acht Blätter, welche von Pfau und E. Thäter in Umrissen gestochen wurden. Mit Carl Waagen (geb. 1800 zu Hamburg, zur Zeit k. preuss. Geheimer Hofrath zu München) stand Schwind schon von Wien her in engen Beziehungen, die sich in der Folge freilich etwas kühlten und lockerten. Hören wir indessen nach dieser kleinen Abschweifung unseren Briefschreiber weiter berichten:

„Sonntag Nachmittag gehe ich gewöhnlich nach Bogenhausen [2]), wo in einem Kaffèhaus mit einem offenen Camin sich verschiedene Mahler einfinden, meist 20—30. Die Neujahrsnacht brachte ich in einem Weinhaus zu, in einer unzählbaren Gesellschaft. Das ganze Zimmer war voll, da kamen um halb zwölf noch 15 Hamburger. So ein Lärm ist doch manchmal gut. Gestern Abends war ich bei Schnorr und sah die Zeichnungen zu den Deckengemählden, ich bin aber schon zu schläfrig, um sie zu beschreiben. Besonders schön ist die, welche den Nibelungen-Schatz vorstellt, mit Gnomen und Cobolden. Genug sie sind einzig schön. Er war neulich bey mir und besah mein bissl Arbeit. Er meinte, ich sollte es gross mahlen, aber woher nehmen und nicht stehlen, und ich hätte auch keine Lust dazu. Ist es Dir möglich, mir recht bald zu schreiben, so weisst Du, welcher Trost es für mich ist“ u. s. w.

Erst vom 27. November 1830 liegt wieder ein Brief vor; ein früherer scheint nicht abgegangen zu sein. Schwind hat „den Tag über den Kopf so ziemlich voll Arbeit, Geldgeschichten und Verdruss, aber doch vergeht keiner ohne den mehr oder minder

[1]) Grotesken und Phantasmagorien von J. Duller. Mit 10 Holzschnitten nach M. von Schwind (welche besonders für die Geschichte der Todtentänze Interesse bieten). Stuttgart 1833. Vgl. Wolfg. Menzel: Literatur-Blatt 1835. S. 170

[2]) Ueber dieses damals und später noch vielbeliebte Ziel der Spaziergänger, wovon auch H. Heine in seinen Reisebildern spricht, vgl. August Lewald: Panorama von München. Stuttgart 1835. II., 262 ff. und ausserdem die Zeitschrift Eos 1829. S. 261.

lebhaften Gedanken an Dich, an Schubert und eine dritte Person. So oft ich an mich selbst denken kann, so oft denke ich an Euch, und bringt mir irgend etwas Dein oder Schubert's Bild vor Augen, so ist es, als käme ich aus einem Traum zu mir selbst. Ich lebe in einer Cameradschaft, die die ersten Christengemeinden hinter sich lässt, und habe Freunde gefunden, die es für mein Leben bleiben werden, aber das ist doch Alles nichts oder wenig gegen das, was ich nicht vergessen kann. Du wirst doch nicht ewig in Ungarn bleiben, und ich arbeite aus allen Kräften und Anschein von Erfolg darauf hin, mein Lager in Wien aufzuschlagen, das für mich freylich auch abgeräumt ist, dass ich mich ordentlich fürchte, aber es ist mir doch lieber als hier oder sonst wo. Wer weiss, ob wir nicht noch nach Atzenbruck fahren, das gegenwärtig von Weigert, auf den Du Dich wohl erinnern wirst, verwaltet wird. Vor allem lass Dir erzählen, dass ich Senn besucht habe. Ich machte mit Binder[1]), der Dich

[1]) Jos. Binder, geb. 1805 zu Wien, bildete sich zuerst daselbst, dann 1827—34 in München, wo er unter H. Hess in der Allerheiligenkirche malte. Im Kunstverein daselbst stellte er aus 1828: einen »Belisar« (35 Zoll hoch, 29 Zoll breit), einen »Schutzengel bei einem schlafenden Kinde«, ferner »Christus und Magdalena«. Im Jahre 1830 eine »Findung Mosis« und 1831 ein Bild »Angelica und Medore«; ausserdem scheint er sich als Portraitmaler hervorgethan zu haben. In Schwind's Briefen ist in der Folge noch in gereizter Weise die Rede von ihm. Im Jahre 1836 wurde er Lehrer am Städel'schen Museum zu Frankfurt, ging 1847 wieder nach Wien, wo er 1848 Mitglied und 1851 Professor der Akademie wurde. In der Vorhalle der schönen Altlerchenfelder Kirche (erbaut von dem zu frühe, am 2. Mai 1849 verstorbenen geistvollen Architecten Joh. Georg Müller, vollendet von Franz Sitte) malte er nach Führich's Plane mit Mossdorf treffliche Fresken (Schöpfungsgeschichte). In letzter Zeit versah Binder die Stelle eines Zeichnenlehrers an der Schottenfelder Realschule in Wien. Binder war ein sehr liebenswürdiger Mann, der aber die Schwäche einer kindischen Geheimnisskrämerei hatte, wesshalb ihn auch Schwind auf seinen Bildern so im Versteck malen lässt. Er starb im Frühlinge des Jahres 1863 zu Kaltenleutgeben, einem Kaltwasser-Kurort 4 Stunden von Wien. Vgl. Ernst Förster, Geschichte der deutschen Kunst. V., 494 ff. Leipziger Illustr. Zeitung Nro. 970 vom 1. Febr. 1862 und briefliche Mittheilungen des Herrn Lucas von Führich. — Herr von Schober besitzt von J. Binder eine aus frühester

vielmahl grüssen lässt, ein Reise nach Salzburg und Gastein und durch den Pinzgau nach Innsbruck. Wir kamen an einem sehr schönen Tag hinein und ich lief alsobald ihn aufzusuchen. Man wies mich in das Spital, das er eben zu commandiren hatte. Dieses liegt ganz am Ende der Stadt gegen Ambras zu. Ich fragte den Jäger, der auf der Wache stand, und der sagte, er ist auf der Wiese. Ich sah auch einen Offizier mit der Pfeife, er sah mir aber von weitem zu dick und vierzigjährig aus, auch war jemand bey ihm. Ich hielt mich also fern, ordentlich mit Herzklopfen. Endlich ging derselbe weg und ich meldete mich. Er kannte meinen Namen nicht, sagte aber einmal ums andere: „das ist schön, das freut mich.“ Von Wien weiss er gar nichts. Spaun war zwey Tage vor mir durch Innsbruck gereist. Wir gingen auf ein nahes Kloster zu, sprachen von Dir, Kenner und Max Spaun, am meisten aber von Schubert. Das politische scheint sein Steckenpferd zu seyn, denn über den Accis hielt er eine lange Rede. Es war indessen Mittag und wir gingen auseinander. Er versprach, mich Abends nach dem Exerziren zu besuchen. Ich sah ihn marschiren und commandiren, wartete aber vergebens bis 8 Uhr auf der Brücke, er kam nicht. Tags darauf fand ich ihn im Bett. Kaffè, Schriften und Pfeife bey sich. Wir machten einen kleinen Spaziergang, wo viel von München die Rede war. Ueber den König ist er ganz entzückt. Ocken sprach er in Innsbruck. Auf die Entwickelung der Kunst hat er wenig Fiduz. Er meinte, die Kunst könne sich nicht freuen bei dem schlechten Zustand des deutschen Volkes, was er sehr ausführte, da ich ihm aber endlich versicherte, ich könne dem Volke nicht helfen und auch nicht warten, bis ihm geholfen sey, so lachte er und gab mir recht. Den dritten Tag gingen wir wieder zusammen. Ich muss Dir gestehen, ich war über seine feurige und schlagende Art zu sprechen, in dem grössten Erstaunen, aber

Zeit stammende, leicht aquarellirte Zeichnung, welche aber mit so charakteristischen Strichen ausgeführt ist, dass sie das Studium der besten Meister des altdeutschen Holzschnittes documentirt. Binder's spätere Oelbilder sind verzeichnet in Fr. Müller's Künsterlexicon. Stuttgart 1857. I. 147.

noch zehnmal mehr entzückt, ich möchte sagen, über das himmlische Schauspiel, wie eine Empfindung sich in ihm aus dem Innersten fest und stark heraufdrängt. Sein Blick, Ausdruck und eine gewisse Schaam sind geradezu hinreissend. Wir schieden ohne weiteren Abschied. Von Schubert behauptete er, er sey ihm erschienen. Seitdem sitze ich wieder hier und war schon zehn Mal daran Dir zu schreiben, aber es ist wahrhaft ein zu schlechtes Leben.

„Mein Bild ist Gott sey Dank schon lange fertig. Es könnte zwar schöner seyn, aber es ist bis auf den Boden, der etwas zu gelb ist, gut genug. Wenn Du auch das Bild nicht siehst, so haben wir doch den Carton, zu dem die Aenderungen sich leicht hinzudenken lassen. Mit David hatte ich das grösste Kreuz, davor ist er aber auch gut. Seitdem habe ich nebst zwey Vignetten für Spindler, Ritter Kurts Brautfahrt fertig gezeichnet (!), welches Blatt mein Freund Thäter in Dresden stechen wird. Ich halte es insofern für gut, als es gewiss den Eindruck eines Lustspiels macht und neu ist. Einzelnes könnte studirter seyn."

Diese Nachricht, aus dem Ende des Jahres 1830, ist ganz überraschend und fast unglaublich. Wirklich findet sich in Schwind's Nachlass eine kleine, auf braunes Papier gezeichnete Skizze, welche die Hauptmomente des berühmten Blattes schon enthält. Ebenso erstaunlich ist die Zuversicht, dass Julius Thäter[1]) das Blatt stechen soll, was derselbe, nachdem Schwind

[1]) Julius Thäter, geb. 1804 zu Dresden, hatte sich damals schon durch seine harte und ebenso traurige Lehrzeit durchgerungen. Dieser edle unverbrüchlich treue Freund hielt immerdar zu Schwind. Er starb am 14. November 1870. Cornelius rühmte von ihm: dass keiner sein künstlerisches Gefühl so richtig wiedergegeben habe, als Thäter, und Graf Raczynski äusserte: dass er bei seinen vielen und vielfachen Beziehungen zu Menschen keinen von gleicher Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit kennen gelernt habe, so dass er jedes von ihm gesprochene oder geschriebene Wort ohne alle Prüfung als unumstössliche Wahrheit hinnehme. Vgl. m. Nek. in Beil. 323 Allg. Ztg. vom 19. Nov. 1870 und Ernst Förster ebendaselbst, Beil. 334 vom 30. Nov.

das Bild im Jahre 1839 zu Wien vollendet hatte, im Jahre 1846 wirklich leistete. Unsere Verwunderung aber steigt, wenn der Briefschreiber mit wohlgefälliger Behaglichkeit weiter berichtet: „Nun führe ich die Geschichte von den sieben Raben aus. Componirt ist alles, und die Sachen fertig zu machen, geht mir leicht und ist mir angenehm. Ich hoffe so viel Geld dafür zu bekommen, dass ich damit nach Wien gehen kann, ohne gleich dem Verdienst anheim zu fallen. Ich möchte auch einmal aus der Noth herauskommen. Kleinere Bilder zu mahlen brauche ich mich jetzt nicht mehr zu fürchten und bey grösseren wird es mich auch nicht sitzen lassen. Wenn uns nur der Himmel so wohl will, dass wir wieder zusammen kommen. Ich bin noch immer nicht im Stand mich hier anders als auf der Reise zu fühlen, ich meine, es müsste jeden Tag wieder so werden können, wie es war, obwohl es nimmer ganz so werden kann.

„Spindler ist ein vortrefflicher Mann, eine Mischung von Schubert und Armbruster. Gemüthlich derb und lustig und auf der anderen Seite fast berechnend und imponirend. Obwohl er nie etwas davon sagt, weiss ich doch, dass er mich sehr gern hat. Ich komme oft mit ihm zusammen, er ist aber nicht mein eigentlicher Umgang. Horschelt[1]) noch weniger. Seine Frau, obgleich weder jung noch schön, ist sehr liebenswürdig, und ich befinde mich manchmal recht wohl bey ihnen. Mir ist schon leicht, wenn ich in ein schönes Zimmer komme. Duller, Binder sehe ich täglich, Schaller[2]) wohnt bey mir, ist aber den ganzen Tag

[1]) Der seiner Zeit so berühmte Balletmeister Fr. Horschelt, ein Freund von Theodor Körner und Schubert, war von Wien nach München berufen und in der vollen Kraft in den Ruhestand versetzt. (Sein Sohn ist der am 3. April 1871 zu München im Alter von zweiundvierzig Jahren verstorbene grosse Schlachtenmaler Theodor Horschelt.) Schwind kam indessen sehr wenig zu Horschelt, obwohl dieser dem Tondichter Schubert immerdar ein warmes Gedenken bewahrte, was für Schwind ein besonderer Anziehungspunkt gewesen wäre.

[2]) Ludwig Schaller, geb. 1804 zu Wien, war schon im Frühjahr 1828 nach München gegangen, wo er Anfangs bei Ernst Maier und bei

nicht zu Hause. Gegen Duller habe ich immer das Solide und Studirte in der Kunst zu vertreten, mit Binder zu Zeiten einen Streit über den Kirchenstyl. Meine eigenen Sachen finden nur bey wenigen Anwerth. Cornelius, Schnorr und Hess haben nichts gesehen als den David. Das Publicum ist von Bier und schlechtem Ton ganz dumm, da ist kein Heil zu suchen. Der König lässt 12 Säle in der Residenz ausmahlen, die aber schon alle vertheilt sind. Man glaubt, so ein Saal müsse Einen glücklich machen, das ist aber nicht der Fall. Sie sind schlecht gezahlt (später bemerkt Schwind gerade das Gegentheil) und was noch schlimmer ist, man ist schändlich genirt. Griechische, moderne, mittelalterische, alle kommen in herculanisch verzierte Säle, somit ist einem die ganze Eintheilung genommen. Uebrigens (fügt er gemüthlich bei) wäre ich schon dabey gewesen. Ich höre, dass der Saal des Göthe wieder frey werden soll, um den wäre ich so frey mir die Füsse abzulaufen. Es sind aber zu viele da. Schnorr und Hess haben jeder zwey übernommen, da kann freylich auf die jungen Leute nicht viel kommen. Ich hoffe am Ende so vieljähriger Grübeley, Verzweiflung und Dummheit endlich jene Pläne zu realisiren, die meine allerersten waren. Bey einer Bestellung ist mir nie recht wohl, wie sollen die Leute auch etwas anderes begehren, als was sie schon kennen, und wie soll es mich freuen, nichts anderes zu malen, als was schon da ist. Auch alle die Faxen von Mahlerey heissen nichts. Wer was anderes im Aug hat als seinen Gegenstand ist ein Manirist und unerfreulicher Geck, und wer seinen Gegenstand recht im Aug hat, bringt auch seine Sache voreinander. Das habe ich alles von Anfang gewusst und wäre jetzt ein anderer Kerl, wenn ich dabey geblieben wäre. Bekomme ich den Göthe-Saal nicht, und wenn es geschieht, ist es ein helles Wunder, so pflanze ich mich in Wien auf oder in Klosterneuburg und lebe

Schwanthaler, seit 1831 aber selbstständig als Bildhauer arbeitete. Unter seinen zahlreichen Statuen ist das Herder-Monument in Weimar (ausgeführt 1845—50) wohl die gelungenste Arbeit. Schaller behielt Zeit seines Lebens (er starb 29. April 1865) eine bewundernde Verehrung für Schwind.

wie es sich gehört. Vignetten (Schwind versteht darunter solche Illustrationen für Spindler, Duller u. A.) bleiben mir nicht aus, und Bilder verkaufe ich herausten (d. h. nach damaligem Sprachgebrauch: ausser Oesterreich), so viel ich machen kann, so kann ich mit Ehren leben und heyrathen. Vorher aber gehe ich noch um ein Bild zu mahlen nach Innsbruck, denn ich möchte zu gern mit dem Senn leben und das Bild muss ich machen [1]). — Zeichnungen habe ich viele gemacht und hoffe, dass sie Dir gefallen werden. Ich kann Dir leider nichts schicken, als die beiliegende, denn keine andere geht gut in den Brief. Ich habe sie in der Vorahnung von Gastein gemacht, wovon ich nun freylich eine andere Vorstellung habe. Du wirst wissen, dass man zum Trost der Kranken welke Blumen hineinwirft, die blühend herauskommen. Solche Basreliefartige, wenigstens blos aus Figuren bestehende habe ich mehrere gemacht, und mehrere in Gedanken; ich kann dasselbe eben so wenig ausschliessen als ein Dichter Distichen oder Hexameter [2]). Wie ich die Zeichnung jetzt wieder ansehe, ist sie erschrecklich schlecht, aber alle anderen sind zu gross und ich möchte Dir doch etwas schicken. Vielleicht findet sich eine Gelegenheit nach Wien. Bauernfeld hat mir einen Brief geschrieben, der mich sehr gefreut hat. Er redet mir zu nach Wien zurückzukommen, es sey doch besser unter Freunden zu leben, als unter Mahlern; das ist Gott bekannt! Schau' nur, dass Du nach Wien kommen kannst, ist dazu keine nahe Aussicht? Beyer [3]) ist Corrector an der Academie, schreibt

[1]) Dabei ist sicherlich an ein Frescobild zu denken Was und wo dasselbe gewesen sei, gelang mir trotz aller Anfragen bei meinen Freunden zu Innsbruck und trotz deren Bemühungen, bisher nicht.

[2]) Diese in Rede stehenden Distichen, insbesondere jenes mit der Quellennymphe, welche dem Kranken die Blume der Gesundheit aus den Wassern reicht (die allerliebste Zeichnung Schwind's ist noch in Schober's Besitz), hat der Künstler wieder unter den Verzierungen der »Symphonie« angebracht.

[3]) Vielleicht denkt Schwind an den Kupferstecher Leopold Beyer, was jedoch bei seiner bekannten schwankenden und unzuverlässigen Schreibung der Eigennamen höchst schwierig zu bestimmen ist.

aber einen Stiefel von Italien, Leben und Kunst durcheinander, dass ich frey lachen muss. Mein Bruder Gustl[1]) ist in Laybach, wohin auch Max Spaun aspirirt. Franzl in Reichenau am Schneeberg. Des Franz Bruchmann[2]) Frau ist gestorben, er selbst, höre ich, geht ins Kloster. Vielleicht sehen wir ihn einmal mit der Sparbüchsen bey der Thür stehen, es ist doch zu arg. Auch hörte ich einmahl, der alte Shylock habe Bankerott gemacht, und ich muss sagen, ich fühlte ein grosses Mitleiden, aber es ist nicht so. — Ausser bei Spindler bringe ich manchmahl einen Abend bey der Fr. Koch, einer Freundin der Kurzrock, zu. Wir singen Psalmen, essen Käs und trennen uns. Ueberdies gehe ich einer wunderbaren Bräumeisterin zu Gefallen in das Wirthshaus. Madame Hirl nennt sich die edle, die sich zu mir setzt, mir die Hand drückt und sich freut, mit mir zu tanzen. Eine Liebschaft zartester Gattung machte mir manchmahl wirklich Freude. Auf dem Kunstverein, wo mein Bild hängt, machte mir ein kleines, sehr hübsches und anständiges Mädchen, die ich öfters auf der Gasse sah, urplötzlich ein tiefes und bedeutendes Buckerl. So oft ich sie nun begegne, macht es mir ein wahres Vergnügen, sie zu grüssen und meinen Gegengruss nach Haus zu nehmen. So lebendig geht es hier zu. Mit meiner Gesundheit geht es so weit besser, dass ich heiterer bin. — Ich begreife wirklich nicht, wie Du so gut seyn kannst und mit solcher Liebe an mich denken. Dein Brief hat mich herzlich gefreut. Gerade um einen solchen habe ich Dich ordentlich angefleht, aber nicht recht den Muth gehabt, es zu zeigen. Die Gestalt Justinen's hat für mich etwas drohendes, obgleich ich sie so herzlich lieben möchte, als sie schön und edel war. Schubert ist für mich, was er war, aber ohne Qual, ohne Verschlossenheit. Wir wollen ihr Andenken nicht sterben lassen und Freunde bleiben. Dein Schwind."

Das vorgenannte Bild war der „David und Abigail", welches der Kunstverein um den Preis von 275 Gulden erwarb;

[1]) August Freiherr von Schwind, k. k. Staatsrath, Excellenz, überlebte unseren Meister.

[2]) Vgl. oben S. 7.

in der Verloosung wurde dasselbe vom Oberlieutenant Freiherrn von Verger gewonnen. Das Bild war aber bedeutend kleiner als der dazu gezeichnete Carton, welcher jedoch nicht fertig wurde. Kurz zuvor hatte Schwind ein kleines Bildchen, der „Schatzgräber“ nach Göthe[1]) (10 Zoll hoch, 8 Zoll breit) ausgestellt. Im Jahr brachte er zwei weitere Bilder: „Dante und Amor“ (17 Zoll hoch, 22 Zoll breit) und „Diana und Endymion“[2]) (12½ Zoll hoch, 9½ Zoll breit). Sie wurden, wie es scheint, dem Verein zum Kaufe nicht angeboten, da im Einlaufbuch des Münchener Kunstvereins keine Preisangaben beigeschrieben sind.

Nun kommt eine lange Pause; der nächste Brief ist erst vom 20. August 1832. Unterdessen musste die Liebschaft mit dem buckerlmachenden Mägdlein das leicht entzündliche Herz des Malers in helle Flammen versetzt haben; die in einem Briefe an Schober ausgeströmten Klagen müssten Einem das Herz durchschneiden, wenn man nicht wüsste, wie junge Leute schreiben. Ebenso ist daraus ersichtlich, dass der treue Freund, aber schon vor Jahresfrist, in München gewesen, alle Verhältnisse genau kennen gelernt habe, und dass Schwind, der stürmische Geselle, allerlei Dinge dem Freunde in die Küche trug und mitunter die kostbare Zeit mit Geträtsch verplemperte. Desshalb unterblieb auch eine Schilderung des am 13. August 1831 an den Geländen des Starnbergersee's zu Overbeck's Ehren abgehaltenen Festes. Schober war dabei betheiligt und feierte das Dioscurenpaar Cornelius und Overbeck in einem seiner Sonette (Gedichte. 1842. S. 194) als Moses und Aaron. Cornelius ritt wie ein General von einem Gefolge von bannerschwingenden Jünglingen umgeben nach Starnberg, wohin Overbeck zu Wagen escortirt wurde, daselbst war ein Prachtschiff gerüstet, welches die Gäste auf den Festplatz brachte.

Hören wir also unseren Schwind und den überschwänglichen

[1]) Eigenthum der Frau Anna Striech in Wien (Nro. 81 der Schwind-Ausstellung zu Wien 1871).

[2]) Eigenthum des Herrn General-Musikdirektors Franz Lachner in München (Nro. 47 der Wiener Schwind-Ausstellung vom Jahre 1871).

Liebesgram seiner Seele: „Mein lieber Freund! Ich kann sagen, dass ich seit Deiner Abreise das bedrängteste und gequälteste Jahr verlebt habe, einzig erheitert durch die unbefangene und freundliche Neigung der guten Marie, die sich nun, ich will es nicht wissen, dem Willen ihrer Aeltern oder der Hoffnung auf reichliche Versorgung, auf jeden Fall mit tausend Schmerzen hinopfert. In der allertiefsten Armuth, mit jedem Schein von Hoffnung unerbittlich zurückgewiesen, muss ich zusehen, wie sie sich unglücklich macht, und weiss nicht, wo ich den Muth hernehmen soll, weiter zu leben. Mein Herz, zerrissen von den quälendsten Vorwürfen, an jedem Glauben, an mir selbst verzweifelnd, kennt keinen Wunsch mehr als den heissesten, innersten, mit tausend Trähnen (!) hingeflehten, eines recht baldigen und wenn die Macht der Gnade so gross ist, eines versöhnten Todes. Verloren und verstossen, wie ich mich fühle, arbeite ich mit der grössten Anstrengung, aber ohne Freude. Wäre es irgend möglich, so wäre ich gleich nach Wien gereist, um Dich zu sehen, um die Ruinen unseres Glückes zu besuchen. So muss ich versteinern und täglich schlechter werden. Mein Leben hat keinen Werth mehr, was soll mir darin liegen, es zu fristen. Das tiefste Elend, täglich wiederkehrender Jammer, die grässlichste verzehrende Einsamkeit wäre mir willkommener, als gleichgültig in die Augen zu sehen, die mir ein Himmel von Versöhnung und Zutrauen waren. Das Alltägliche wird auch das bedecken, und ich schaudere vor einem Leben zurück, dessen schönste Augenblicke seyn werden, von den Schmerzen zu träumen, die tiefste Qual, auf ein unerreichbares Glück zurückzusehen.“ Einige Tage darauf ist der unglücklich Liebende schon etwas gefasster: „Wenn Du wüsstest wie endlos ich leide! Es scheidet jede Hoffnung und die Welt ist so ausgestorben, dass mich schaudert. Sag', was ist zu thun, ich kann es hier nicht aushalten, obwohl sie mir von allen Seiten sagen, es könne mir nicht mehr fehlschlagen. Es ist wahr, obgleich ich dieses Jahr durch in der grössten Noth, es öffnet sich mir die längst ersehnte Aussicht, meine Sachen herausgeben zu können, aber ich habe keinen Sinn mehr dafür. Ich habe gedacht, zunächst ein Bild in Linz auszuführen, aber

auch da ist die Welt. In Wien habe ich keinen Freund; willst Du mich zu Dir nehmen? wie sehne ich mich von ganzem Herzen nach einem ruhigen Winkel, aber er müsste fast so still seyn, als das Grab. Was ich mahlen will, könnte gefallen, es ist der Auszug des letzten Maurenkönigs aus Alhamra, im Mitgefühl für Polen componirt. Aber so werden die besten Gedanken alt, ohne sich in Werke zu verwandeln, eine unerträgliche Pein. So geht es mir im Leben, so in der Kunst. Nur einmahl möchte ich mich auf dieser Erde heimisch fühlen, noch einmal das unendliche Glück geniessen, unter edlen Menschen Theilnahme zu finden und mein Herz mit Liebe und drängender stiller Neigung zu füllen. Vor allem bitte ich Dich, lieber Freund, so wie ich jeden bitten will, lass mich Deiner Liebe und Deines Rathes nicht entbehren. Ich bedarf alles Bewusstseins und aller Aufmunterung, wenn ich mein Leben nicht ganz fallen lassen soll. Ich kann nicht zusehen, wie sie sich unglücklich macht, und ihr unerschütterliches Weigern neben jeder möglichen Liebesäusserung, wie ich vermuthe in einem abgezwungenen Gelöbniss begründet, macht jede Hoffnung auf Hilfe unmöglich. Es war das letzte Vertrauen, was ich zu vergeben hatte. — Ich weiss, Du hast keine gute Meinung von mir mitgenommen, Du wirst auch darüber den Kopf schütteln und vielleicht mehr toben als etwas anderes, ich weiss das Alles, aber es hält mich nicht ab. Ich bin bis in die tiefste Seele verwundet, geängstigt und der Vernichtung nahe; lass Dir meine Qual bis an Dein eigentlichstes Wesen dringen, dem ich ganz und gar zu vertrauen nie aufhören kann. Ich bin auch nicht mehr wüthend und finde einigen Trost darin niemand zu grollen und zu fluchen. Aber Freund! alle frohen und tiefgefühlten Stunden unseres Verständnisses, alle Hoffnungen, die Gestalten aller innigst geliebten Gestorbenen mögen mir beystehen, wenn ich Dich auf den (Knieen) bitte, mich zu retten. Lass nichts zwischen uns tretten, ich weiss, wenn Du nur Du selbst bist, Du hast Liebe und Kraft genug, um mir aufzuhelfen. Ich habe nicht mehr weit zu dem schrecklichsten aller Schritte. Ich kann in einer Welt ohne Liebe, mit einem Herzen ohne Liebe nicht leben. Ich fürchte mich mehr

als vor dem Tod vor der andringenden Kälte und Verachtung, die Einen in eine scheussliche, feindseelig wandelnde Leiche verkehrt. Lieber Freund! lass mich nur Dich selbst wieder ungetrübt sehen, so sehe ich mich selbst auch wieder. Aber bald, ich bitte Dich inständigst. Dein Schwind."

Der nächste Brief vom 17. September, in sichtlicher Eile, mit grosszügigen Buchstaben flüchtig hingeworfen, ist zwar glückverheissenden Inhalts, aber zugleich so stürmisch, wie in der Folge mancher der Wartburg-Briefe und wie es Meister Schwind auch späterhin noch sein konnte, wenn nicht Alles gleich nach seinem Sinne ging. Das machte ihn dann unangenehm und ungeniessbar, und es gehörte alle Liebe zu seiner Kunst und der ganze wohltönende Zauber derselben dazu, um solche Scenen wieder in den Hintergrund treten zu lassen und vergessen zu machen. Das Ende von der Sache war dann jedesmal, dass Schwind das Gegentheil von dem Gesagten that, und dass dann jedesmal der Handel ins richtige Geleise kam, wer ihm aber in der dazwischen liegenden Zeit unglücklicher Weise in den Wurf gerieth, hat keine angenehme Erinnerung an den sonst so gemüthvollen Maler. Doch hören wir ihn selbst:

„Liebster Freund! Welche unendliche Freude mir Dein Brief gemacht hat, kannst Du nicht glauben. Ich bin fest überzeugt, dass, wenn es noch ein Glück, eine Wiedergeburt für mich giebt, so ist es an Deiner Seite. In einem Punkte habe ich geschwankt. Das Glück, als wollte es meiner höhnen, hat auf einmal alle Thore geöffnet, an denen ich mich seit Jahren matt getrommelt habe[1]). Der Saal des Tieck ist mir angetragen, dass ich glaubte, meinen Landsleuten zu Ehren und meinen Leuten zur Freude müsse ich annehmen. Ich habe zwey Zeichnungen zu diesem Zwecke gemacht, die mich und ich hoffe sämmtliche Herren hier überzeugen werden, dass es mir, Kaulbach ausgenommen, keiner zuvor thun soll. Es ist mir aber

[1]) Die Redewendung erinnert unwillkürlich an die schöne Strophe Walthers von der Vogelweide (Lachmann S. 20): »Mir ist verspart der saelden tor: mich hilfet niht swaz ich dar an geklopfe« etc.

alles so verleidet, dass den Saal machen kann wer will, ich kann nur von einem ganz neuen Lebenslauf Heilung und Trost erwarten. Am Ende hätte ich alles ertragen können, dass aber, wie man nicht läugnen und ich nicht anders nennen kann, Gemeinheit mit im Spiele ist, das ist mir zu viel. — Auf der Reise bin ich noch nicht, denn an Geld mangelt es gewaltig. Ich habe mich an Armbruster gewendet und hoffe 200 Gulden von ihm, so viel bin ich schuldig. Strenge Dich an, was Du kannst. Ich habe eingeleitet und angebothen auf allen Seiten, aber weiss ich wie es geht? und bin ich eher auf das unglaublichste Misslingen als auf das gemeinste Glück gefasst. Geht etwas, so kann ich Dir das Geld zurückzahlen, geht nichts, dann weiss ich mir nicht zu helfen, denn morgen muss ich mich über den Saal entscheiden und weise die Arbeit zurück. Es steht jetzt Alles auf dem Spiel; wenn Du diesen Brief hast, steht meine Lage so, dass ich fort muss. Bey Armbruster ist mir für mehr als die verlangte Summe Arbeit bestellt. Ich habe sechs Steine, die ich gewiss verkaufe[1]), ich bin so ganz aussichtslos nicht, aber für den Augenblick strenge Dich an was Du kannst, es geht mir wahrhaftig ans Leben. — Mir ist der Kopf so voll, dass ich nicht weiss wo aus. Mir ist Alles schauderhaft; weiss der Himmel, wenn ich nicht wüsste, dass Deine Neigung zu mir unerschöpflicher ist als alles, Du wärst mir's auch (d. h. schauderhaft) und bin mir's am allermeisten. Eh' ich hier bleibe, gehe ich in alle Welt, als Soldat, als Knecht oder was es ist, aber dieses Leben halte ich nicht mehr aus. — Also Freund liebster, jetzt sieh zu, dass Du mir da heraushilfst. Es werden doch um Gotteswillen irgendwo ein Paar Hundert Gulden stecken, die Du herreissen kannst, in dieser allergrössten Noth, es braucht am Ende nicht so viel zu seyn, aber nur so bald wie möglich. Denselben Tag noch packe ich ein und so schnell als es geht bin ich bey Dir. Dein alter Freund Moritz."

[1]) Was hatte Schwind darauf gezeichnet?

Wer denkt da nicht an Göthe's Verse, welche Schwind unter Ritter Kurts Brautfahrt gesetzt hat:

Widersacher, Weiber, Schulden —
Ach kein Ritter wird sie los!

Der unerschütterliche Freund hatte geholfen. Wenn man bedenkt, dass Schwind's Hülferuf am 17. September abging nach Tulna in Ungarn und dass am Fest des hl. Mauritius, fünf Tage darauf schon Hülfe angelangt war, so muss man über die Eile staunen. Vielleicht aber auch darüber, dass der Freund acht Tage braucht, bis er den richtigen Empfang verkündet. Denn erst am 29. September (das Datum ist indess verschrieben, denn der Poststempel weist deutlich den 28. September auf) kommt der Vielgeplagte wieder zum Schreiben. „Liebster, bester Freund! Deinen freundlichen Zuruf und Gabe habe ich an meinem Namenstag (also am 22. September) erhalten und danke Dir herzlich dafür. Jetzt bitte ich Dich um Rath und Ueberlegung, denn ich sehe nur zu gut, dass meine ganze Zukunft von dem abhängt, was ich jetzt ergreife. Warum kann ich nicht schon bey Dir seyn, bey Dir, der allein Liebe genug hat, um meiner ganz vernichteten Seele noch ein volles beglückendes Zutrauen zu schenken. Nachdem ich durch alle Vorspiegelungen von väterlicher Gewalt, Aussichtsmangel, Gehorsam und wie diese entsetztlichen Redensarten alle heissen, alles Leiden ertragen habe, ertrage ich nun das schwerste. Sie liebt mich nicht, hat es sich klar gesagt, dass sie mich nicht lieben kann, und ich muss mir gestehen, dass sie recht hat und dass ich es nicht verdiene“ u. s. w. Es war die alte, immer neu bleibende Geschichte; was die Arme litt, die in der Folge jede Verbindung ausschlug und in ihren späteren Tagen im vollen Familienglücke Schwind's noch Trost und Freude fand, während sie mit stillem Entsagen auf Alles verzichtet hatte, daran dachte der heisse Jüngling nicht, der nur seine Leiden in die Wagschale warf. Schwind war damals auf dem besten Wege, die Hand der Angebeteten zu erlangen, verdarb aber durch Trotz und Kälte alles wieder. Nur

durch ein unumwundenes Geständniss an seinen Freund will er seine Seele erleichtern; nur durch seine Nähe und Mitwissenschaft glaubt er der Leidenschaft Herr werden zu können. „Während ich noch Hoffnung hatte sie zu gewinnen, habe ich auf Kaulbach's Andringen zwey Zeichnungen aus dem Kaiser Octavianus gemacht, weil der Saal des Tieck zu vergeben ist. Ich sagte der Marie dass, wenn das der Grund sey, dass sie glaube, der Vater würde nie einwilligen, weil ich nichts habe, so könne ich ihr gewiss versprechen, in kurzem in einer Lage zu seyn, dass er nichts einwenden könne, denn diese Arbeiten werden gut, sehr gut bezahlt und dauern noch lange genug fort. Dazu sagte ich ihr, wenn sie darauf bestehe, mich hinopfern zu lassen, so bliebe mir nichts übrig, als einen Anblick, der mir das Herz zerreisse, zu fliehen. Nach langem Weinen gestand sie mir geradezu, sie habe die Liebe nicht zu mir, und da ich es nicht glaubte, schwur sie mir schlotternd und händeringend, dass es so sey. Ich entliess sie freundlich und gerührt, lehnte aber jede weitere Bewerbung um den Saal ab, wie ich Dir geschrieben habe." Die ganze Historie ist psychologisch höchst interessant; der junge Mann that alles mögliche, um sich zu schaden. Doch ging alles anders. „Meine Weigerung muss aber fruchtlos bleiben, da Klenze denselben Tag verreist war. Das ist der Mann, der Alles zu vergeben hat. Indessen bat ich Kaulbach, die Sachen zu Cornelius zu tragen, denn ich wünschte doch sehnlichst endlich einmal ein aufmunterndes Wort von dem Mann, den ich über alle Andern schätze, für mich zu gewinnen. Er hatte mich die ganze Zeit sichtlich gemieden (!) wie einen auf den er nichts hält. Ich selbst hatte wahrhaftig alle Besinnung und Zutrauen verloren. Du kannst Dir denken, wie ich erfreut war, da mir Kaulbach gleich berichtete, dass er eine ausserordentliche Freude über meine Arbeit geäussert und sich in Lobeserhebungen erschöpft habe. Kaulbach, der um meine Liebesgeschichte weiss, stellte mir nun auch um Gott und die Welt vor, ich möchte mein Glück nicht mit Füssen tretten. Ich aber blieb bey meiner Reise und beschloss, zu Cornelius gar nicht hinzugehen, biss

schon eingepackt sey. Da führt das Unglück den Heinrich [1]) hin. Dem sagt er gleich, meine Sachen seyen vortrefflich und ich müsse gleich zu ihm kommen, er habe mir einen glänzenden Antrag zu machen. Heinrich sagt ihm, ich wolle nach Ungarn gehen, [2]) worauf er zur Antwort bekommt, da müsse man mich prügeln, wenn ich so unsinnig wäre. Nun musste ich also hingehen, und nachdem er mich versicherte, er könne mir nur Glück wünschen, dass ich mich so herausgearbeitet habe, sagte er, ich sey ganz der Mann den Tieck zu machen, und er würde mit meinen Arbeiten zum Könige gehen, so bald er kommt (6. October). Wie ich ihm sagte, ich wolle zu Dir gehen und könne mit allen Gedanken nichts besseres für mich finden, da ich mir auch eine so grosse Arbeit zu unternehmen nicht getraue, lachte er mich aus und versicherte mich, die Sachen, die ich ihm Anfangs gezeigt, seyen wie von einem Frauenzimmer, die jetzigen seyen in jeder Beziehung vollkommen, ich käme ihm vor wie einer, der eine Schlacht gewinnt, und dann davon läuft; wenn ich mich gedrückt fühle, sollte ich eine kleine Reise machen, stellte mir Ehre, Gewinn und das Glück einer aufgetragenen Arbeit und einer künstlerischen Umgebung vor, kurz will durchaus vom Fortgehen nichts wissen. Jetzt bitte ich Dich, was soll ich thun? Der Marie habe ich ganz und gar verziehen, und da ich weiss und sie mir selbst gesagt hat, dass sie jenen Mann von Herzen liebe, so hat dieses Verhältniss sein Grässliches zum Theil verloren. Glaubst Du auf Dein Gewissen, dass ich in einer so

---

[1]) Dieser in der Folge immer nur als Heinrich Aufgeführte ist der 1803 zu Wien geborene Historien-Maler Schwemminger; er ging 1837 nach Rom und wurde 1848 Mitglied der Akademie der bildenden Künste in Wien.

[2]) Schober hatte den Freund früher, erfüllt von Theilnahme über Schwind's unglückliche Stellung zu München, eingeladen, zu ihm nach Ungarn zu kommen, dort als Schober's Gast und in völliger Freiheit und Musse die besten seiner Compositionen in Oel auszuführen, um selbe dann auf einmal auf eine Ausstellung zu schicken, wo ein durchschlagender Erfolg unausbleiblich gewesen wäre. Auf dieses schöne, edelmüthige Project kommt Schwind noch ein paarmal zurück.

günstigen Lage und in dem nächsten Umgang mit Cornelius die Kraft finden kann, mich frey zu halten, so will ich es in Gottes Namen wagen. Ich bitte Dich, überlege es wohl und schreibe nach Wien, wohin ich die nächste Woche auf jeden Fall abreise, die einige Abwechselung habe ich durchaus nöthig. (Herrn Armbrust [!] Nächst der Carlskirche Nro. 102 bei Mondschein.) P.S. Wenn es menschenmöglich, besuch' ich Dich auch. Ich möchte so gern in meinem Beruf bleiben und die Früchte jahrelanger Leiden geniessen. Ich hätte Ehre und Nahmen, was unser Einer zum Fortkommen nöthig hat. Auch könnte ich gar leicht Geld auf die Seite legen, aber alles das ist nichts mit diesem Wurm im Herzen. Das ist das erste und wichtigste. Schreib' nur recht bald, ich werde mich so halten, dass nichts entscheidendes geschieht, bis ich Deine Antwort habe. Dein Moritz."

Die Antwort Schober's war natürlich, so sehr sich der Freund gefreut hätte, mit seinem Herzbruder in Ungarn Alles zu theilen, doch dahin ausgefallen, dass Schwind sein Glück nicht mit den Füssen von sich stossen solle. Demgemäss schreibt Schwind, welcher diesen Ausspruch sicher erwartet zu haben scheint, nach seiner Rückkehr (München am 28. November 1832): „Liebster Freund! Dein Zureden hat den Ausschlag gegeben, und ich bin nach langer Zerstreuungsfahrt wieder hier. In Beziehung auf die Marj (!) habe ich meine Parthie ergriffen und wohne in einer ganz anderen Gegend, und habe bis jetzt meinen Vorsatz gehalten, sie durchaus nicht zu sehen, und so lässt sich am Ende auch leben[1]). Die Kälte, die dazu gehört, so etwas durchzuführen, war ein Gegenstand meiner grössten Furcht, aber was nützt es? — Tieck wird gemahlt in das Bibliothekzimmer der Königin und ist recht glücklich eingetheilt. Fünf Felder, die zu-

[1]) Die Tradition weiss noch von einem Feuerwerk zu erzählen, welches Schwind und Schaller diesem Mägdlein zu Ehren abgebrannt hatten und zwar vom Dache eines schindelgedeckten Hauses, hinter dessen Dachfensterchen die beiden Freunde lebten. An die etwa daraus entstehende Feuersgefahr dachte das in lohen Flammen brennende Herz am wenigsten.

sammengehören, wiederholen sich dreymal, geeignet für Fortunatus, Genovefa und Octavian. Zwei kleine mögen den gestiefelten Kater enthalten, rothe Figuren auf schwarzem Grund im Vasenstyl; anders weiss ich dieses Teufelszeug nicht zu behandeln. Ein grosses Feld über der Thüre werde ich wahrscheinlich mit allegorischen Figuren bevölkern. Das wird sich noch finden. Bis jetzt will ich die fünf Felder der Genofeva mit Wasserfarben ausführen, es wird darnach contrahirt. Cornelius habe ich natürlich gleich besucht. Er spricht immer viel von Dir und bedauert, dass Du nicht hier bist. Ich glaube, dieser treffliche Mann langweilt sich in seiner selbstgeschaffenen Amtshöhe, die ihn für jeden, der mit ihm zu thun hat und nicht ganz besondere Eigenschaften hat, ganz unzugänglich macht. Einige Redensarten liessen mich merken, dass er nicht übel Lust hätte, meine ganze Arbeit wie ein Schulelaborat zu betrachten, das nur gemacht, um von ihm corrigirt zu werden; darin wird er sich aber irren. Ich weiss durch lange Erfahrung genau, was einen im Arbeiten fördert; ein Kreis von Freunden, dem die Sachen gefallen, ist das allernöthigste. Das ist nicht Eitelkeit, das ist ein Bedürfniss. Dieses Benzen und Schulmeistern soll der Teufl hohlen, ich habe mich lang genug gemartert und deprimirt, jetzt habe ich's genug. Zwey Jahre werde ich wohl brauchen, hoffe aber, so viel zu ersparen, dass ich Italien bereisen und dann nach Wien gehen kann. Dort muss Einer zu Etwas kommen. Geld, Leute, Alles ist da, nur keine Künstler. Das muss Gott im Himmel erbarmen, in welcher profunden Gedankenlosigkeit sich dieses Geschlecht befindet. Mit der Zeit kommst Du auch nach Wien und es wird sich schon leben lassen. — Du weisst besser, wie es mit mir steht, als ich selbst. Ich mag nicht davon reden, denn es macht mich traurig oder ungerecht. Ich bereue es mitunter, dass ich nicht doch zu Dir bin und mache mir deshalb Vorwürfe, dass ich mehr aus Schwäche, als aus Ueberzeugung zurückgegangen bin; aber das nützt jetzt alles nichts, ich bin einmal da und die Arbeit muss gemacht werden, es soll gehen, wie es will. Du hast nicht ganz unrecht, dass Du mir die Geneigtheit zutraust, manches von der schwär-

zeren Seite zu sehen; aber ich bitte Dich, thue es auch nicht. Vielmals danke ich Dir für das Geld, die Noth war wahrhaftig am höchsten. Ich versichere, wenn ich jetzt, und sey's nur auf 8 Tage, in diesen qualvollen Zustand zurück sollte, ich glaube, ich könnte es gar nicht aushalten. Du wirst schon wissen, dass meine Grossmutter während meiner Anwesenheit in Wien gestorben ist. Ihr Testament ist so vernünftig angeordnet, dass für jedes von uns ein kleiner Schatz von 6—8000 fl. M. erfolgen wird. Da ich ausser den Paar Hundert Gulden, die ich Dir und meinem Bruder schuldig bin, nichts davon brauche, so möge sich das mit den Jahren vermehren, so gut es kann. Die fatalste aller Nöthen ist der Mangel an Wäsche; so ein Hemd, wie ein römischer Panzer, unten in Lappen und Bänder zerschlitzt, die ganze Woche im Dienst, Sonntags von einer Art Netz abgelöst. Jetzt aber bin ich trefflich equipirt, habe ein sehr hübsches Zimmer. Ich versäume nichts, um mich bey guter Laune zu erhalten. — Wie ich etwas fertig habe, werde ich Dir Bausen oder kleine Zeichnungen schicken, hoffe aber, eher noch von Dir einen Brief zu bekommen (Carlsstrasse 233 über 3 Stiegen). Wenn ich auch nicht davon schreibe, so sey überzeugt, dass es mir unendlich wohl gethan hat, so viele Theilnahme zu finden, der ich es zu danken habe, dass ich aus dieser Geschichte nicht als der finsterste und gehässigste Mensch herausgegangen bin. Meine Freunde grüssen Dich alle vielmals. Schaller wird jetzt einmal beschäftigt werden. Lebe recht wohl und schreibe recht bald. Dein Moritz. P. S. In Wien bin ich durchaus nicht zu Verstand gekommen, zum Theil absichtlich, Du wirst es nicht übel nehmen."

Die Zeit des unklaren Stürmens und verworrenen Drängens ist nun vorüber, auch die der Noth und der Verwirrung, es beginnt die Periode des ruhigen Schaffens und künstlerischen Genügens. Nur bisweilen blitzt es noch nach und der Donner orgel — so blieb's aber sein Leben lang; es hagelte bisweilen, das Alles aber that seiner Kunst nie einen Abbruch. Im Gegentheil, je ärger es bisweilen stürmte, desto mehr Sonnenschein, Wärme und Fröhlichkeit leuchtete aus seinen Bildern.

Der nächste Brief liess lange warten. Endlich, Anfangs 1833, schreibt er wieder an den „liebsten, besten Freund!“ ebenso offenherzig wie früher: „Es ist vielleicht die schlimmste Folge alles erlittenen Unheils, dass ich in Verhältnissen, die mich am Ende einzig beglücken können, anfange lässig zu werden; darum will ich aber jetzt gleich, wo ich Deinen Brief mit Freuden und einiger Erschütterung gelesen habe, so ausführlich ich es vermag, antworten. Ich habe heute eben den Anfang gemacht, die unverzeihlich vernachlässigten Verbindungen wieder vorzunehmen, und mit Gewalt an meine Mutter geschrieben. An Dich zu schreiben ist mir leichter und schwerer, als an jeden Andern, leichter, weil ich Alles sagen kann, schwerer, weil ich Alles sagen muss. Es ist für mich das beste und für Dich das angenehmste, wenn ich eben so viel erzähle oder das nächste beantworte. Wegen dem Geld sei unbesorgt, mein nächster Brief an Armbruster wird das nöthige veranlassen, obwohl ich die Weisung schon hinterlassen hatte. Lange, denke ich, werden die Verhandlungen nicht mehr dauern. Jetzt sage mir aber, ob Bauernfeld des Teufels ist. Ich habe mit meiner Arbeit Plage genug und werde noch mehr Nüsse aufzubeissen finden, ich hoffe aber manchen auszustechen, der gewohnt ist, mich über die Achsel anzusehen, meine nächsten Freunde sollen mich aber einigen Vertrauens werth halten. Ich bin zum Glück gewohnt, mich nicht leicht aus dem Context bringen zu lassen,[1]) und so sehr ich fühle, dass ich meinerseits zu angegriffen bin und anderseits mit dem Fremdartigen des Styls und der ungewohnten Grösse so zu kämpfen habe, dass ich die Leichtigkeit und den Fleiss, mit dem ich sonst gearbeitet, stark vermisse, so verdriesst mich doch die Arbeit nicht, und ich lasse die Hoffnung nicht fahren, etwas Tüchtiges zu Stande zu bringen. Ich habe den ganzen September zugebracht mit Lesen, Componiren und einer grösseren Zeichnung, auf die ich meinen Accord machte. Ich bekomme für die ganze Arbeit 3600 fl. Etwas kann ich auf jeden Fall ersparen, so dass ich werde nach Italien reisen kön-

[1]) Eben so leicht wäre auch das Gegentheil zu behaupten.

nen, wornach meine Sehnsucht täglich grösser wird. Im Jenner (Januar) machte ich zwey Zeichnungen und einen Carton. Wie der fertig war, musste ich mich überzeugen, dass ich das Pferd verkehrt gesattelt und trotz aller Beifallsversicherungen den ganzen Plunder anders machen muss, alles einfacher und basreliefartiger. Ich bin anfangs selbst erschrocken; aber denk' an den Figaro, der auch Allen gefallen hat, und Du hast den Schlüssel. Eine Skizze, die ich beylege,[1]) kann Dir am besten einen Begriff geben, in welchem Sinn ich die Sache anpacken muss. Es ist am Ende doch so besser . . . (Nach viertägiger Verhinderung.) So lange ich suche, den Schein beizubehalten, als wären es Bilder, bleibt es doch nur eine halbe Arbeit. Ich weiss, Du bist gegen diese Art, aber Du wirst Dich hoffentlich damit aussöhnen. Es ist so mehr zu lernen, eher fertig zu werden, und das wird fasslicher und echter aussehen. — Indessen habe ich mich, halb aus Grundsatz, halb aus Instinkt, ziemlich angenehm eingerichtet. Ich wohne in der Carlsstrasse, Cornelius beyläufig gegenüber in einem sehr grossen und honetten Zimmer. Für Donnerstag Abend habe ich mit noch immer gleicher Lust Anstalten zur Aufführung Händel'scher Sachen getroffen. Meine Landsleute, Kaulbach, Wrangl (ehedem Capitän in der russischen Garde, derzeit Maler, mit einem tüchtigen Talent, überhaupt ein sehr liebenswürdiger und geistreicher Mensch und sehr geneigter Freund), der alte Eberhard, die beyden Olivier's als Sänger (der Landschaftsmaler ist Secretär an der Academie an Schorn's Stelle, der nach Weimar ist), Schlotthauer, Hermann, der in Wien bei Bruchmann bekannt war, versammeln sich und hören mit Andacht unsere Arien und Chöre. Du solltest Dich wundern, mit welcher Grazie ich Passagen zu singen weiss. Item man unterhält sich. Cornelius hat sich ansagen lassen, war aber noch nicht da. Freytag sieht man sich im Englischen Kaffeehaus, einen anderen Tag in jeder Woche gehe ich entweder zu Schnorr oder zur Riedl, wenn Du Dich an dieses kleine Mädl erinnern kannst? sie spielt gut

[1]) Golo bei Genovefa vorstellend; auf Goldgrund.

Klavier und ist ein lustiges Ding. Sonntagabends wird Tarock!!! gespielt, so gänzlich unmöglich ist dieser Tag erträglich zuzubringen. Du wunderst Dich wahrscheinlich schon, dass Cornelius nicht auf dieser Besuchsliste steht, aber ich kann nicht anders, als so selten als möglich hingehen. Ich soll es ansehen, wie ich will, es ist keine Freude, bey ihm zu seyn. Wie ich hier ankam, besuchte ich ihn gleich, bedankte mich für die Mühe, die er sich gegeben, und ersuchte ihn, wenn ich mit meiner Eintheilung würde im Reinen seyn, ihm meine Gedanken mittheilen zu dürfen; was antwortet mir der kleine Teufel? „Das wird nothwendig seyn“ und fängt überdies von des Königs Misstrauen gegen solche, die noch nicht in Fresko gemalt haben, zu fackeln an, als wäre es ihm nicht recht, dass ich diesen Auftrag habe. Es war aber bis jetzt nichts nothwendig, als dass ich ihm von meinem ganzen Plan kein Wort gesagt habe. Mit der ersten Zeichnung war ich bei ihm und bat ihn um seine Meinung (ob ich) mit der Behandlung des Raumes auf dem rechten Wege sey; was erhalte ich für eine Antwort? „Die Wiener Academie sind Sie los.“ Was ist das für verrücktes Zeug. Es ist ihm jetzt blos darum zu thun, von mir zu sagen, ich hätte bis jetzt lauter schlechte Teufeleyen gemacht, weil er bis jetzt jedem Esel eher zur Arbeit verholfen hat, als mir, und ging ich ihm in die Klauen, so poltert er mir in alles hinein, um mir weiss zu machen, ich könne nur durch seine Mitwirkung etwas zu Stande bringen; ich bin aber gar nicht der Meinung, dass ich einen so respektablen Antrag nur bekommen, damit der Herr Director seine Macht zeigen könne. Ich will meine Arbeit in Freuden machen, sonst weiss ich, dass es eine Lumperey wird. Die Beschränkungen, die von dem Bauherrn ausgehen, werde ich mir nicht gefallen lassen, sondern sie zu meinem Vortheil benützen, und überdiess lässt er sich nichts einreden und prügeln kann man ihn nicht wohl, also ist da nichts zu ändern. Von der Academie brauch' ich aber gar nichts mehr, wenn ich guten Rath brauche, werd' ich ihn zu holen und zu benützen wissen. Es ist ganz im Zusammenhang mit seiner Art zu arbeiten. Er malträtirt sich selbst, so wie er es anderen möchte angedeihen lassen.

Sein rasender Verstand bringt unglaubliches hervor, aber die Freundlosigkeit geht ins Schauderhafte. Ich, der ich mit seinen Härten vertraut genug bin, habe mich der Kreuzigung [1]) gegenüber gerade so befunden, als Einer, der das erste Mal in die Glyptothek kommt. Es ist gerade zum Teufelholen, ja der Johannes geht ins Lächerliche über. Solche Sachen erweitern die Kluft zwischen ihm und der Welt immer mehr und er wird sich um allen Einfluss bringen."

Zum Glück haben wir Schwind's eigenes Geständniss über den ersten Eindruck, welchen die Bilder in der Glyptothek im Jahr 1827 auf ihn geübt haben, noch im Gedächtnisse. Der ganze vorliegende Brief ist ein Beleg jener unglücklichen Begabung Schwind's, mit welcher er oft die einfachsten Dinge missdeutete und in falsches Licht stellte, um dann das von ihm geschaffene Phantom mit Schwertschlägen und Pfeilen unbarmherzig zu behandeln. Es ist das eine unglückliche Eigenschaft, vor welcher ihn Schober mit der Wahrheitsliebe eines offenen Freundes schon gewarnt hatte, jener unheilvolle Zug, der unsern Meister oft bis zur Unausstehlichkeit verzerren konnte. Aus den vorstehenden Zeilen höhnt einzig die verletzte Eitelkeit. Unbedingtes Lob und staunende Bewunderung konnte er in derselben Dosis ertragen, wie manch' namhafter Gelehrte, der sich den Göthe'schen Witz, dass nur die Lumpen bescheiden seien, als Motto vorgesetzt hat. Obwohl Schwind klug genug war, den Schmeichler mit aller Ironie zu durchschauen, so versetzte ihn dagegen der geringste Tadel und die blosse Anerkennung eines anderen Talents leicht in jenen Zustand der Wuthausbrüche, die Schwind ebenso schnell wieder vergass, wie sie dem einmal davon Betroffenen unvergesslich blieben. Dass er dieselbe Krankheit an Anderen beobachtete und lächelnd rügte, half ihm für seine eigene Person nichts. Ich erinnere mich noch einer köstlichen Scene, wo er über die leichte Verletzbarkeit eines Freundes sich beklagte, dem er indess gerade vorher übel mitgespielt hatte. Dabei ist der weitere,

[1]) Carton zum Seitenaltarbild in der Ludwigskirche.

zum psychologischen Studium einladende Zug, dass (wie A. Teichlein früher schon ganz zutreffend bemerkt hat [1]) von all der Gereiztheit und Verbitterung, welchen der moderne Künstler im Kampfe mit seiner Zeit nur allzu oft ausgesetzt ist, nicht das Geringste in seine Kunst übergegangen ist.

Indessen geht der vorliegende Brief am 2. April folgendermassen weiter: „Cornelius wird bald nach Rom reisen, um vor zwey bis drey Jahren nicht wieder zurückzukehren, vielleicht sehe ich ihn dort und zugänglicher. Ich werde noch suchen, etwas von ihm für Dich zu erobern. Mit Kaulbach haben wir Aengsten ausgestanden, er hat Blut ausgeworfen, obwohl nicht viel, war aber so matt und gereizt, dass wir uns schon gefasst machten ihn zu verlieren. Sein Saal des Klopstock ist ganz vorzüglich, obwohl die verzweifelte Hetrusstik und Enkaustik der Sache etwas schaden. (Nun folgt eine trockene Aufzählung der Bilder.) Heute (am Charfreitag) ist er fertig geworden. Von dem Saal des Göthe habe ich bisher das Mittelstück gesehen. In dem runden Feld sitzt Göthe selbst, in einem allgemeinen Costüm, die Lyra haltend, auf der aber nicht er, sondern Eros, der älteste Gott der Griechen, spielt. Ich habe nie eine so erhabene Auffassung gesehen. In die vier anderen Felder kommen komische, tragische und dergleichen Musen, dazwischen Basrelief von Schaller: Bildhauerey, Malerey, Architektur und Naturwissenschaft Vom Ganzen dürfen wir etwas ganz ausserordentliches erwarten. Schaller macht die sämmtlichen Basrelief in die Säle der Pinakothek. Scenen aus dem Leben der Mahler; van Eyck ist der erste und zum Theil fertig. Jetzt kommt Albrecht Dürer und Holbein, Basrelief von 9 Fuss, die langen Wände 19 Fuss und 4 Fuss hoch. Du kannst Dir denken, wie wohl dem armen Teufel ist, der gar nichts zu verdienen hatte. Jetzt hat er ein schönes Zimmer zum wohnen und drey zum Arbeiten und zahlt alle Wochen drey Bildhauer und einen Hausknecht aus, kurz ist ein gemachter Mann. Heinrich [2]) hat viel zu thun, ist aber zu

[1]) Beil. 141 Allg. Ztg. 21. Mai 1866.

[2]) Vgl. oben S. 65 Anmerk. 1.

langsam, um zu Geld zu kommen. In Oehl hat er nichts gemahlt, als gleich anfangs den Dwernitzky klein, der aber nicht gefallen hat, von Historischem ist gar nicht die Rede, als dass er manchmal sagt, ich werde einen Carton machen, und sagt man: „ja, fang nur an," so ruft er aus: „aber welchen?" Es ist besser, er lässt es bleiben. Er hat hier Engländer kennen gelernt, die ihn aufmuntern, nach London zu gehen, wozu er geneigt scheint; wie es aber mit der Sprache gehen wird, das weiss der Himmel; er hat den ganzen Winter mit nichts als Italienisch zugebracht, hat auch gar nichts gefruchtet, den Vater und des Vaters kennt er noch immer nicht auseinander. Uebrigens hat er ein Pferd und schläft Abends im Wirthshaus. Binder hat eine ganz verrückte Zeit gehabt, die Arbeiten für Hess wurden ihm verdriesslich, und er fand es für unumgänglich nöthig, die Manier des Vernet anzunehmen und in zwey Jahren ein Vermögen zu besitzen. Weil nun das Geld nicht da war, gleich nach Rom zu gehen, wurde er krank. Kurz, es war unausstehlich. Jetzt mahlt er in Oehl." In einer Nachschrift heisst es: „In der Karlsstrasse wird eine neue Kirche gebaut nach Art der Basiliken. Hess wird sie mahlen im Schattenspielstyl." So blitzt er ganz unnöthig über Hess los; darauf gibt er seinem Freunde eine Uebersicht seiner Plafond-Eintheilung, verspricht, bald wieder zu schreiben und nicht mehr so lange warten zu lassen, auch hofft er, „etwas ordentliches aufzutreiben, mitunter wichtige Pausen".

Inzwischen war Schober's Mutter gestorben; Schwind antwortet darauf am 10. Juli 1833: „Den Tod Deiner guten Mutter hatte ich schon früher durch Bauernfeld erfahren. Ich habe dabey, wie bey allen Todesfällen, die ich bisher erlebt, die eigene Empfindung des Ueberirdischen, die mir die Seite mehr erhaben als traurig erscheinen lässt. Ich muss Dir geradezu sagen, dass ich mich von einem Tag zum andern mehr überzeuge, dass es keinen besseren und wärmeren Freund gibt, als Dich, und dass ich es als eine geradezu diabolische Verwirrung ansehe, dass die Zeit Deines Hierseyns in so verdammt schlechtem Gekeif vergangen ist. Wir hätten ganz anderes zu besprechen gehabt, als

des Cornelius Untugenden. Aber auch jetzt noch und jetzt mehr als damals, erschrecke ich vor meinem Innern, wie vor einer über einander geworfenen, staubigen Bibliothek; da ist im Allgemeinen nichts zu machen, ich muss zufrieden seyn, wenn ich den nächsten besten Band aufschlage und er ist noch schön und macht mir Lust, weiter zu stöbern. Zu diesem Geschäft kann ich Dich einladen, Dich, der Geduld, Neigung und Sinn hat. Die Vernachlässigung, in der ich aufgewachsen bin, ist eigentlich unendlich, und ich muss, Alles bedacht, am Ende noch froh seyn, dass es noch so ist, wie es ist."

In der Fortsetzung (am 20. Juli) meldet er, dass Kaulbach seit 3 Wochen verheirathet ist, nachdem er eine Molkenkur gebraucht hat: „Der arme Teufel sieht aus, als wollte er auseinander fallen." Und dann ist von dessen Composition zum Göthesaal und in ganz begeisterter Weise vom Entwurf zur Hunnenschlacht die Rede. Ueber die eigenen Bilder zu Tieck im Bibliothek-Saal der Königin heisst es: „Ueber Kaiser Octavian bin ich schon im Reinen. Ich habe die Kaiserin gemacht, wie sie der Löwin das Kind wegnimmt, hinter dem Felsen der Pilger im Schiff. Auf der anderen Seite Florenz und seinen Freund aus dem Wasser steigend und von den Türkinnen empfangen, eine Scene, die zu dem ganzen des Ritterwesens durchaus nöthig ist. Man ist mit diesem Bild besonders zufrieden, und im Ganzen gefällt meine Farbe sehr. Einige verkehrte Auftrocknungen lassen sich übermalen; überhaupt ist (mir) vor dem Gelingen nicht mehr bang. — Da von unserer Erbschaft einiges Geld erhoben wurde, so habe ich Auftrag gegeben, Dir so schnell wie möglich die schuldige Summe zu überschicken. Ich weiss nicht, wie ich dankbar genug für alle die Anstrengungen seyn soll, die damals für mich gemacht wurden. Manchmal bereue ich es doch sehr, dass ich mich habe abhalten lassen, nach Ungarn zu gehen.[1]) Es wäre in einer wichtigen Hinsicht gewiss besser. Obwohl mir Klenze immer von weiteren Arbeiten spricht, die für mich noch da sind, so denke ich doch immer nebenaus, wie ich meine

[1]) Vgl. oben S. 65 Anmerk. 2.

eigenen Gedanken in's Werk setzen könnte. Wenn ich nur wieder gehörig gesund werde, so ist mir um gar nichts angst, aber so ist es eine rasende Anstrengung, etwas zu machen. Ich weiss, dass ich die Fähigkeit habe, einen neuen Gang einzuschlagen, ich weiss, dass nichts Kunst ist, als was das Bild giebt für die Erkenntnisse, die das Ergebniss unserer Zeit sind. Was soll es der Mitwelt, was der Nachwelt, das nachzumachen, was nicht mehr zu erreichen ist und nicht erreicht zu werden braucht. Cornelius ist der eigentliche Deutsche. Er giebt die Resultate einer gründlichen und unerschöpflichen Reflexion. Ich bin überzeugt, dass seine Kirchensachen allem Jammer und Winseln auf dieser Seite ein Ende machen, obwohl auch er in der Darstellung von der Zersplitterung unter den vielen Stylen nicht rein geblieben ist. Dazu kömmt, dass sein unmenschlicher Stolz ihn ganz der Mühe überhebt, ein Mahler zu seyn, einer der den Beschauer mit Freude und Lust erfüllt, während es ihm das Grösste vorhält; er vernachlässigt das Schöne zu sehr.

„Wenn ein kleiner Kupferstich fertig ist, an dem Schäfer[1]) arbeitet, die Geburt Christi darstellend, so wird Dir die unendliche Tiefe und der erstaunliche Umfang von Ideen, die er auf das natürlichste in einer Vorstellung zusammenfasst, klarer werden, als ich Dir es beschreiben kann. — Ich habe ein Feld leer, wo ich den Tieck selbst habe hineinmachen wollen, Klenze meint aber, die buckliche Figur würde sich nicht ausnehmen, und mir selbst ist auch nicht viel daran gelegen. Ich befinde mich sehr wohl bey Amsler,[2]) wo wir Mittwoch und Sonntag Kegelschie-

[1]) Eugen Eduard Schäffer, geb. 1803 zu Frankfurt a/M., war schon zu Düsseldorf ein Schüler von Cornelius, begleitete ihn nach München; stach die „Unterwelt" mit bewunderungswerth richtiger Auffassung seines grossen Originals. Seit 1842 als Professor am Städel'schen Institut zu Frankfurt thätig, wo er 8. Januar 1871 starb, wendete er sich später der entgegengesetzten Richtung zu.

[2]) Samuel Amsler, der fleissige Kupferstecher, geb. 17. Dezbr. 1791 zu Schinznach in der Schweiz, hatte in Italien 1816 Cornelius kennen gelernt, wurde als Professor 1829 nach München berufen, wo er 18. Mai 1849 starb.

ben, und der nebst Frau glücklich ist, wenn ich ihnen Schubertische Lieder singe, was ich mit Eifer und Glück betreibe. Wenn ich merke, dass meine Stimme den Leuten gut genug ist, werde ich im Winter im Verein mit ein paar Clavierspielern förmliche Schubertiaden etabliren und die Händlischen Musiken ganz an Olivier überlassen, wo wir schon ein paar Mal mit Beyhilfe der schönen Frauen gesungen haben. Da Professor Zimmermann[1]) sich zum Bass-Singen gemeldet hat, was er sehr gut kann, so werde ich den Taktprügel in die Hand nehmen. Du lachst vielleicht, aber ich kann ohne Musik nicht leben und bin zu Tod froh, wenn ich der hiesigen Ungeselligkeit etwas an den Leib kann. Von Binder habe ich mich ganz losgesagt. Jahrelange Impertinenzen haben mich überzeugt, dass ich es mit einem selbstsüchtigen und arroganten Menschen zu thun habe. Schreibe so bald möglich. Dein Schwind."

Inzwischen scheint ein Brief verloren zu sein; der nächste ist vom 1. März 1834: „Liebster, bester Freund! Wenn ich Dir einmal werde erzählen können, was wieder alles seit dem September gutes und böses über mich ergangen ist, so wirst Du staunen. Jetzt ist aber besser, davon zu schweigen. Ich bin mit meiner Arbeit so weit, dass ich ziemlich bestimmt annehmen kann, dass ich Ende May — halben Juny fertig sein werde. Es kann mich nur freuen, dass, je mehr die Sache sich anfängt zu ergänzen, auch der Beyfall zunimmt und ich mich selbst immer mehr überzeuge, dass der Plan gut angelegt ist und die Ausführung in demselben Maass leichter und besser wird. Wenn ich fertig bin, will ich fort, nur bin ich noch nicht einig, wohin. Italien erscheint allerdings als das vernünftigste, obwohl ich gestehen muss, dass ich mich nicht mit Wärme hindenken kann, dass ich mich nach einem stilleren, gesammelteren Aufenthalte sehne. Es ist Zeit genug, die Sache im Voraus zu überlegen. Wenn es sich machen liesse, dass wir uns sähen, wäre es ein grosses Glück für mich, in Wien, in Venedig, denke nach, was

[1]) Vgl. oben S. 36 Anmerk.

sich thun lässt. Wenn Du einen Groll auf mich hast, hättest Du nur zu sehen gebraucht, wie ich mich diese Zeit her nach Dir gesehnt habe, um ihn gewiss fahren zu lassen. Deine Briefe wieder zu lesen, ist mir eigentlich die erste Beruhigung seit lange. Ich habe es schon tausendmal bereut, dass ich mich habe bereden lassen, herauf zu gehen, wo mir abgeht, was mir das nöthigste ist, ein Freund, der nicht aufhört, mich zu kennen, in dessen Augen ich noch gut bin, wenn ich in meinen eigenen elend bin. Mache es möglich, dass wir uns sehen."

Wir brechen vorläufig hier ab, um von einem vollgültigen Zeugen eine Schilderung der Bibliothekzimmer einzufügen. Dieselbe gibt uns Ernst Förster, der jene schönen Tage nicht allein mitgelebt, sondern als Schüler und Freund von Cornelius auch wacker mit Pinsel und Feder mitgearbeitet hat. In seinem „Leitfaden zur Betrachtung der Wand- und Deckenbilder des Neuen Königsbaues" [1]) beschreibt derselbe die Bilderreihe der Bibliothek in folgender Weise:

„An der Mitte der Decke schweben zwei weibliche Figuren, Glücksgöttinnen mit dem Seckel und dem Wünschhütlein des Fortunat. Nach beiden Seiten abwärts folgen vier Darstellungen aus dem Gedichte dieses Namens. Die zwei untern, einander gegenüber stehenden Bilder zeigen Fortunat und erstlich als Wohlthäter der Armen, Kranke besuchend, ein Brautpaar ausstattend u. s. w. Dann als Verschwender bei der Prinzessin Agrippina, die ihm auch sein Geheimniss mit dem wunderbaren, nie leeren Geldsäckel und diesen selbst abgewinnt, was am Deckengemälde über jenem abgebildet ist. Diesem gegenüber schneidet er ihr den Säckel wieder ab, in dem Moment, wo sie über die Hörner erschrickt, die ihr nach dem Genuss des verzauberten Apfels gewachsen sind.

„Weiter nach dem Fenster in gleicher Reihenfolge finden wir fünf Bilder aus der Genovefa. Zuerst Golo's Ständchen, wodurch er seine Liebe offenbart. Darüber die Scene, wo der

[1]) München 1834. S. 27 ff.

von Liebe rasende Golo die Fürstin, die er durch schändliche Verläumdung in's Gefängniss gebracht, um Gegenliebe anfleht; an der Decke die Erscheinung des Engels bei Genovefa und ihrem Kinde in der Wüste, der sie mit dem Troste der Religion stärkt, rechts davon das Begräbniss Golo's und darunter die Wiedervereinigung Genovefa's mit ihrem Gemahl. An dem mit Arabesken geschmückten Bande zwischen dem Gewölbe und der Fensterwand sieht man einzelne weibliche Gestalten, die Frau des Ritters Blaubart, wie sie den goldenen Schlüssel prüfend betrachtet, und gegenüber die Fee aus dem Runenberg; ausserdem zwei kleine Bildchen zum gestiefelten Kater und in der Mitte den getreuen Eckart, wie er die Kinder abhält, nach dem Venusberg zu ziehen. Ueber dem Fenster ein kleines Bild zu den Elfen; Mariechen fährt mit einer der Elfen, die sie zur Freundin erkoren, auf dem Nachen, umgaukelt und beschenkt von den andern. Gehen wir nun in die Tiefe des Zimmers, so sehen wir parallel mit Fortunat und Genovefa den Octavian in fünf Bildern. Das erste links ist die Scene, wo Octavian auf Anrathen seiner bösen Mutter seine Gattin Felicitas nebst ihren Zwillingskindern verstösst. Im zweiten Bilde findet Felicitas das eine der indess verlorenen Kinder bei einer Löwin wieder. An der Decke sieht man den zweiten Sohn, der, von einem Bauern erzogen, Florens genannt wird, nach dem siegreichen Kampf mit dem heidnischen Riesen von König Dagobert von Frankreich zum Ritter geschlagen.[1]) Zu seinen Füssen der Riese, hinter ihm sein Pflegevater Clemens. Im vierten Bilde Florens, wie er in's feindliche Lager durch den Fluss geht zur Tochter des Sultans, Marcebille, die ihn liebend empfängt so wie ihre Begleiterin Roxane den Ritter Bertrand, der mit ihm gekommen. Das fünfte Bild stellt die Wiedervereinigung von Octavian und Felicitas, die mit dem von der Löwin geretteten Sohn Leo aus Jerusalem gekommen, und die Schlussscene des ganzen Gedichts vor. An dem Bande zwischen Gewölbe und

[1]) Abgebildet in der Kunstgeschichte des Gfn. Raczynski II, 338 (in Holz geschnitten von Lacoste und Guillaumont in Paris).

Wand sind kleine Bildchen zu Rothkäppchen und Däumchen, so wie einzelne weibliche Gestalten aus dem blonden Eckbert und der schönen Magelone (letztere als Schäferin). Oben in der Mitte Melusina, die trotz der Warnung ihrer Schwestern dem jungen Jäger einen Ring und ihre Liebe schenkt. An der Rückwand endlich, im obern kleinen Felde, ist eine allegorische Vorstellung (zum Octavian gehörig), die Romanze in Gesellschaft von Glaube, Liebe, Tapferkeit und Scherz. Darunter (zum Prinz Zerbino) die Muse der Dichtkunst, umgeben von Dante, Tasso, Ariosto, Cervantes und Shakespeare einer- und Göthe, Schiller, Wieland, Herder und Klopstock andrerseits. Neben der Thüre ist noch ein kleines Bild mit einer allegorischen Figur: Phantasus.

„Die an der Decke befindlichen Gemälde sind al Fresko, die an senkrechter Wand in enkaustischer Weise gemalt."

Und nun erzählt Schwind weiter in dem oben unterbrochenen Briefe vom 1. März 1834: „Du wirst wissen, dass ich in Wien war, nicht lange, aber voll Ereignisse." Er sah daselbst seine frühere angebetete Geliebte wieder und zwar auf die „turbulente Einladung" ihres Gemahls, mit dem sie noch in glücklichster Ehe lebte. „Obwohl sie mit dem Kinde bewaffnet erschien, zitterte sie doch am ganzen Leibe, und ich für meinen Theil kann nicht anders sagen, als dass ich völlig betäubt war. Bauernfeld war höchst liebenswürdig, in allem, was er thut, virtuos unverschämt mit Grazie. Dobeloff sah ich nur zweymal. Ich freue mich, dass Du wieder mit ihm ausgesöhnt bist, er ist ein sehr guter Mensch. So hat auch Schnorr einen Eindruck auf mich gemacht, wie ich nicht erwartet hätte. Der zweite „Faust" ist freylich nicht so gut, als der erste, aber was ihn betrifft, scheint er von seinen Tollheiten erlöst. Von Kuppelwieser habe ich eider nichts gesehen, als die Schäferin auf dem Bauernmarkt, die viel Schönes hat, aber Falten die Gott verbothen hat. Die übrige Künstlerschaft, die wir kennen, taumelt dahin, dass einem ganz weh wird. Bey uns heroben geht es leidlich. Heinrich, denke Dir nur, hat seit dem September mit der Gicht zu thun, so dass er erst seit kurzem wieder arbeiten kann. Binder, vor

Eitelkeit wahnsinnig, ist nach Frankfurt, des Sinnes, nach Paris zu gehen, um sich zum eleganten Portraitmaler und reichen Mann zu avanciren. Schaller war auch lange krank. Kaulbach ist gesund und frisch, seine Frau in der Hoffnung, wir freuen uns sehr auf seine Schwester, die, einer Zeichnung nach, sehr schön ist. Wir haben zusammen den Gedanken eines Albums ausgeheckt und bereits die ersten Schritte dafür gethan: Klenze giebt uns ein Bild, die Wallhalla vorstellend, von ihm selbst gemalt. Schnorr, Olivier, Rottmann (der die Landschaften im Bazar gemalt hat) und Amsler haben gleichfalls zugesagt. Ein Buchhändler in Regensburg ist bereit, die Sache zu unternehmen. Von Cornelius ist eine Zeichnung aus den Niebelungen da, die Kaulbach redigiren will. Wir wollen noch suchen von Fellner und Genelli (von welchem bey Gelegenheit mehr) Zeichnungen zu erhaschen. Wir wollen sehen, ob es zu Stande kömmt. Der neue Residenzflügel geht lustig in die Höhe. Sechs Säle sind für die Odyssee bestimmt, die aller Wahrscheinlichkeit nach an Kaulbach kömmt. Meine nächste Arbeit wäre eine Decke in Schnorr's Sälen, den Nibelungenschatz vorstellend, Gnomen, Zwerge und so Geschichten auf Goldgrund. Ich bitte Dich, antworte mir so bald als möglich, Du kannst nicht glauben, wie sehr ich mich darnach sehne. Meine kleinen radirten Blätter sind schon über dreissig."

Das Album blieb Projekt, ebenso die Decke, in welche Schnorr selbst die beiden Meerweiber malte, von denen eine den veritablen Kochlöffel schwingt, womit derartige Wesen den zauberkräftigen Sud (Seidr) zu schöpfen pflegten. Die „Odyssee" kam an Schwanthaler, der eine Unzahl kleiner, höchst geistreicher Skizzen entwarf, mit deren Uebersetzung und Ausführung in's Colossale sich Professor Hiltensperger wacker abquälen musste. Die kleinen radirten Blätter gediehen, blieben aber gleichfalls noch ein Decennium liegen.

Wenn man nur beiläufig überdenkt, was Schwind in der Zeit von wenigen Jahren geleistet hat, so muss man über seine blühende, schwellende Phantasie und über den rastlosen Fleiss des doch sonst mannigfach und schwer geprüften jungen Künstlers

staunen. Er hatte eigene Werke ersonnen, hatte zwischendurch wie spielend für Spindler, Duller und Bechstein Compositionen gemacht, durch seinen Geist gingen ahnungsvoll schon die grossen Werke, die seinen Namen glänzend auf alle Nachwelt tragen sollten. Hat es uns ja beinahe erschreckt, schon im Jahre 1829 (vgl. oben S. 53) von den sieben Raben und bald darauf vom Ritter Kurt zu hören; im Nachlasse fand sich auch eine dieser Zeit angehörige Skizze zu dem Cyklus von den Wegen der Gerechtigkeit Gottes, die Schwind später für einen bescheidenen Bilderbogen verwerthete.

Die kleinen radirten Blätter, von denen das dreissigste Blatt mit der Jahrzahl 1833 bezeichnet ist, gehören hieher, obgleich sie erst 1844 zu Zürich im Druck erschienen.[1]) Der weniger durch seine Gedichte als durch seine „Diätetik der Seele" berühmt gewordene Freiherr von Feuchtersleben († 3. Sept. 1849) hat diese „Epigramme" mit geistreichen, zierlichen Versen begleitet. Schwind feiert darinnen die wundersame, leidverscheuchende Kunst des Rauchens und Trinkens mit einem von der anmuthigsten Laune umspielten Humor. Seine Pfeifenkopfprojekte und die grösstmöglichste Varietät der Humpen, Pokale und derartigen Trinkgeräthe würde selbst die Phantasie eines Benvenuto Cellini in Erstaunen versetzt haben. Von der Ernsthaftigkeit, womit Schwind diese Studien betrieb, zeugen noch eine Anzahl in Folio-Format gezeichneter Blätter, welche aus Schwanthalers Nachlass in den Besitz des Grafen Pocci kamen; sie stellen köstliches, handsames und leicht ausführbares Tafelrüstzeug vor, an welch' edlen Kleinoden Meister Ludwig Schwanthaler absonderliches Vergnügen hatte.

Die ebenso grossen Zeichnungen zu den Pfeifenköpfen befinden sich im Besitze des Jos. A. Schwarzmann zu München, welchem, wie wir in der Folge hören werden, das Verdienst gebührt, nach Schnorr's Abgang die Aufmerksamkeit Gärt-

[1]) Almanach von Radirungen von M. v. Schwind, mit erklärenden Versen von Ernst Freiherr von Feuchtersleben. Erster (einziger) Jahrgang 1844 (42 radirte Epigramme enthaltend). Zürich. J. Veith. 4°.

ners auf Schwind gelenkt zu haben. Wahrscheinlich sind die übrigen Original-Entwürfe zu diesen Zeichnungen noch bei verschiedenen Freunden zerstreut. Man sieht daraus, wie ernstlich der junge Mann seine Studien zu diesen kleinen Radirungen im Grossen machte.

Für Schwanthaler malte er auch eine Einsiedelei in steilaufragender Felsenwildniss, wo im Vordergrunde der Waldbruder die Rosse eines unter der Klause rastenden Ritters zur Tränke führt. Denselben Stoff führte Schwind auch mit der Radirnadel aus, ein meines Wissens nicht in den Handel gebrachtes, deliciöses Blatt. Ein grösseres Blatt (18 Cent. breit und 24½ Cent. hoch) stellt ein ähnliches Steingefüge vor, in welchem der vom Terminiren rückkehrende Eremit durch die inzwischen erfolgte Ankunft eines fahrenden dudelsackblasenden Pilgrims überrascht wird. Die herrlichen Stämme, das knorrige Wurzelwerk in dieser Bergwildniss, deren Einsamkeit nur durch die hellstimmigen Klänge durchschnitten werden, das ganze trauliche Heim und die ganz in's Blasen aufgehende Fröhlichkeit des landfahrenden Musikers ist mit herzgewinnender Schönheit und naturwahrer Treue wiedergegeben.

Aus dem Jahre 1835 liegt nur ein Brief vor, er ist aus München vom 20. Dezember [1]) und für die Sicherstellung der Daten in Schwind's italienischer Reise von Belang. „Nach so langem Schweigen ist es mir unmöglich, mich hinzusetzen und vom Anfang bis zum Ende zu erzählen; je mehr ich das will, desto weniger komme ich dazu. Ich weiss von Dir nicht, wo Du bist, noch was Du machst. Dass Dein Oncle gestorben ist, habe ich bey Fischer in Salzburg erfahren, und sonst gar nichts. Bei Meyer in Triest war ich auf der Hinreise eine Woche, auf der Rückreise vier Tage. Er ist immer gleich lustig und ich unterhielt mich sehr mit seinen zahllosen Erinnerungen und Possen aus Breslau. In Venedig war ich fünf Wochen und machte die

[1]) Die Adresse lautet: an Fr. v. Schober bei Herrn Leo Grafen von Festetics zu Pesth.

Sachen für den Kronprinzen fertig. In Florenz war ich leider nur sehr kurze Zeit und konnte auf der Rückreise wegen der Cholera nicht hin. In Rom war ich vier Monate, in Neapel drey Wochen, in Bologna, Perugia und anderen Städten einige Tage. Am 24. September reiste ich von Rom weg, ging über Ancona nach Venedig, dann nach Triest, war einige Tage in Laybach bey Max (Spaun?), der ganz der alte, nur sehr glücklich ist. Von da reiste ich durch Schnee und Eis nach Salzburg, dann nach Gmunden zu meinem Bruder, wo ich eine Woche blieb, von da nach Linz und kam dann den letzten Oktober wieder hier an. Ich hoffte Geld zu finden, das ich ausstehen habe, und den Ritter Kurt anzufangen, den ich auf der Reise fleissig durchgedacht und, wie ich meine, in ein stattliches Lustspiel umgewandelt habe, bekam aber anstatt 6—700 Gulden keinen rothen Heller. Zum Glück hat der Kronprinz mit Arbeit auf mich gewartet und so geht es. Dieser Treffliche ist mir sehr geneigt und hat, wenn auch nicht die richtigsten Begriffe, doch sehr viel Leidenschaft für Kunst und Sinn für selbsterfundene Sachen. Es ist von so einem Herrn genug, wenn er sich 2—3 Stunden mit unser einem bespricht, ohne zu ermüden. Genug, wenn sonst nichts dazwischen kömmt, da wäre ich geborgen. Von meiner Arbeit in der Residenz macht auch alles ein grosses Wesen, mir ist aber bey alledem Angst und bang. Mein Leben entscheidet sich von Aussen günstig, wie es eigentlich einst zu hoffen war, und doch unglücklich, denn ich stehe nicht da, wo ich stehen sollte. Ich habe alle Freude verloren und es geschieht mir immer wieder, dass, wo ich es gut meine und Zutrauen und Neigung verschwende, Täuschung und möglich Hohn der Gewinn ist. Soll ich daran glauben, dass manchmal einer dem Unglück preisgegeben ist, oder ist Alles, was ich Gutes glaube und suche, nicht wahr? Ein selbstständiges Wirken ist etwas, aber nicht viel, und auch das traue ich mir nicht mehr recht zu. Wäre ich in meiner Jugend statt bewundert und übermüthig, fleissig gewesen und still, es wäre eine Freude für mich und manchen, der Geist und Liebe genug hat, sein Leben geformt und verschönert zu sehen und sich daran zu erholen. Mir wird schwer

mehr wohl werden. Wir zwey haben uns auch so lieb gehabt und hängen uns, denk' ich, noch ebenso an, aber wie viel Freude hast Du denn an mir erlebt? wie gut haben wir's gemeint und in welche Verwirrungen hat es geführt. — An eines denke ich in Ernst: hier Alles aufzugeben und in Wien allem miteinander die Stirne zu biethen. Noth werde ich nicht brauchen zu leiden, und ich bin doch das Elend los, immer zu machen, was mich nicht freut. Zimmermalen ist auch eine schöne Kunst und ernährt als ehrlichen Mann, nicht als Possenreisser. Hier muss ich zu Grunde gehen. Ich könnte Dir erzählen, wie mich die unbegreifliche Geringschätzung quält, mit der mich die Louise behandelt, Geringschätzung in einer verwünschten Maske von Freundlichkeit. Es wäre nicht schwer, sich zu denken, es ist nicht der Mühe werth, sich um sie so unaufhörlich zu kränken, aber ich kann das Bewusstsein nicht ertragen, dass ich sie verachten soll. Sag' ich's heraus, es ist mir alles verleidet, selbst die Neigung des schönsten und besten Mädels, die mir geneigt ist und deren Aeltern werden zu bereden sein, wenn ich hier etwas in Ordnung bin. Es kann seyn, dass ich daran schuld bin, aber ich weiss nicht wie. Auf der ganzen Reise hat mich das Zeug gepeinigt, bis ich es doch über mich gewonnen habe, es zu vergessen und hier geht es vorn an. Es ist am Ende das beste, ich mache sie tüchtig aus und scher' mich nicht mehr um sie. — Leb' wohl, und wenn es Dich auch etwas Ueberwindung kostet, so sez' Dich nieder und schreib' mir, dass wir einmal etwas in Takt kommen. Ich lebe so allein, dass es mir wirklich Noth thut, von Auswärtigen etwas zu hören. Ich schreibe an eine Menge von Leute, aber Niemand antwortet recht nach einander. Für Gesellschaft bin ich verdorben und dieses Handwerksleben ist mir unleidlich. Heinrich ist noch immer hier, obschon er fortwährend vom Reisen spricht. Schaller hat fortwährend zu thun, Cornelius ist sehr freundlich und die arme Marie wartet meinen Nachfolger zu todt. Huber und Herz[1]) waren hier, wussten aber wenig von Wien zu erzählen.

[1]) Huber, wahrscheinlich der nachmalige Consul dieses Namens. Herz. Prokuraführer des damals berühmten Bankier-Hauses Arnstein und Eskeles, ein sehr witziger Mensch.

Kann seyn, bin ich bald selber dort. Lass' doch hören, was es nebenbei mit Chorherrn[1]) ist und hauptsächlich, wie es Dir auf der Welt vorkömmt. Von Herzen wünsche ich, dass Du mehr Freuden hast, als ich. Schwind."

Schwind war zu Rom dem dortigen Kreise guter Namen, welche die Regeneration der deutschen Kunst herbeigeführt hatten, nahe getreten. Er gewann die Freundschaft Overbecks, welcher besondere Freude hatte an einer leicht aquarellirten Handzeichnung Schwind's „die Arbeiter im Weinberg"; das Blatt gelangte später in den Besitz der Frl. Emilie Linder[2]) und nach deren Tode in das von dieser Kunstfreundin reichlich begabte Museum zu Basel. Im „Reisebilder-Cyklus" (Nr. 84 der Wiener Schwind-Ausstellung) hat er sein Zusammenleben mit Cornelius skizzirt und dabei seinem Humor die Zügel gelassen, denn Cornelius mit dieser ausgesuchten Philisterkappe ist mit der docirenden Kathedermiene in absoluter Ichheit hingestellt, während der anmuthige Jüngling eine strohumflochtene Flasche schleifend, behaglich nach eigenem Ingenio nachschlendert. Aus dem Briefe erfahren wir ferner, dass Schwind schon vor seiner Romfahrt für Schwangau beschäftigt war und in der ewigen Stadt seinen Ritter Kurt wacker mit herumtrug, ebenso wie die Schwangauer Aquarelle; er componirte über fünfzig Blätter (darunter auch der anmuthige Roman aus Karl des Grossen Jugendleben), nur war dabei der leidige Missstand, dass die Bilder nach dem Willen des hohen Schlossherrn mit mancherlei Modificationen von anderen

---

[1]) Chorherrn, die damals dem Ritter von Schober gehörige Herrschaft bei Tuln, drei Stunden von Wien gelegen.

[2]) Emilie Linder, geb. 1797 zu Basel, kam 1824 auf die Akademie nach München, wo sie Schlotthauer's Schülerin wurde. Sie verwendete ihren grossen Reichthum für Werke der Kunst und der Charitas; ihr Haus war, selbst nach ihrem Uebertritt zum Katholicismus (1844), ein neutraler Mittelpunkt für Gelehrte und Künstler. Sie starb 12. Febr. 1867 zu München. Vgl. Franz Pocci in Beil. 50 Allg. Ztg. 19. Febr. 1867 und Franz Binder in den Histor.-Polit. Blätt. 1867. 7. Heft.

Händen (Xaver Glink u. s. w.) in Fresko ausgeführt wurden [1]) — ein Umstand, der verstimmend genug aus diesen Zeilen klingt. Auch hören wir gelegentlich von einer neuen Liebe, einer Luise, mit welcher unser Meister in unliebenswürdigster Weise zu brechen geneigt zu sein scheint. Im Auftrage des edlen Julius Schnorr zeichnete Schwind den 180 Fuss langen Fries, welcher im Saale des Rudolf von Habsburg (Neubau der Residenz) von Schnorr selbst ausgeführt wurde. Die Aufgabe war, die Folgen des durch diesen Kaiser geordneten, neuaufblühenden bürgerlichen deutschen Lebens in einem Festzuge von Kindern darzustellen. Dabei soll Schnorr's ältestes Knäblein, der später so berühmt gewordene Tristan-Sänger, häufig als Modell gedient haben, wenn das durch seine schwellenden Gliederchen berühmte Jüngelchen in paradiesischem Wohlbehagen auf der Abendtafel der entzückten Eltern Gastvorstellungen geben durfte. Schwind ordnete den Zug so, dass er, von Pax und Abundantia ausgehend, zur Rechten und Linken sich theilend, am Eingang in den Thronsaal ankommt. [2]) Voraus gehen die Repräsentanten der materiellen Interessen, des Ackerbaues und der Viehzucht, an die sich Jäger und Fischer anschliessen und die ihre Theilnahme an geistigen Freuden durch Musik, festliche Kränze und Fahnen kund geben. Handwerker aller Arten, Kupfer- und Waffenschmiede, Schlosser und Wagner, Bäcker und Müller, Metzger und Böttiger in bunten lustigen Gruppen folgen jenen, worauf die schon gebildeteren Gewerbe der Glasfabrikanten, Bergleute, Münzer, die Goldschmiede und Porzellanmacher, Schnitt- und Materialwaarenhändler; sodann die Postillons und Fuhrleute, die Schiffer, Mechaniker und Diplomaten, bis zuletzt, als das Endergebniss aller Bemühungen, Wissenschaften und Künste den Schluss machen. Das Ganze ist fröhlich durchgespielt und durch die Gegensätze der Kindernatur

[1]) Den Bilder-Cyklus von Hohenschwangau haben Carl Wilhelm Vogt, C. H. Muffat (München 1837), Herr v. Führich (S. 25 ff.) ausführlich beschrieben. Vgl. dazu E. Duller's Donauländer. Leipzig. S. 184 ff. u. Vincenz Müller: Handbuch von München. 1845. S. 204 ff.

[2]) Vgl. E. Förster V. 135 ff. u. Füssli: die Oberrhein-Städte. Leipzig. 1846. I. 557.

und des Ernstes der von ihnen repräsentirten Begriffe eine Fülle von Heiterkeit und Anmuth darüber ausgegossen. Man denke sich z. B. dreijährige Knaben als die vier Facultäten, die Amtsmiene des Juristen, die tiefsinnige des Philosophen u. s. w., hinter denen allen das neckische und linkische Gebahren der kleinen Gesellen hervorguckt; oder an einer anderen Stelle, wo sie den Erntewagen als Emblem des Landbaues vorfahren sollen und ihn zu eigener Lust verwenden, hinaufklettern u. s. w. — Die Original-Cartons kamen in die Kunstakademie zu Karlsruhe; der erste (zwei Zoll hohe) Entwurf befindet sich im Besitze von Schnorrs Witwe.

„Es ist jetzt, glaube ich, lange genug“ — heisst es endlich aus München den 18. September 1836 — „dass wir ausser Berührung geblieben sind, und ich habe es von Herzen satt. Um Ostern hatte ich Angus und Beseredy [1]) hier, die mir sagten, Du könnest mir nur einen langen Brief schreiben, und so bekam ich weder einen langen, noch einen kurzen, da mir doch der allerkürzeste Vergnügen gemacht hätte. Im Juli traf ich auf der Reise nach Gmunden, wo ich vier Wochen lang bey meinem Bruder war, in Braunau zwey Ungarn, die ich nach Dir fragte und die Antwort erhielt: „O ist das geschickter Mann, erzieht jungen Grafen und Gräfin und das ganze Haus.« Daraus war zu entnehmen, dass Du bey Festetics und in Pest bist. Es ist jetzt schon wieder so lang, dass ich in Italien war, dass es schon fast nicht mehr wahr ist. Bis zum Juli arbeitete ich für des Kronprinzen Schloss eine Menge Sachen, Zeichnungen in Wasserfarben, immer in der Hoffnung, eine Zeichnung selbst auszuführen, woraus aber immer nichts wurde, erst zu meinem grossen Aerger, jetzt zu meiner Zufriedenheit. Denn man ist so genirt, dass doch auch nichts rechtes d'raus geworden wäre. Wenn der Kronprinz so fortmacht, ist mein Verlangen, ihm zu dienen, nicht

[1]) Antal Baron Anguss von Magary. Baron von Bezerédy, der nachmals so berühmte Staatsmann.

gross. Wenn Du Dich eines gefangenen Grantikus [1]) erinnerst, dem Zwerge durch Gitterabfeilung behülflich zu seyn sich bemühen, so habe ich zu melden, dass selbes Werk, in Oehl ausgeführt, in den Besitz des General Heidegg übergegangen ist.“ Eine kleine köstliche Zeichnung dazu ist noch im Nachlass Schwind's. Das an den Generalmajor Karl Wilhelm von Heideck, genannt Heidegger (geb. 1788, gest. 1861) verkaufte Bild (19 Zoll hoch, 15 Zoll breit) war 1837 im Kunstverein ausgestellt. Nun befindet sich dasselbe in der Gallerie des Frhrn. v. Schack. Ein kleiner Holzschnitt (von Brévière in Paris) ist in Raczynski's Kunstgeschichte II. 337, wo das Bild also geschildert wird: „Der Gefangene ruht auf einem Strohlager. Die kleinen wundersamen Wesen, Zwerge oder Unterirdische, die ihn befreien wollen, bilden, indem einer über den andern steigt, eine Art von Leiter bis zu der mit Eisen vergitterten Oeffnung, durch welche das Licht in's Gefängniss fällt. Die Färbung dieses Gemäldes ist angenehm, die Zeichnung ist fest und bestimmt.“ — „Ich hoffe, dieses liebenswürdige Material nicht mehr aus der Hand zu legen, denn was nützen mich die Herrlichkeiten des Freskomalens, wenn man nichts von mir haben will. Ritter Kurt, der lang herumgetragene, kommt doch noch an die Reihe, kreuz und quer überarbeitet; denn wer mag seine Sachen schlechter machen, als man sie weiss. Mir ist Angst, indem ich das Alles schreibe, Du wirst es unfreundlich finden, dass ich lauter äusserliches Zeug schreibe, aber erinnere Dich, dass Dir früher ganz umständlich erzählende Briefe wohl gefallen haben und ich wäre sehr zufrieden, hätte ich von Dir einen solchen. Die Zeiten der Angst sind eine gute Zeit vorbey, und möge es unser Herr Gott so einrichten, dass ich in solche Zerrissenheit und Gefühl des Untergangs nicht mehr zu verfallen brauche. Meine Wirthschaft durchzumachen war keine Kleinigkeit, und da muss man vergessen, dass Härte nothwendig war, so etwas kann so sauber nicht abgehen. Was hast Du mir denn Alles zu schreiben,

[1]) „Grantikus“, abgeleitet von dem auch im altbayr. Idiom üblichen grantig = moros, mürrisch.

warum thust Du es denn nicht? Ich weiss es, dass Du mich nicht vergessen hast, warum soll ich nichts von Dir haben? Bey dem, was mich in die Sauce brachte, war Vieles von Dir, das ich abschütteln musste, um herauszukommen. Ich widerstrebte heftig, denn ich war geängstigt und gehetzt, wegen meiner boshaft, wenn ich Deiner Leichtigkeit zu reden nicht aufkam, das ist die ganze Geschichte. Hält Dich das ab, mir zu sagen, wie es Dir geht, was ich doch so gern wüsste? Glaubst Du, es thut mir nicht leid, dass so ein Prügel zwischen uns liegt? Ich weiss nicht anders, als dass wir gut auseinander gegangen, und könnten wir uns heute sehen, würde einer daran denken, dass wir uneins gewesen, dass ich Dir und über Dich Dinge sagte, die mir leid thun? Geh sey wieder gut, wir finden keiner so bald wieder einen so alten Freund.

„Willst Du noch einen Kram von Neuigkeiten hören? Senn ist wieder in Innsbruck und war drum und dran, Geistlicher zu werden. Da aber Küene, der in dasselbe Seminar eintreten wollte, plötzlich starb, ist, glaube ich, keine Rede mehr davon. Bey Spaun Tony hört man wenig mehr anders, als „dieser Graf“ oder „dieser Baron“, dazwischen eine italienische Arie, und, wenn er zu Wort kommt, etwas vom Museum. Dem armen Kerl wachsen Frau und Töchter über den Kopf. Kenner ist unwandelbar der alte. Sein Karl käme jetzt auf Spaun- und Ottenwald'sche Kosten nach Kremsmünster (wir zwey sollten billig auch schon jeder einen hinschicken), ist aber bedenklich krank. Die Alte hört noch immer nicht auf, ihm Verdruss zu machen und ist ihm jetzt eine (um) so grössere Last, als der Pfarrer von Attendorf gestorben ist, von dem sie jährlich 300 fl. hatte. Bella Bruchmann ist auch gestorben, wir werden bald allein übrig seyn. Hartman Franz ist provisorischer Syndikus in Voklabruck, wo ich ihn von Gmunden aus häufig besuchte. Sein Brautstand zieht sich in's Unendliche und er ist immer gleich lustig. Seine Schwester hat in Lemberg geheyrathet, obgleich in München auf sie (wer?) wartete. Hielte ich nicht Körbe für ehrenvolle Beweise des guten Willens, käme ich bald in Verlegenheit. Ich habe es aber erfahren wie keiner, dass das

Beste ungesucht kömmt, woher man es am wenigsten erwartet, und so mag reissen, was nicht halten will.

„In Linz fand ich einen Aufsatz von Dir über Danhausers Bild, schreibst Du mehr dergleichen? Feuchtersleben beschreibt Rahlen von allen Seiten, so gut kannst Du es, hohl' mich der Guckuk, auch, aber man muss recht dahinter her seyn. Schwemminger[1]) geht nach Rom; das ist fast so gut, als in's alte Eisen. Die Wirthschaft kenne ich und sehe wenig Erfreuliches dabey. O Jammerkreis von Studiren, Unterrichten, und die Kunst des Hervorbringens sitzt auf der Erde! Manchmal wünschte ich, ich wäre in Wien und hätte ein Zimmermaler-Gewerb, da ginge es noch am besten, aber jetzt freut's mich auch nicht. Ich bin nur begierig, wenn doch einmal die Welt aussehen wird, als malte Einer darin, der Schwind heisst? Ich möchte doch auch einmal mitzählen! Leb' wohl und antworte, wie Du willst, aber gleich, Deinem alten Freund Schwind, Maxplatz Nro. 4, 3 St.“ —

Die Wahrheit, dass man im Alter in Fülle habe, was man sich in der Jugend wünscht, wird sich auch bei unserm jungen Meister bestätigen. Leider bricht der Faden unserer Briefe ab. Von Schober's Rückantworten hat sich keine Zeile erhalten, da Schwind den weitaus grössten Theil seiner ausgebreiteten Correspondenz in einem Anfall von Laune vernichtete.

Beiläufig aus dieser Zeit haben wir über Schwind das schöne Zeugniss des Grafen Raczynski (II, 336); derselbe hatte ihn während seiner ersten Anwesenheit zu München nicht getroffen: „aber schon damals hörte ich ihn rühmen als einen Mann von satyrischem, lebhaftem und eigenthümlichem Geiste und begabt mit dem glücklichen Sinne, das Leben leicht und fröhlich zu nehmen, welcher Sinn den Wienern so wesentlich eigen ist. — Im Jahre 1837 habe ich in München seine Bekanntschaft gemacht. Ich sah bei ihm mehrere Bilder in Wasserfarben und Federzeichnungen, in welchen vielleicht zu viel Nachbildung der altdeutschen Maler zu finden ist, jedoch auf eine

[1]) Vgl. oben S. 65.

Weise, welche die Liebe zu diesen nur noch erhöhen kann, und ohne dass dabei des Künstlers eigene Werke etwas von ihrer Eigenthümlichkeit und von dem Feuer, das seine Entwürfe beseelt, einbüssen. Nichts ist unterhaltender und eigenthümlicher, als seine grosse Federzeichnung nach der Ballade „Ritter Kurts Brautfahrt“. Nicht minder gefällt mir ein anderes Bild in Wasserfarben, der Lebenslauf der beiden Brüder. Dieser kleine Roman ist in drei Feldern dargestellt, welche von baulichen Zieraten eingerahmt sind. In den letzten sieht man ebenfalls verschiedene Auftritte aus dem Leben dieser Brüder abgebildet, die am Ende ihrer Laufbahn beide als Einsiedler auftreten.“ Raczynski erwähnt dann den Fries für Schnorr im Saale des Rudolf von Habsburg und den Traum des Gefangenen (vgl. oben S. 89) und fährt dann fort: „Schwind's Bilder haben für mich einen ganz besonderen Reiz. Ich liebe den Künstler und zugleich den Menschen. Seine Freimüthigkeit, sein Sichgehenlassen sind weder lästig, noch verletzend. Wer freimüthig sein kann, ohne grob zu sein, wer sich seinem natürlichen Gange überlassen kann, ohne eigensüchtig zu erscheinen, ohne überlästig zu werden, ohne Widerwillen zu erregen, der ist sicherlich mit einer glücklichen Gemüthsart begabt.“ — Graf Raczynski erwarb später den „Rhein“.

Dann scheint Schwind für lange von München Abschied genommen zu haben. Die Freundschaft mit Schober, welche schon 1831 zu München einige Trübung erfahen haben musste, erkaltete langsam. Schwind, der inzwischen in der harten Schule des Lebens selbsständig geworden war, verschmähte die geistige Ueberlegenheit seines älteren Freundes und bäumte sich gegen dessen Dictatur. Schüler und Meister verstanden sich nimmer. Die Welt ist voll von solchen Geschichten.

## IV.

# Meisterjahre.

Ueber Schwind's Thätigkeit während seines Wiener-Aufenthaltes geben einige an Schnorr nach München geschriebene Briefe Aufschluss, welche mir soeben während des Druckes zukamen. Herr Dr. Franz Schnorr in Dresden, welcher sich durch seine Beiträge „zur Geschichte des deutschen Meistergesangs" (Berlin, 1872) so rühmlich in das weitläufige Bereich der Literatur-Geschichte eingeführt hat, war so gütig, mir aus dem Nachlasse seines am 24. Mai 1872 verstorbenen Vaters die von Schwind an denselben gerichteten Briefe in Auszügen und Copien mitzutheilen. Zuerst treffen wir ihn mit den obengenannten Zeichnungen für den „scrupulösen Grafen" Raczynski beschäftigt; auch ist von einer Zeichnung die Rede zu einem für Fräulein Linder bestellten Bilde. Schwind hat „verabredeter Massen" die Zeichnung schon am 23. Oktober 1837 an Clemens Brentano nach München gesendet und klagt am 8. November noch ohne Rückantwort zu sein; er zeichnet indessen fleissig an den Abenden weiter (Brief vom 15. Dezbr.) und kann am 11. Febr. 1838 melden, dass das Bild noch in diesem Monate untermalt sein werde. Später ist auch noch von einem Wappen und einer Schrift die Rede, die darauf kommen sollen und die Schwind selbst schreiben will. Was damit gemeint sein soll, ist nicht klar. Denn diese Notizen passen nicht zu der veränderten Zeichnung von den Arbeitern im Weinberg (vgl. oben S. 86) und ebenso wenig zu dem später zu erwähnenden Hausaltarbild mit

der von den Künsten umgebenen Madonna. „Ich bin begierig (heisst es am 23. Febr. 1838), wie das Zeug gefallen wird. Meine Reflexionen über den Kirchenstyl sind oft sehr tiefsinnig, am Ende aber muss ich mir auch sagen, dass es für mich zu ruhig dabei hergeht. Im Ganzen bin ich aber sehr froh, mich einmal darin zu versuchen.“ Auch der Buchhändler Oldenbourg bekommt eine Zusage, ebenso Klenze; nur weiss er noch nicht, „was sie beiläufig wollen und wie es mit dem Gelde steht.“ Auch von einem Wartburgkrieg musste die Rede gewesen sein. Schwind hatte eine darauf bezügliche Composition an Schnorr gesendet und derselbe scheint Allerlei daran gerügt zu haben. Darauf schreibt Schwind (11. Febr. 1838): „Danke schön für die gütige Aufnahme, die Du meiner Arbeit hast wiederfahren lassen. Sie wird hoffentlich noch mehr Fehler enthalten, als die bemerkten, aber am Ende bleibt bei der Ausführung so kein Stein auf dem andern. Dass Klingsohr soll ein Bischoff gewesen sein, ist mir ganz neu; es wäre lustig, diesen Teufelskerl mit Infel und Stab zu machen.“

Unterdessen hat sich in Wien auch Vieles geändert und Manches war gar nicht nach seinem Geschmack. „Meine alten Freunde haben eine andere Zeiteintheilung, als ich, oder wohnen am Ende der Welt, so bin ich auf einige alte Möbeln beschränkt, die lustig sind, wenn ich sie unterhalte, und langweilig, wenn ich etwas Zerstreuung suche, und so kann ich hoffen, diesen Winter (1837 auf 1838) auf eine höchst angenehme und genussreiche Weise hinzubringen. Der alte Russ, von den französischen Romantikern angesteckt, ist für vollkommen wahnsinnig zu erachten. Dazu ist er ein zweiter Domitian von Christenhass.“

Dieser „alte“ Karl Russ (geb. zu Wien 1779[1]) war eine originelle Portraitfigur und ein ganz carrikirter Mensch, der trotz seinen gravitätischen Manieren sich ganz gewaltig vor der Polizei fürchtete. Seine Frau hatte die Gewohnheit, immer

[1]) Vgl. Raczynski II, 607 und 613 — 14. Russ starb zu Wien 1843.

von dem „Natalie“ (Atelier) ihres Mannes zu sprechen; darauf beziehen sich die nachfolgenden Verse, welche damals in Wien häufig recitirt und unserem Schwind als Urheber in die Schuhe geschoben wurden:

Jetzt komm' ich grad' aus dem Natalie,
Da hängen Bilder in der Höh',
Es thun Einem nur die Augen weh'.
Da hängen's schon so lange Zeit.
Es kauft's kein Mensch nicht weit und breit,
Und wer ein's kauft, den hat's gereut.

Man sprach immer nur von den „eisernen Oefen“ des alten Russ, worunter man, da er gerne alt-deutsche Stoffe malte, seine geharnischten Ritter verstand. —

Die Correspondenz mit Dr. Crusius zog sich in die Länge und drohte unserm überhaupt etwas ungeduldigen Meister verdriesslich zu werden. Der Auftrag, auf dem bei Altenburg gelegenen Schlosse Rüdigsdorf Fresken aus der Mythe „Amor und Psyche“ zu malen, scheint durch Schnorr schon zu München an Schwind gekommen zu sein. Der Entscheid verzögerte sich. Im Dezember 1837 war noch keine Antwort da: „Ich weiss also nicht, ob die Geschichte gemacht wird oder nicht.“ Im Februar 1838 kam ein Wechsel und ein Contract; nun war aber letzterer nicht nach Schwind's Geschmack ausgefallen; er trieb die Sache auf Spitz und Knopf und erwartete darauf eine „Antwort, die wahrscheinlich die Arbeit beendet, bevor sie angefangen ist. Ich habe ihm ein Loch offen gelassen und alles, was billig und möglich ist, zugestanden, um nicht Schuld zu sein, wenn es so kömmt.“ Bald darauf schreibt Schwind ärgerlich: „Mit Crusius sind wir im Reinen. Er hat es mit lauter Hinhalten und Vorbehalten glücklicher Weise so weit gebracht, dass mir an der ganzen Arbeit nicht mehr viel liegt und ich zufrieden bin, wenn ich hin und her eine leidliche Figur hineinschwärze. Ich hoffe, um so schneller fertig zu werden, was auch sein Gutes hat.“ Der hier angeschlagene Ton wird in der Folge noch oftmals zum Vorschein kommen. Das Werk wurde dessenungeachtet mit grosser

Freudigkeit gemalt. Sein gleichstrebender Landsmann und Freund Leopold Schulz [1]) und der Historienmaler Gustav Hennig [2]) waren Schwind's Gehülfen dabei. Darauf bestellte der Wiener Kaufmann und Kunstfreund Arthaber drei allegorische Figuren für das Stiegenhaus seiner Villa in Döbling. Was aus einer anderen Bestellung geworden ist, mögen die Wiener Freunde nachforschen: „Ein wunderlicher Kerl war bei mir (so erzählt Schwind 19. Dezbr. 1837), der etwas von mir gemalt will, sagte aber nicht was; ich möchte ihn nur auf seiner Herrschaft besuchen, da würden wir schon sprechen. Er ist hinter den Schneebergen zu Haus, unmenschlich reich, ein alter Kammerad und liederliches Tuch. Also wird sich zeigen, was das heissen soll.“ Man sieht, unser junger Maestro hatte die Hände vollauf zu thun, daneben gingen schon die ernsthaften Unterhandlungen wegen Carlsruhe, worauf wir gleich zurückkommen. Dann kam jenes von Humor, Witz und Laune übersprudelnde, von einer ächt Shakspeare'schen Komik durchfluthete Bild zu Stande, welches nach Göthe's Ballade „Ritter Kurts Brautfahrt“ benannt ist. [3])

---

[1]) Leopold Schulz, geb. 1804 zu Wien, hatte eine beinahe gleichzeitige Entwickelung mit Schwind durchgemacht, war 1829 nach München gekommen, um unter Cornelius und Schnorr sich auszubilden, hatte darauf Italien besucht, wo es ihm gelang, dass Papst Gregor XVI. zu einem Portrait sass. Nach der Rückkehr malte Schulz in der neuen Residenz zu München einige Scenen aus den Homerischen Hymnen, sowie für das Schlafzimmer der Königin Gegenstände aus Theocrit. 1837 kam er als Custos der k. k. Gemäldesammlung nach Wien, wurde 1845 Professor der Akademie u. s. w.

[2]) Gustav Adolph Hennig, geb. 1767 zu Dresden, starb im Januar 1869 zu Leipzig. Vgl. Lützow's Kunstchronik. 1869. S. 105.

[3]) Ueber dieses Bild schrieb er später (17. Dzbr. 1843 von Carlsruhe an Genelli in München): „Die Farbe des Ritter Kurt findet in Ihren Augen Gnade. Das freut mich. Ich glaube wenigstens, es ist die Art, in der das Bild zu malen möglich war. Das allzu kleine Format war aber ein schreckliches Hinderniss und etwas ängstliches im Vortrag dadurch fast nicht zu vermeiden. Bedenken Sie, dass der Ritter Kurt 11 Jahre lang componirt war, bis ich endlich so viel aufbrachte, um ihn mit Müh' und Schulden anfangen zu können.“

Man gönnt dem hochnäsigen Junker, dessen Vergangenheit weit entfernt ist, eine fleckenlose genannt zu werden, diese schmachvolle Demüthigung, gerade in dem Augenblicke, wo er im Begriffe steht, seiner reichen Braut entgegen zu ziehen, inmitten des Marktplatzes, der durch einen Jahrmarkt und eine fahrende Gauklerbande noch mehr belebt ist, von seinen zahllosen Gläubigern mit Schuldbriefen und Wechselverschreibungen aller Art manichäerhaft überfallen zu werden. Die hinsinkende Braut, der allgemeine Wirrwarr und die unverholene schadenfreudige Theilnahme beweisen sattsam, dass den schönen Projekten, seinem im Hintergrunde prangenden zerrütteten Erbschlösslein aufzuhelfen, kurz der ganzen ritterlichen Herrlichkeit ein gründlicher Kehraus zu Theil geworden sei. Mit der den mittelalterlichen Malern eigenen Naivetät, ihre Zeitgenossen mit portraitähnlicher Wahrheit auf ihren Bildern anzubringen, hat Schwind in der rechten Ecke vom Beschauer seinen trautesten Freunden ein Denkmal gesetzt: Da kauert Nikolaus Lenau (der dem Dichter jedoch wenig nahe gestanden hatte) als Magyar mit dem Säbel an der Seite, vor einer Trödelbuden-Bücherkiste, ganz in alten Historienkram vertie[illegible] ein holdseliges Knäblein mit einem primitiven Windfähnchen hop vorbei, während ein grünes Schuljüngelchen den Dichter bega[illegible]. Hinter dem spintisirenden Lenau steht der Bühnendichter Bauernfeld, mit hellen Augen in das vorstehende Lustspiel blickend; er verdeckt beinahe den aufmerksam das Programm studirenden Schober, der heute noch kennbar und unverändert neben Grillparzer Posto gefasst hat; über ihren Häuptern kommen die Portraite des Grafen Auersperg (Anastasius Grün) und des Freiherrn von Feuchtersleben zum Vorschein. In einer tieferstehenden stillen Gruppe gibt sich der Maler selbst wieder, wie er im Geleite seiner beiden Brüder dem Meister Cornelius sein Blatt vorweist. Schwind, eine stramme nette Gestalt, hält das Barett demüthig unter dem Arme, fest überzeugt, es doch nicht zu glauben, wenn ihn Cornelius jetzt auch noch so schlecht mache.[1]) Cornelius in der Maske des Sängers

[1]) Vgl. oben S. 34.

der Divina comoedia (der helmumflatterte Schnorr steht mit Adjutanten-Bereitschaft zur Seite) erhebt warnend und drohend den Finger: nicht weiter zu gehen, da die historische Kunst des Erlaubten gerade an der scharfen Grenze angelangt sei, wo der geringste Fehltritt in die Trivialität der Karrikatur und in den absurden Muthwillen stürzen kann. So lange der Künstler aber in solch' ehrender Gesellschaft bleibt, ist selbst der tollste Fasching des Humors ein ungefährliches Spiel der Phantasie. Das in strengen, wohlverstandenen Conturen, mit satten, ungebrochenen Farben ausgeführte Werk bleibt ein Kronjuwel der deutschen Kunst und wirkt wie ein mit graziöser Schönheit durchlebtes Lustspiel, ein wahrer Regenschauer der heitersten Komik. Das Bild, von welchem Schwind schon vor zehn Jahren verkündete (vgl. oben S. 53), dass es sein Freund Thäter stechen werde, wurde erst 1847 von dieser liebevollen Hand durch Stich vervielfältigt (vgl E. Förster im Kunstblatt 1848. S. 235). Das Original [1]) gelangte in den Besitz des Grossherzogs von Baden und gab so die Brücke, auf welcher Schwind selbst nach Carlsruhe zog, um allda einen neuen, seiner ganz würdigen Wirkungskreis zu finden.

Die Verhandlungen über ein grosses, zu Carlsruhe auszuführendes Bild begannen durch Schnorr's Vermittlung schon 1837; der treffliche Baumeister Dr. Heinrich Hübsch (geb. 1795 zu Weinheim an der Bergstrasse, gest. im April 1863) führte dieselben mit Schwind, welcher gleichsam nach altem Sprachgebrauch „um seine Hand zu weisen" eine Zeichnung (vermuthlich den Ritter Kurt) nach München sendete, welche Schnorr weiter beförderte: „Wollte Gott (fügt Schwind bei), es wäre aus meiner Zeichnung zu schliessen, dass etwas Gutes von mir zu haben ist." Die Sache ging schnell. Schon am 11. Febr. 1838 konnte Schwind an Schnorr vermelden: „Von Hübsch

[1]) Im Münchener Kunstverein gelangte der Ritter Kurt (die Maasse sind dabei auf 48 Zoll Höhe und 36 Zoll Breite angegeben) zuerst im Jahre 1841 zur Ausstellung. Er kam dann wieder auf die deutsche allgemeine und historische Exposition nach München 1858 (Catalog Nummer 571) und wurde huldvoll 1871 zur Schwind-Ausstellung nach Wien gesendet.

habe ich einen Brief, wo die Zeichnung noch nicht angekommen war. Dagegen ist er vom Grossherzog beauftragt, mit mir zu contrahiren wegen Herstellung des Hauptbildes, welches etwa 34 Fuss lang werden soll. Der Gegenstand ist die Einweihung des Freiburger Doms, also ein sehr reicher. Ich soll heuer noch nach Freiburg reisen, um an Ort und Stelle mich von allem zu unterrichten" u. s. w. Das Honorar-Anerbieten war ein sehr bescheidenes, welches wohl überlegt sein wollte. „Neher hatte für sein Bild am Isarthor (zu München, den Einzug Kaiser Ludwigs des Bayern darstellend) 5000 Gulden, und nachdem er wie ein Pferd gearbeitet und glücklicher Weise nicht einen Tag lang krank gewesen, blieben ihm hundert Gulden in der Hand! Du würdest mich recht verbinden, wenn Du mich so kurz als möglich von Deiner Meinung unterrichten wolltest, über Zeit und Kosten und Gehülfen" u. s. w. Unterdessen hatte die Zeichnung dem Grossherzog gefallen, er wünschte sie zu behalten und gab Befehl, selbe anzukaufen. Schwind bekam dadurch Muth, mit seinen Forderungen herauszurücken; er rechnete und überschlug Alles, setzte seine Bedingungen, wobei er sich insbesondere gegen die seltsame Klausel, „bis zur Beendigung der Arbeiten ledig zu bleiben," feierlich verwahrte. Und nach manchem Hin- und Herschreiben war der Contract geschlossen, welcher unserem Schwind ein besonderes Glück schien, da er thatsächlich beweisen konnte, dass er in der Fremde mehr werth sei, als in der eigenen Heimath.

Vorerst galt es, die Antikensäle des neuen Akademie-Gebäudes mit Gemälden zu schmücken. Schwind übernahm es, die längst von Göthe ausgesponnene Idee der „Philostratischen Gemäldegallerie" zu verwirklichen, und verfuhr dabei, da die Raumverhältnisse mannichfache Aenderung geboten, auch hier wieder als selbständig gestaltender Dichter:[1]) in acht Lünetten mit sechs flachen Kuppelgewölben, deren jedes wieder fünf kleineren Bildern Platz bot, führte er den Gedanken von Kampf

[1]) Vgl. die weitere Auseinandersetzung im Stuttgarter Kunstblatt 1845, Nro. 42.

und Sieg, das wahre Leben mit seinen Gegensätzen voll Poesie und Liebe, Lust und Leid und Trauer, in antiken Mythen und Vorstellungen durch. Schwind erzielte mit diesen in rother Farbe auf schwarzem Grunde ausgeführten Darstellungen das unserem Meister eigene Gepräge der Anmuth und Leichtigkeit, den ächten Hauch klassischer Schönheit, wie selben selbst die Geschichte der neuern Plastik schwerlich zu erreichen oder zu überbieten vermochte.

Die Vorhalle blieb der Verherrlichung der Baukunst, Skulptur und Malerei vorbehalten und hier schuf Schwind mit sicherem Eingriff in das deutsche Kunstleben des Mittelalters die „Einweihung des Freiburger Münsters unter Berthold von Zähringen“ als Hauptbild, in kleinerem Raume die „Sabina von Steinbach“ als Repräsentantin der Bildnerei, und für die Malerei den „Hans Baldung Grien, wie er den Markgrafen Christoph den Reichen von Baden conterfeit“. Das erstgenannte Bild, welches in dem trefflichen Stiche von Ernst vorliegt, beweist, wie glücklich der Maler die gefährliche Klippe der sogenannten Staats- und Ceremonienbilder vermieden hat; es ist keine leere Action, sondern die historische Darstellung eines thatkräftigen Schaffens und Lebens. Wenn trotzdem die spätere Kritik daran mäckeln wollte, so ist das nur ein Beweis, dass nicht der Maler, sondern die Hochweisen auf einen Irrweg gerathen sein möchten. Der feierliche Moment der Einweihung führt uns vor das vom Rüstzeug befreite, reich mit Blumen und Gewinden geschmückte Hauptportal des von den Zähringern gestifteten Münsters; von beiden Seiten her strömen festliche Schaaren, um der heiligen Handlung beizuwohnen und zum ersten Male in dem aussen noch mit Werkgerüst umgebenen Münster zu beten. Zum Empfang der erlauchten Gäste stehen unter dem Portale die Freiburger Rathsherren, der Meister der Bauhütte mit dem Riss, Zimmermeister und Bildhauer; in ihrer Gesellschaft hat der Maler auch dem trefflichen Architekten des Akademiegebäudes Heinrich Hübsch ein sinniges Portrait-Gedächtniss gesetzt. Auf der einen Seite schreitet Konrad I. von Zähringen, der Stifter, gefolgt von seinem Sohne Hermann, welcher Züge und Gestalt des Auftraggebers, des Grossherzogs

Leopold, trägt, der gerade durch den Bau der Akademie als Beförderer der Kunst darauf Anspruch machen darf, seinem Ahnherrn, dem Stifter des Münsterdomes, als Sohn beigegeben zu werden. Ein Knabe trägt ihnen das Modell der Kirche mit dem schönsten aller Thürme voraus, der Baumeister geht ihm zur Seite, in welchem Schwind mit bewusstem Anachronismus den Erwin von Steinbach darstellte. Daran schliessen sich die Hofleute; ihnen folgen malerisch bewegt Jäger, Fischer und Bergleute in ihren charakteristischen Trachten; die Einwohner Freiburgs schliessen von dieser Seite den Zug. Auf der andern Seite naht die Geistlichkeit mit dem Kreuz und dem Vortritt singender Chorknaben; unter der Pfaffheit geht auch Berthold Schwarz, der Breisgauer Mönch und angebliche Erfinder des Schiesspulvers. Hochzeit, Taufe und Kirchweihe folgen in originellen Gruppen den Clerikern und füllen die ganze Seite links von dem Beschauer. Im Hintergrunde, oben am Walde, erscheint der heilige Bernhard von Clairvaux, der kurz nach der Erbauung in dem Münster das Kreuz predigte. Auch sich selbst hat der Maler in der Figur eines vom südlichen Gerüste zuschauenden Gesellen angebracht. Man denke sich alle diese eine ganze Welt umfassenden Motive, ausgedrückt in kräftigen Gestalten, alle Abstufungen der Gemüthsstimmung, Freude, inniges Glück, kräftige Lebenslust, ritterlichen Sinn, fromme Erhebung in den Mienen ausgeprägt, alle Lebensalter, alle Geistesstufen repräsentirt. Dazu die mannigfaltige Kleidung, und diess Alles gewandt und lebendig gemalt: So wird man wohl ahnen können, welche Wirkung ein solches Gemälde in der ruhigen Umgebung einer würdevollen Architektur hervorzurufen im Stande ist. [1]) In einem kleineren Bilde zeigt er uns als Vertreterin der Skulptur die Sabine von Steinbach, welche ihre am Strassburger Münster befind-

[1]) Vgl. Dräxler-Manfred: Rheinisches Taschenbuch für 1848. S. XLVIII. Dazu W. Füssly: Zürich und die wichtigsten Städte am Rhein. Leipzig. 1846. I, 544 ff., insbesondere über die dargestellten Charaktere.

liche Statue der „Synagoge“ meisselt.[1]) Im entsprechenden Gegenbilde malt Baldung Grien das noch in der Carlsruher Sammlung aufbewahrte Portrait des Markgrafen Christoph des Reichen von Baden-Hochberg. In den darüber befindlichen Lünetten hat Schwind den Sinn der Bilder noch einmal zusammengefasst und gleichsam allegorisch erklärt: Ueber dem Hauptbilde wird die Architektur von Staat und Kirche beschützt. Zu beiden Seiten erscheinen Mathematik und Phantasie, die dem Architekten nothwendigen Geisteskräfte; die Mathematik zirkelnd und sinnirend, mit dem Plan des Akademiegebäudes und der von Hübsch erfundenen Gewölbekette (ein Knabe giesst Oel in die Lampe!), die Phantasie als Psyche dargestellt, den Adler Jupiters mit Blumen kränzend und muthwillig nach dem Blitz greifend. In den äussersten Lünetten sind die Grundbedingungen aller Kunstentwicklung in zwei lieblichen Figuren angedeutet: der Friede, eine weibliche Gestalt, pflanzt den Oelbaum und hilft einem Kinde, der Industrie, aus der Wiege. Dem Reichthum bringen Erde und Meer ihre Schätze dar. An der Decke schweben geflügelte Knaben. So hat Schwind wie ein Dichter mit reicher Phantasie, weiser Besonnenheit und kühner Hand ein Werk geschaffen, welches immerdar ein schönes Denkmal unserer neuern Kunstentwicklung bleiben wird.

Im Sitzungssaal der ersten Kammer malte Schwind die allegorischen Gestalten der vier Stände: des Adels, der Gelehrten, der Bürger und der Bauern, ausserdem die Gestalten der Weis-

[1]) Die kleine, unseres Wissens einzige Abbildung dieses Gemäldes, gestochen von J. C. Müller im Rhein. Taschenb. Als Oelbild befindet sich derselbe Stoff im Besitz des Herrn Fritz Metzger in Carlsruhe (vgl. Schwind-Ausstellung in Wien 1871 N. 3). Dass, wie unterdessen Ludwig Schneegans nachgewiesen hat, diese Sabine eine genau um ein Jahrhundert jüngere Künstlerin ist, als ihr angeblicher Vater Erwin von Steinbach, thut der poetischen Intention unseres Bildes gar keinen Eintrag. Da unsere Sabina trotzdem immer noch in vielen Compendien mit dem sagenhaften Nimbus ihres Vaters fortspuckt, so sei bei dieser Gelegenheit auf die weiteren Untersuchungen des Archivar L. Schneegans in der Revue d'Alsace, Kolmar 1850, I, 255 u. 1852 S. 72, verwiesen.

heit, Gerechtigkeit, Klugheit, Stärke, Frömmigkeit, Treue, des Friedens und Reichthums — welche noch in jedem Ständehaus nicht blos als allegorische Figuren, sondern als wirkliche Tugenden vertreten sein dürften, dann würde das Rad der Zeit in schöneren Bahnen rollen und nicht mit holperigen Sprüngen poltern. Dass Schwind dann dieselben Gestalten mit portraitmässiger Aehnlichkeit carrikirte und zu festsitzenden Spottbildern verzerrte, hängt vielleicht mit allerlei unliebsamen Erlebnissen zusammen, die ihm den ferneren Aufenthalt zu Carlsruhe verleideten. Die Briefe an Schnorr enthalten darüber manch' scharfes Wort; es ging ihm hierin auch zu Frankfurt nicht besser. Nur das Glück seiner jungen Familie ist ein Ersatz „für die schlechte Behandlung, die ich hier erfahren und die ein schöner Beitrag zur Kunstgeschichte ist."

Nachdem Schwind am 3. September 1842 mit Frl. Louise Sachs einen beglückenden Ehebund geschlossen hatte, siedelte er nach Frankfurt über. So schreibt er an Genelli, dessen Bekanntschaft er noch in München gemacht hatte,[1]) mit welch' genialem Künstler Schwind im lebhaften Austausch von Briefen und Meinungen blieb, am 17. Dezbr. 1843 aus Carlsruhe: „Wäre nicht ein Umstand, den ich Ihnen einmal sagte, so zöge ich jetzt statt nach Frankfurt, nach München. Mit einem tüchtigen Auftrag, von Niemand abhängig, wollte ich ein herrliches Leben führen, und der Tillmetz[2]) oder so ein Loch sollte auch ohne Austern gut genug sein, anmuthige Stunden zuzubringen. Nun geht es aber nicht und es hat auch sein Interesse, auf Vorposten zu ziehen. Wer weiss, ob ich nicht im Stande bin, einer gewissen Race einen

[1]) Das früher an Schober gemachte Versprechen, bei Gelegenheit mehr über Genelli zu schreiben, verwirklichte sich nicht. In Genelli's Nachlass fanden sich noch 9 Briefe Schwind's aus der Zeit des Carlsruher und Frankfurter Aufenthalts, welche Fr. v. Schwind mir gütigst zur Benützung anvertraute. Doch sind dieselben eilig, launenhaft und sprungweise geschrieben, theilweise auch schon von Führich ausgebeutet. — Die Freundschaft dieser beiden höchst verschieden gearteten Männer ist ein Problem. Leider hat Schwind Genelli's Briefe verworfen.

[2]) Ein früheres Kaffeehaus in der Rosengasse, welches auf seinen schwarzledernen Bänken alle Honoratioren des damaligen München vereinte.

Tritt zu versetzen, dass sie dran denken mag.“ Schwind packt ein Exemplar seines Radir-Almanachs bei und setzt hinzu: „Verkauft es sich gut, so lass' ich alle Jahre eines erscheinen. Habe ich 'mal eine Zeichnung, die werth ist, Ihnen geschenkt zu werden, so wird sie nicht ausbleiben.“ Am 18. Mai 1844 meldet Schwind noch aus Carlsruhe: „Den Rhein (es kann nur von einer Zeichnung die Rede sein, denn kurz zuvor hatte er geklagt, dass derselbe noch ein Paar Jahre ungemalt bleiben müsse) habe ich heute nebst noch zwei Cartons in eine Kiste gepackt und (wahrscheinlich auf die Münchener Kunstausstellung) abgeschickt. Wenn Sie hingehen ihn anzusehen, so vergessen Sie nicht ein Stück Rothstift einzustecken behufs so viel als möglicher Correcturen. Ich würde Ihnen einen schicken, aber es macht zu viel Umstände. Schaller wird ein(en) kleinen Text (dazu) haben. Ich zeichne in der dritten Woche an Ritter Kurts Brautfahrt, die gestochen werden soll. Es macht mir Vergnügen, diese Arbeit wieder durchzunehmen. In seiner Art ist das Ding gut und ich habe schon sehr tiefe Gegenstände viel oberflächlicher behandelt gesehen. Das Bild mit den Gnomen[1]) wird auch fertig. An dem Frankfurter Bild (Sängerkrieg) denke ich so herum und lese von Hohenstaufen und Kreuzzügen. Es geht eine merkwürdige Begeisterung durch diese Zeit. — Frau und Kind sind wohlauf. Der kleine Kerl würde Ihnen gefallen. Die Zelte werden schon abgebrochen und ich erwarte täglich ein Cameel von Fuhrmann, das meine 7 Sachen transportiren soll. Gleich

[1]) Die Sage des Ritters Kuno von Falkenstein, der mit Hülfe von Berggeistern in einer Nacht einen reitbaren Felsenpfad nach der Burg zu Stand gebracht, in die er als Bräutigam einreitet (nachmals gestochen von A. Göbel). Schwind hatte darüber schon am 17. Dezbr. 1843 an Genelli gemeldet: „Mein jetziges Bild, obwohl der Gegenstand höchst verrückt ist, macht mir die grösste Freude. Ich mache gerne Bäume und Felsen und alte Mauern und dergleichen habe ich genug darauf, auch einen ganz gerüsteten Kerl zu Pferd.“ Das Originalbild (55 Zoll hoch, 34 Zoll breit) wurde im Laufe des Jahres 1844 im Münchener Kunstverein ausgestellt. Eine Schilderung dieser Bilder bei Führich S. 38. Dasselbe war auf der Wiener Schwind-Ausstellung 1871, Nr. 210, Eigenthum der Frau Elise Gräfin von Ugarte auf Schloss Schönau.

nach Ostern soll's weitergehen. Nach München ginge ich freilich lieber, aber ich denke es wird sich leben lassen."

In Frankfurt baute sich Schwind ein behagliches Haus und begann, von Liebe und Glück getragen, ein fröhliches Schaffen, so dass ein Erfolg sich an den andern reiht, ein glückliches Werk an das andere. Mit der ihm eigenen Energie ging er an den Sängerkrieg und obwohl er klagte, dass er so viele Figuren hineinmachen müsse, ist er doch schon am 29. Sept. 1844 im Stande, an Genelli zu melden, dass der Carton bis auf einige Figuren fertig sei. „Wäre das Ding doch grösser! und doch mache ich mich gefasst, ein Jahr lang dran zu bürsten." Trotzdem trägt er sich schon mit neuen Ideen eines ganzen Cyclus zu einer „etwas wunderlichen Fabel": „Eine arme Mutter mit 7 Söhnen und einer Tochter lässt sich durch das Geschrei der Knaben nach Brod hinreissen, den Wunsch oder Verwünschung auszusprechen, sie sollten lieber Raben geworden sein — worauf alle 7 als Raben beim Fenster hinausfliegen. Die Alte stürzt todt zu Boden und das plötzlich verwaiste Mädchen lauft ihren geflügelten Brüdern in den Wald nach. Hier trifft sie eine Fee, die ihr sagt, sie könne ihre Brüder erlösen durch ein unverbrüchliches 7jähriges Schweigen. Nebenbei solle sie für jeden der Brüder ein Hemd aus Disteln spinnen, weben und nähen; was die kleine (10jährige) schwört. So weit das Titelblatt mit Schrift. Sie schlägt nun ihre Wohnung in einem hohlen Baume auf, die Kleider fallen mit den Jahren ab und sie ist am Ende in ihre langen Haare gehüllt, auf denen die Sage sogar Moos wachsen lässt. Im 6. Jahr findet sie ein junger Fürst, der auf der Jagd verirrt. Er entführt sie ihrem Baum, bringt sie auf sein Schloss, heirathet sie, und sie bringt Zwillinge zur Welt, die alsobald als Raben zum Fenster hinausfliegen. Als Hexe zum Feuertod verurtheilt, vollendet sie im Kerker das letzte Hemd und wird den letzten Tag des 7ten Jahres schweigend zum Scheiterhaufen geführt. Da kommen aus dem Walde 7 junge Ritter, angeführt von der Fee, die die beiden Kinder auf dem Arme trägt und alles ist gut und aus. Es klingt wunderlich, aber doch glaube (ich), dass es der Form und den einzelnen Scenen nach

etwas geben wird, das Leuten, die für Liebe und Treue und etwas „Zaubernacht“ Sinn haben, gefallen kann. Dass Sie die Aschenbrödel verschmähen, ist mir leid.“ Wir konnten es nicht versagen, auch dieses zweite Zeugniss (vgl. oben S. 54) anzuführen, zum Beweise, wie lange Schwind diese Gedanken mit sich trug, bis sie reiften, und wie weit ist es von da bis zur Ausführung und Vollendung, die noch vierzehn Jahre warten liess. Dann heisst es weiter: „Mein Kleiner (Hermann) fängt an zu pappeln und zeigt viel Aufmerksamkeit.[1]) Das Schicksal führt mir einen alten Freund hieher, auf den ich mich sehr freue. Vielleicht kennen Sie Gedichte von ihm, deren (er) unter dem Namen Lenau eine ziemliche Menge mit Beifall herausgegeben hat. Der Mann würde Ihnen nicht wenig gefallen.[2]) Schäfer ist nach Italien, sein Vorhaben ist, die Madonna della sedia zu stechen. Ich bin nicht entzückt darüber, obwohl er gewiss etwas vortreffliches machen wird. Das Gnomenbild, das in München war, wird von einem seiner Schüler Namens Göbl (d. h. A. Göbel) gestochen und ich erwarte etwas gutes. Düsseldorf zeigt sich alle Tage glänzender. Was sagen Sie zu einem Portrait, wozu 13 Sitzungen von 6 Stunden nöthig sind. Das scheint mir genug, um von den Anfangsgründen an bis auf jene glänzende Höhe zu gelangen. Lessing wird nach Frankfurt ziehen — mir gleichgültig, aber möglicher Weise für die Kunstwirthschaft schädlich. Er wird sich wundern, seine Kunst bei sämmtlichen jungen Leuten discreditirt zu finden und das von Grund aus.“ — Schon früher hatte Schwind seine aufrichtige Bewunderung für die Umrisse Genelli's „aus dem Leben einer Hexe“ [3]) und später über dessen

[1]) An Schnorr wird am 22. Sept. 1844 gemeldet: „Mein kleiner Bub hat den Keuchhusten, aber, Gott sei Dank, sehr leicht. Er gedeiht und ist lustig dabei. Anfangs November kommt noch Einer.“ Schwind täuschte sich, denn es kam ein Mägdlein.

[2]) An Schnorr: „Mein alter Freund Lenau heirathet hier und bleibt hier wohnen, eine Sache, die mir sehr viel Freude macht.“

[3]) Abgedruckt bei Führich S. 78. Schwind's Urtheil über den „Wüstling“ war mehr als zurückhaltend; das kauderwelsche Gemengsel aller möglichen Zeiten, der Hauptheld im Costüm des Achill, mit der Pistole in der Hand, musste gegen Schwind's Natur sein; sein Spott schwieg, weil es dem Mann übel ging. Als Genelli später in Weimar fest sass und zu Ehren gelangt war, erkaltete Schwind's Interesse.

„Wüstling“ ausgesprochen, hatte sich überhaupt bemüht, die Blätter an Mann zu bringen und dem bedrängten Freunde eine leidlichere Existenz zu schaffen. Sollte ihm etwas für Genelli glücken, „mich wird's freuen als geschähe es mir selber.“ Dazwischen aber jammert er mehr als nothwendig über die „Schinderei“, die er herzlichst satt gekriegt und dass er sich schon stark „nach einem Winkel“ umsehe, „auf den ich mich seiner Zeit zurückziehen und unserem ganzen Kunstgetriebe mein Compliment machen kann.“ — Genelli's Genius war eben zu eigener Natur und so ganz der Antike zu- und dem deutschen Leben abgewendet, dass es schwer hielt, von diesem Talente Gebrauch zu machen. König Ludwig I. hätte in München Stoff und Gelegenheit in Fülle gehabt — gefiel sich aber, den Meister in noch höherem Grade zu ignoriren, [1]) als es bald darauf auch mit Schwind geschehen sollte. Am 2. Nov. 1845 schreibt Schwind an Genelli: „Hier ist von einer Arbeit die Rede, die ich gerne mit Ihnen getheilt hätte, aber dass Sie Herolde und Churfürsten und Rathsherren sollten machen, halte ich für unmöglich. Ich arbeite an meinem Bilde wie unsinnig und es will kein Ende nehmen. — In Dresden sind 3 — sage drei Stellen leer! Ich wollte wir bekämen jeder eine, und man sollte denken, sie müssten nach Jemand ordentlichen greifen, ma! Quant [2]), der allmächtige, war 5 Tage hier und kam nicht in mein Atellier, um ja zu zeigen, dass es nicht der Mühe werth

[1]) König Ludwig II. suchte das in edelster Weise gut zu machen. Als ihm nach Genelli's Tod dessen (bereits stark gelichteter) Nachlass angeboten wurde, wählte er einige Blätter, die er der Witwe in zartfühlender Weise aber ächt königlich honorirte.

[2]) Schwind, der ein unüberwindliches Ingenium hat, alle Namen falsch zu schreiben, meint damit den feinfühligen Kunsthistoriker Joh. Gottlob von Quandt, welcher, 73 Jahre alt, am 19. Juni 1859 zu Dresden starb. Dass Schwind dem berühmten Forscher und Sammler gegenüber, der sich nur aus Liebe zur Kunst, mit 60 Jahren noch den Mühseligkeiten einer Reise nach Spanien unterzog, den ersten Schritt hätte thun sollen, fiel ihm nicht bei. — Die Bekanntschaft des nachmals so berühmten Bildhauers Ernst Hähnel (geb. 1811 zu Dresden) konnte Schwind noch im letzten Jahre seines Münchener Aufenthaltes gemacht haben (wo besonders Genelli auf Hähnel Einfluss übte). Eduard Steinle (geb. 1810 zu Wien), der geniale Landsmann und Geistesverwandte Schwind's, erhielt erst 1850 die Professur am Städel'schen Institut.

sei, sich um so ein armes Thier umzusehen. Haenl wendet sich noch um den Kopf — aber Düsseldorf hoch! Scrophelkunst hoch! Mein Häuslein ist unter Dach und macht mir viel Freude, ich wollte Sie wohnten im obern Stock! Mit Steinl und Haenel schwärmten wir von einer grossen Auswanderung nach Florenz, es wäre eigentlich das gescheidteste!" —

Am 7. März 1846 heisst es in einem auf Bauspapier geschriebenen Briefe an Genelli: „Wegen Dresden werden Sie wohl recht haben. Die Düsseldorfer in Dresden behaupten, es könne nur ein Sachse angestellt werden; was ist dagegen einzuwenden? Ich wollte die Revolte sehen, wenn man ein gleiches Princip beim Theater wollte gelten machen. Trösten wir uns, es geht so auch. Dem alten Koch, wenn er noch lebte [1]), würden wir seine österreichische Pension entgegen halten, die ihm das Leben auch nicht verbittert hatte. Mit einigen Kunden hat man andere Gedanken, als allein. Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, Ihnen zu sagen, wie sehr mir Ihre Zeichnung, die vier Elemente, wohl gethan hat. Ich wollte, es käme wieder einmal so, dass ich in München sein könnte, nicht einen Tag würde ich säumen, mit Sack und Pack hinzuziehen. Verwünschtes Schicksal, dass Jeder als Robinson herumsitzen muss! — Ganz leise habe ich gehofft, Sie würden mir Ihr Urtheil nicht vorenthalten über die Transparent-Zeichnung. [2]) Ich hatte dabei etwas von dem oft besprochenen Theater-Vorhang im Auge, versteht sich den Styl, nicht die Gegenstände, die darauf vorkommen. Oder sollten Sie nichts davon gesehen haben? Das wäre mir allzu leid. Mein grosses Bild bin ich jetzt im Begriff fertig zu machen, nachdem ich es lange habe stehen lassen. Ich gebe mir alle Mühe damit, um wenig-

[1]) Vgl. oben S. 39 Anm. Koch bezog aber durch König Ludwig I. eine Pension aus Bayern.

[2]) Entwurf für ein Transparent zu Göthe's Geburtsfeier in Frankfurt. Das Aquarell, Eigenthum des k. k. Hofrathes Herrn Franz Ritter v. Schwind (Katalog der Wiener S.-A. Nro. 43; eine Bause darnach im Besitz der Familie), war unter dem Titel: Göthe's Geburt, im Münchener Kunstverein von Ende Dzb. bis zum 5. Januar ausgestellt, wo es durch Dr. Ernst Förster in Empfang genommen wurde. Eine Schilderung dieses Blattes bei Führich S. 40 und Regnet in Lützow's Zeitschrift, 1872, S. 31.

stens mit beruhigtem Gewissen dem sehr wahrscheinlichen Missfallen von Seiten des Publikums entgegen treten zu können. — Es ist nicht der geringste Schaden, den die Düsseldorfer Schule angerichtet hat, dass sie dem einheimischen Publikum weis machte, es gäbe nur éine Natur, also auch nur éine rechte Malerei, und das ist nach der bekannten Schadowischen Bescheidenheit natürlich die ihre. Dem Publico wird dadurch erschwert zu bemerken, dass etwa zwei- oder dritthalbtausend nahmhafte Maler jeder anders gemalt haben und dass die Erkenntniss dieser Unterschiede, die unendlichen Möglichkeiten der Auffassung, vielleicht der interessanteste Theil der Kennerschaft sei. Man kann ihnen dieses wohlfeile Vergnügen lassen, aber niemand kann einem zumuthen, sich dran zu kehren. Für mich ist eine schöne Frescoarbeit im Antrag. Kommt sie zu Stande, so bleibe ich hier — wenn nicht, gehe ich entweder nach Berlin oder aufs Land und mecänire [1]) mir, mittelst ein Paar Kühen und einem Erdäpfel-Acker, höchst selbst. Sie sind dann höflichst auf einen Sommer eingeladen."

Da ich den Sängerkrieg nur aus dem Stiche L. Friedrich's kenne, so steht mir kein weiteres Urtheil zu, als dass dem Maler die Anordnung und Austheilung des Stoffes, namentlich aber die tiefer liegende Charakteristik unserer mittelhochdeutschen Dichter, und darunter besonders die Figur des Wolfram von Eschenbach, in bewundernswerthester Weise gelang, was um so mehr Anerkennung verdient, als Schwind für den hochherrlichen „Parcival" selbst gar kein Verständniss besass. Ich erinnere mich sehr genau und bis in's Einzelnste eines unerquicklichen Gesprächs über diesen Gegenstand und wie dann der Meister selbst keinen Zweifel an der historischen Unmöglichkeit des sog. Wartburg-Krieges ertragen wollte.

Allerlei Klagen eröffnen den Brief vom 27. August 1846 [2]): „Der Sängerkrieg wollte ewig nicht fertig werden und die Vollen-

[1]) Ein damals von Schwind oftmals gebrauchter Witz, es sei etwas Herrliches, sein eigener Maecenas zu sein; spöttisch bemerkte er später an Genelli, immer noch nicht gewiss zu wissen, wie man das Ding schreibe.

[2]) Führich (S. 39) versezt denselben irrig in das Jahr 1845, wodurch auch die historische Reihenfolge der Bilder verschoben wird.

dung des Hauses machte mir auch Verdruss und Zeitverluste. Dazu kam das immerwährende Gerede, ich sollte bald da, bald dort angestellt werden, bald diese, bald jene Arbeit machen, so dass ich immer nicht wusste, ob ich zu bleiben oder zu gehen haben würde, ob ich dieser oder jener Idee nachhängen könne, was alles zusammen eine widerwärtig gestörte Existens ausmachte. Jetzt bin ich über einige dieser Qualen hinaus. Die Hitze ist vorbei, aus Anstellungen und Aufträgen wurde nichts, das Haus kann nächste Woche bezogen werden, das Bild ist fertig; kurz es ist wieder tabula rasa, aber auch „molto? onore — pocco contante" nach Figaro. Zwei kleine Bilder kommen nächstens nach München[1]) von einer Gattung, die ich sehr liebe, der ich aber am allerwenigsten gewachsen bin, nämlich mehr landschaftliche als figürliche Gegenstände. Wenn Sie sich die Mühe nehmen sie anzusehen — denken sich eine Reihe von 10—12 solcher Sachen, so wird es Ihnen natürlich erscheinen, dass man sich mit so was abgiebt. Leider kann ich nicht warten, bis so ein Dutzend beisammen ist, sondern sie, wie sie fertig sind, zu verkaufen suchen, um von dem Ertrage zu leben und den Rhein zu malen. Mein neues Atellier ist gross genug dazu. — Ich möchte doch einmal wieder etwas machen, wo von Schönheit die Rede ist, und nicht immer und ewig in Kostumsachen mich herumschlagen. Ein 6 Fuss hohes, 4 Fuss breites Werk dieser Gattung hat nicht mehr sehr weit zur Vollendung, auf dessen Wirkung ich gespannt bin. Fünf Musikanten[2]) ziehen auf ein Schloss, bei einer Hochzeit aufzuspielen. Die Braut mit ihren Freundinnen erscheint auf der Mauer, Bedientenpack steht unter dem Thor, der Bräutigam kommt mit seinem Zug am Waldessaum zum Vorschein. Der Held ist der letzte der Musikanten, ein Mann von hohen Ideen, bedeutender Phantasie, aber nicht

[1]) Offenbar auf die Kunstausstellung; im Kunstverein habe ich nach denselben vergeblich gesucht. Die Kataloge der ersteren wurden selten gesammelt und sind desshalb beinahe unmöglich aufzutreiben.

[2]) Ausgestellt 1847 im Münchener Kunstverein unter dem Titel: die Rose oder der Hochzeitmorgen. Förster's Kunstblatt 1848, S. 32. Vgl. Führich S. 39 ff.

weiter in der Welt vorgerückt, als in der Gesellschaft gemeinen eitlen Gesindels zur Ergötzung, vielleicht zum Spott der vornehmen Welt sein Stücklein zu blasen — ein verdorbenes Genie mit einem Wort[1]). Das wird vielleicht für zeitgemäss befunden." Die Charakteristik der armen Kunststrolche, der ächten „fahrenden Diet" ist einzig gelungen; der Sinn aber trotzdem nicht so leichtverständlich, wie ein genügsamer Biograph meinen könnte. — „Düsseldorf — heisst es dann im mephistophelischen Sinne des wieder einmal recht den Teufel spielen Wollens — ist wörtlich der Auflösung nahe. Ein Theil will nach Berlin, ein Theil hieher! Lessing soll mit 2000 fl. am Städlischen Institut angestellt werden. Ein Mann, der die Werke der alten Meister eben so wenig kennt, als die der Neuzeit, denn er war weder in Italien noch in München, noch in Paris, soll junge Leute in das Leben und Wesen der Kunst einführen! Es wäre unbegreiflich, wenn man nicht wüsste, dass Mittelmässigkeit die Gottheit der Tage ist. Vor ein Paar Jahren hätte ich mich noch freuen können über diese deleta Carthago, jetzt aber muss ich mit nicht geringem Kummer gestehen, dass es nicht durch besseres, sondern durch noch schlechteres fällt und statt der Mittelmässigkeit bald das vollends Gedankenloseste oben anstehen wird, ohne dass Hoffnung da wäre, ein Umschlagen in's Gute erleben zu können. Ich habe die ganze Wirthschaft so satt, dass ich mich erst recht zu meiner Kunst als einem Trost flüchte und nur bedaure, dass ich so viele Zeit und Kraft mit öffentlichen Arbeiten verthan habe, mit denen der guten Sache auch nicht weiter geholfen wird. Aber genug von dieser misere. Ich habe Freude genug an Frau und Kinder, und hätte ich Freunde, mit denen ich sehr sparsam versehen bin, so wollte ich zu allem lachen. Das ist auch noch nöthig, dass die Leute, die zusammen gehören, nirgends beisammen sind. Thun Sie mir doch den Gefallen, und besuchen unsern trefflichen Freund Schaller. Ich weiss, es wird ihm sauer zu schreiben und möchte doch gar zu gerne wissen, wie ihm das Bad angeschlagen und ob es

[1]) Nach Führich (S. 39) soll sich Schwind dazu des Portraits des Malers Rebnitz bedient haben.

ihm Vergnügen macht, Briefe zu bekommen, ohne Ansprüche auf Beantwortung. Grüssen Sie ihn viel tausendmal" u. s. w.

Desto aufgeräumter plaudert Schwind am 20. Dezbr. 1846: „Ich könnte Ihnen eine Menge erzählen, von einem Besuch in Berlin, von den Schicksalen des Sängerkriegs, von Lessing's lächerlichem Benehmen und dgl. mehr, ma! mir steckt was ganz was anderes im Kopf. Sie werden nichts davon sagen, denn es liegt mir daran, dass die Sache geheim bleibt (ich rede auch nur mit Ihnen und Schaller davon) si tratta di una professura a Monaco! Mit Frau und Kind kann man das nicht abweisen, und wenn ich denke, dass wir wieder beisammen sitzen werden, so lacht mir das Herz im Leibe. Unsere Frauen werden auch zusammen taugen und meinem zimpferlichen Buben wird es ganz gesund sein, wenn er von dem Ihrigen Prügel bekommt. Nähme ich die Stelle nicht an, so weiss der Guckuk wer sie bekommt und es ist mir nicht gleichgültig, wer da sitzt. Gearbeitet soll werden, dass es eine Freude ist. Wenn ich erst wieder bei Leuten bin denen meine Sachen Vergnügen machen, und die ein Urtheil haben. Hier blöckt Alles um Malerei! und steht zu hunderten vor Lessing's Huss und zu anderthalben vor dem unvergleichlichen Moretto aus der Gallerie Fesch! [1]) Mein neuestes Bild vom verdorbenen Genie (Schwind meint die „Musikanten") ist so, dass das Ende schon abzusehen ist. Hätte ich nicht eine schmähliche Zeit mit Anfangsbuchstaben u. dgl. auf Holz zu zeichnen zubringen müssen, es wäre fertig. Ich meine oft ich kann's nicht mehr aushalten, immer wieder den Miethgaul zu machen. Ich muss um eine Professur froh sein, denn mit Königen hab' ich kein Glück. Se. M. von Preussen war laut authentischem Bericht von meinen Sachen „montirt". Ein montirter König ist sonst auf zehntausend Gulden zu schätzen al meno — mir hat es zweihundert Thaler getragen für eine grossmächtige Zeichnung.[2]) Ein Maler sein und überdiess sein eigener Maecaen (ich weiss jetzt nicht wie man's schreibt) ist zu viel verlangt. Ich hoffe,

[1]) Dieser Moretto wurde 1834 zu Mailand durch Passavant erworben. Vgl. A. Cornill: J. D. Passavant. 1865. II, II, 57.

[2]) Was stellte sie vor?

Sie schreiben mir recht bald, dass es Ihnen Freude machen wird, wenn ich komme. Wie wollen wir den Orpheus aufführen!“

Schwind hatte schon früher Holzstockzeichnungen gemacht, so z. B. die herrlichen Vignetten zu den zwölf Monaten, welche den zweiten Jahrgang des Hermann'schen Kalenders [1]) schmücken. Die „Anfangsbuchstaben u. dgl.“, worüber unser Maler klagt, waren die gleichfalls sehr honorabel bezahlten Randzeichnungen und allegorischen Titelblätter für Duller's „Geschichte des Erzherzog Carl“ [2]), welche von Gräff zu Frankfurt mit grösster Meisterschaft geschnitten wurden. Schwind erwies sich dabei als ein ächter Künstler; er „illustrirte“ nie, er schuf seine eigenen Gedanken und nur was sein Innerstes ganz und voll bewegte, brachte er gestaltend vor das Auge. Somit überflügelt er häufig den Dichter und den Historiker, umschwebt und umschattet ihn und schwingt sich sogar darüber. Desshalb konnte er sich an gegebene Stoffe nicht halten, wie Eduard Jlle ihm diese schwache Seite scharf abgeguckt und witzig carrikirt hat. [3]) Die Illustrationen, welche Schwind zu einer im „Gevattersmann“ (Karlsruhe 1846, 3. Aufl.) befindlichen Erzählung eines Freundes lieferte, wurden mit einer diesen Volkskalendern eigenen Bengelhaftigkeit verdruckt. Ausserdem entstand zu Frankfurt das elegisch-schöne Bild eines heimkehrenden Kreuzfahrers (gestochen von Stäbli); die Scene „im Walde“ (radirt von C. Müller), „der Pfalzgraf“ (gestochen von demselben) und „das Habermus“ nach Hebel (gestochen

[1]) Herausgegeben von dem nachmals so berühmten Statistiker Staatsrath v. Hermann (geb. 1795, gest. 1868), und zwar im Auftrag des Kronprinzen Maximilian (München 1844).

[2]) Erzherzog Carl von Oesterreich. Geschildert von Eduard Duller. Mit Illustrationen von M. von Schwind, Rieder, J. N. P. Geiger, l'Allemand, Hasselwander, Pettenkoffer u. s. w. Wien bei Kaulfuss Wwe., Prandel und Comp. Gustav Heckenast in Pesth. 1847. XIV. und 743 S. 8°. Holzschnitte nach Schwind befinden sich auf S. 137. 141(?). 165. 221(?). 233. 241. 249. 277. 348. 360. 377. 381. 389. 393. 409. 413. 421. 452. 473. 488. 501. 519. 525. 567. 586. 593. 597. 716. 725(?).

[3]) In jener muthwilligen „Preisbewerbung“ über den Stoff: Emma Karl dem Grossen vorlesend, in welcher die einzelnen Schulen alle scharfgezeichnet sind. Vgl. Fliegende Blätter. 1861. Band 34.

von C. Clasen) waren Illustrationen für J. Buddeus in Düsseldorf. Für das Städel'sche Institut malte er einen „Elfentanz im Erlenhain (wiederholt für die Schack-Gallerie) und that die ersten Fadenschläge für die „Symphonie", die er, wenigstens der Haupt-Idee nach, von Frankfurt mit nach München nahm. Auch das Projekt zu einem grossen Bilde „der Belehnung", welches im Ständesaal zu Linz gemalt werden sollte und leider durch das Jahr 1848 unmöglich gemacht wurde, gehört hieher. Vgl. unten Schwind's eigene Erklärung darüber in seinem Briefe vom 17. Juli 1853. Am 3. Jenner 1847 schreibt er noch an Genelli, für welchen die Münchener Professur selbst die grösste Wohlthat gewesen wäre: „Für Ihre Bereitwilligkeit zu schweigen bin ich sehr dankbar. Es wäre mir lieber, ich brauchte nicht froh zu sein um eine Professur, da es aber einmal so ist, ist mir München lieber als Leipzig oder Berlin, selbst als Dresden. Wer weiss ob es mir nicht möglich wird, manchem nützlich zu sein — wenigstens einem schädlich gesinnten den Platz zu versperren. Sie können sich nicht denken, zu was für Zeug ich mich habe zwingen müssen. Sie würden begreifen, dass man es endlich müde wird, seiner Phantasie immer Gewalt anzuthun." — Er verkaufte also sein kaum fertig gewordenes Haus mit gutem Glück und fand zu München bald Ersatz in einem vor den nachmaligen Propyläen gelegenen Heim, das er, mitten in einem wahren Rosengarten gelegen, zu einem ächten Heiligthum der Kunst umzauberte.

V.

# München.

Als Moritz von Schwind im Jahre 1847, wie man sagt auf Betrieb des schnell darauf verstorbenen Architekten Fr. von Gärtner[1]), als Ersatzmann für den als Director nach Dresden berufenen Prof. Julius Schnorr von Carolsfeld an die Akademie berufen wurde, da waren die Monate von König Ludwigs Regierung auch schon gezählt. Die lolamontane Gauklerin spielte damals mit dem Scepter und entwand dem alternden Monarchen leise die Krone. Aber auch ohne die nachfolgende Abdikation wäre für Schwind doch wenig zu hoffen gewesen, denn König Ludwig steckte, trotz seiner offenkundigen Deutschheit, so tief im Bann des Hellen ismus,dass ein weiteres Eingehen in die künstlerischen Intentionen Schwinds von dem königlichen Dichter nicht zu erwarten war, welcher, so oft er in der Folge die Akademie betrat, neue Bestellungen zu Kaulbach brachte, in Schraudolphs Atelier ein jedesmal sorgfältig bereit gehaltenes Bild kaufte und sodann bei „Meister Schwind" eintretend, denselben mit der stereotypen Redensart zur Verzweiflung brachte, dass er „ein

[1]) Friedrich v. Gärtner, geb. 1792 zu Coblenz, der Erbauer der Ludwigskirche, der Hof- und Staatsbibliothek, des Damenstifts, Georgianum, der Salinenadministration, des Siegesthores, der Universität und des adeligen Fräulein-Instituts, der sog. Loggia, des Wittelsbacher-Palais u. s. w., der ausgesprochene Gegner Leo von Klenze's, starb 21. April 1847.

Genie und ein Romantiker" sei. Und wenn dann unserem Schwind in seiner grundehrlichen Derbheit der Kamm schwoll und ihm ein Witz entfuhr, der eines Giotto würdig gewesen wäre und einen König Robert von Neapel entzückt hätte, und selbes Bonmot von allzeit dienstbereiten „guten Freunden", deren jeder Mensch seine leidige Anzahl und Schwind noch eine grössere hatte als einem Sterblichen überhaupt nothwendig ist — er hat ihnen übrigens in einem gleichnamigen Bilderbogen ein schönes Denkmal gesetzt — allerhöchsten Ortes in reineckemässiger Dienstbeflissenheit hinterbracht wurde: da war es alsbald vorbei. Selbst das entzückende Projekt, das Treppenhaus der neuen Pinakothek mit dem bei Enthüllung der „Bavaria" abgehaltenen Festzug auszustatten, fand, wenn es überhaupt vor die Augen des Königs gelangte, keine gnädige Aufnahme. Sogar der auf einer langen Rolle aufgezeichnete Entwurf — und man weiss es ja, wie deliciös und geistreich gerade von seiner Hand hingeschrieben wurde — verschwand spurlos trotz allen seitdem gepflogenen Recherchen. Auch König Max II. ehrte den Künstler nur durch Verleihung seiner Orden, nicht aber durch Aufträge. Der Neid zischelte fort. Die schönen Seelen suchten ihren Einfluss auch auf König Ludwig II. auszudehnen, der einige kostbare Aquarelle bestellte, den Befehl einer monumentalen Ausführung aber verzögerte. Das erste Werk, welches Schwind zu München zur Ausstellung brachte [1]), war eine Art Hausaltarbild, welches den Titel „die Künste im Dienste der Religion" verdient. E. Förster hat dasselbe eine „Perle der Kunst vom reinsten Wasser und ein köstliches Gemälde" genannt. Johannes Schrott schilderte es beiläufig also:

Beim ersten Anblick erinnert das Bild an die sogenannten sante conversazioni der alt-florentinischen und venetianischen Meister, bei

[1]) In dem Einlauf-Journal des Kunstvereins aufgeführt als „Madonna mit Kaiser Heinrich II. und seiner Gemahlin, St. Bernhard, Caecilia und Lucas." — Später kam noch eine „Waldparthie", welche um 286 Gulden zwar angeboten, aber nicht angekauft wurde. — Vgl. E. Förster in Beil. 73 Allg. Ztg. 14. März 1871 und Joh. Schrott's Nachtrag in Beil. 19. Augsb. Postztg. 14. April 1871. (Nro. 52 der Wiener Schwind-Ausstellung 1872.)

näherer Betrachtung sieht man aber alsbald, dass diese Heiligen als Vertreter der kirchlichen Künste dargestellt sind. Sie gruppiren sich um einen marmornen Thronaltar, der auf einem schönen Unterbau an einer Gartenmauer zierlich emporsteigt. Lorbeer- und Orangengebüsche blickt über dieselbe herüber und zu beiden Seiten des Thrones ragen zwei schlanke, weissblüthige Myrthen empor. Zu den Füssen der Heiligen blühen hie und da aus den Spalten des Stufenwerkes Blümchen von zarter, wundersamer Gestalt, die wohl mehr auf den Fluren des Paradieses als in einem irdischen Garten heimisch sein dürften. Ueber den Häuptern der huldigenden Gestalten thront in der Marmornische auf einem mit Teppich und Polster belegten Sitze die Madonna mit dem ihr zur Linken stehenden Sohne, der ein Stabkreuz hält, zum Zeichen, dass auch die Kunst durch das Kreuz erlöst und neugegründet werden musste. Das Antlitz der Madonna wirkt weniger durch eine sinnfällige äussere Form, als vielmehr durch einen milden, mütterlichen Ausdruck, der durch zwei grosse offene Augen zugleich Ehrfurcht und Vertrauen einflösst. Der zierlich erwachsene Knabenleib des Sohnes ist von einem zarten und edlen Bau, überhaupt von grosser Schönheit. Seine offen und klarblickenden blauen Augen verrathen eine göttliche Würde und Ruhe. Zu beiden Seiten des mit dem Engelgrusse bezeichneten Sockels reihen sich, je zu drei, die Repräsentativ-Gestalten, so dass auf die eine Seite die redenden und tönenden, auf die andere die bauenden und bildenden Künste zu stehen kommen. Zur Linken des Thrones gewahren wir zunächst eine jugendliche, ächt deutsche Männergestalt, im vollsten kaiserlichen Ornat, ein Dom-Modell in den Händen haltend. Es ist Kaiser Heinrich II. der Heilige, der sich nicht bloss um die Erbauung des Bamberger Domes, sondern auch des Strassburger Münsters hoch verdient gemacht hatte und hier die christliche Architektur repräsentirt. Daneben kniet, ganz Huldigung und Anbetung, sein heiliges Gespons Kunigunde mit einem Bronce-Relief, das auf die kirchliche Plastik deutet. Es war ein sehr sinniger Gedanke Schwind's, die heilige Kunigund als Vertreterin der kirchlichen Plastik — man denke dabei nur an den von ihr gestifteten, ehedem so un-

schätzbaren Bamberger Domschatz, der an chryselephantinen Schnitzwerken, Gemmen, Perlen und Kunstgeschmeiden dem sagenhaften Nibelungenhorte selbst zur Folie dienen konnte — darzustellen, da die kirchliche Architektur und Bildnerei zu einer ebenso innigen und heiligen Verbindung vermählt sein müssen, als es die fromme Sage von jenem kaiserlichen Paar erzählt. Den Schluss dieser Gruppe bildet ein spitzbärtiger, aufmerksam nach oben blickender Mann, der die heilige Mutter mit ihrem Kinde auf ein Täfelchen zu zeichnen bemüht ist und von letzterem schon die Contour zu Stande gebracht hat: es ist der heilige Lucas als Repräsentant der Malerei. Der Streit, ob der antiochenische Arzt zugleich auch ein Maler gewesen sei, ist hier ein ganz müssiger, und die Tradition behält in jedem Falle Recht: denn die christliche Malerei hat einen Evangelistenberuf und ist demselben laut der Geschichte der Kunst und des Christenthums auch getreulich nachgekommen.

Auf der anderen Seite begegnen wir unter den Künsten, welche dem Herrn durch Wort und Klang dienen, zuerst der heiligen Caecilia, deren frisches und liebliches Gesichtchen offenbar eine Individualität darstellt. Aber von den Harmonien einer überirdischen Musik erfüllt, verstummt die Heilige auf unserm Bilde, die Orgel will ihren Händen entgleiten und sie blickt mit andächtigem Entzücken dahin empor, woher alle höhere Begeisterung quillt. Nebenan blickt mit heiteren, jugendfrischen Augen ein Engel den Beschauer an, einen Lilienkranz in der Rechten und einen Rosenkranz in der Linken haltend. Er ist offenbar der christliche Genius der Poesie, dessen Kränze einerseits die Lilienreinheit des Glaubens und der Tugend und anderseits die duftigen Rosen der Andacht und Liebe bedeuten. Auch kann der eine Kranz als für die heiligen Jungfrauen, der andere für die heiligen Märtyrer gewunden gedacht werden. Der Engel trägt als Diakon die rothe Dalmatika der Märtyrerfeste oder auch der Pfingstfeier, um so an die höchste Gluth gläubiger Begeisterung zu erinnern. Der nebenanstehende Alte muss dann als Repräsentant der kirchlichen Beredsamkeit gelten. Bart und Costüm passen nicht auf den heiligen Bernhard, obwohl der

Redner, der mit einem einzigen Sermon im Dome zu Speier das ganze Abendland zum zweiten Kreuzzuge hinzureissen vermochte, hier ganz an seiner Stelle wäre. Vielleicht hat der Maler auch an gar keinen bestimmten Gottesmann gedacht, sondern nur den allgemeinen Typus eines Kirchenvaters oder christlichen Redners angedeutet, da auch die Beredsamkeit zu den kirchlichen Künsten gehört, ja die erste von ihnen war, aus welcher sich später die übrigen entwickelten. Der Alte benützt den Flügelbug des benachbarten Engels (der Poesie) als Pult, weil die christliche Rede Schwingen der Begeisterung haben muss, um die Seele des Hörers zu den Idealen der Religion empor zu heben.

Zwischen diesen beiden Gruppen, auf den untersten Stufen des Thrones, sitzen zwei Engelkinder mit Saiteninstrumenten, lieblichste Geschöpfe, eines Giovanni Bellini oder Fra Bartolomeo würdig! „Ueberhaupt ist (wie Förster als Techniker hier am befugtesten spricht) ein Zauber von Schönheit über das Bild ausgegossen, wie er wenigen Werken der Neuzeit eigen ist, und zwar nicht nur der Composition, der Formen, des Styls, der Motive und des Ausdrucks, sondern auch der Farbe, die hier in Kraft, Harmonie und Klarheit wie nicht minder in Wahrheit der Carnation, wenn auch nicht belgisch-französischen Anforderungen, doch den Freunden classischer Kunst in hohem Grad Genüge leistet.“

Da über dem Bilde damals der Unstern waltete, dass es, gegen Erwarten, mit den Wünschen und Ansichten der Bestellerin, des obengenannten Frl. Linder nicht passte, so trug der tiefgekränkte Künstler das verschmähte Bild in die Stille seines Familienlebens, bestimmte es zu seinem Hausaltare und liess unter demselben seine in München gebornen Mägdlein taufen. Wenige Jahre vor Schwind's Tode erwarb das Bild Herr Professor Dr. Cornelius, der Neffe des grossen gleichnamigen Malers.

In gleicher Weise war der Vater Rhein für unsern Schwind eine langjährige Quelle der Leiden. Ursprünglich nach dem reizenden Märchen des Clemens Brentano für die Trinkhalle zu Baden bestimmt, wo das Bild ganz einzig an seinem Platz gewesen wäre, blieb dasselbe unausgeführt, bis es auf der Kunstausstel-

lung des Jahres 1848 zu München erschien. Aber das Werk ging unbemerkt vorüber, wer kümmerte sich unter den hochrollenden Wassern jener Tage um die blaue Blume der Allen, wie es schien, plötzlich abhanden gekommenen Romantik. Wir übergehen dasselbe hier, da später eine authentische Erklärung in Schwind's eigenen Briefen folgen soll. Im Laufe des nächsten Jahres (1849) brachte Schwind die Aquarelle: „der wunderliche Heilige", in den Kunstverein, welcher dem grossen Publikum ebenso verschlossen bleiben wird, wie so manches reizende Geheimniss aus dem Reisebilder-Cyclus.

Ebenso fremdartig blickte das bald darauf folgende Blatt mit der Legende des kirchenbauenden St. Wolfgang, welchem der Teufel das Baumaterial zuführen muss (als Oelbild später in der Gallerie des Freiherrn von Schak). Schwind fing bereits an, sich nach auswärts umzuschauen, ob denn nicht an der Stelle des „Holzstöckelzeichnens" für die „Fliegenden" etwas gründlich Nachhaltiges folgen könne. Er spähte umsonst in Wien. Da brachte im Sommer plötzlich ein Ausflug in das Thüringer Land, wo er die Scenerie für ein Bild mit dem Grafen von Gleichen studiren wollte, überraschende Anregung und glänzende, neubeseelende Aussicht.

Die Vorgeschichte, wie der Wartburg-Bilder-Cyclus entstand, klingt gleich einem Roman. Herr von Schober spielt dabei eine Rolle.

Die beiden ehedem unzertrennlichen Freunde hatten sich, wie es scheint, zu Wien gründlich überworfen. Jeder war dann, unbekümmert um den Anderen, seine Wege gegangen. Schwind nach Baden und Carlsruhe; Schober auf weite Reisen nach Italien und Frankreich. Auf der Rückkehr nach Deutschland lenkte der Ruf von Schwind's neuen Leistungen den Letztgenannten nach Carlsruhe, wo sie sich kurz trafen und einen weiteren Rendezvous zu Frankfurt bestimmten. Derselbe hatte aber nur zu neuen, unliebsamen Erörterungen geführt, die mit einer neuen Trennung der beiden Freunde endeten.

Dessungeachtet fand Schober in seiner neuen Stellung am Hofe zu Weimar bald Gelegenheit, den Grossherzog höchlich für

der unvergleichlichen Maler zu interessiren und denselben, als es sich um einen Bilderschmuck für die in Restauration genommene Wartburg handelte, als den einzig dazu Befähigten dringlichst vorzuschlagen. Nach solchen Vorgängen war es nun ein grossgünstiger Zufall, welcher unseren Meister Schwind nach Weimar und zufällig in demselben Miethwagen mit Schober zusammenführte [1]). Einen Moment lang staunten sich Beide an und die Begrüssung soll von Seite des Einen ziemlich befremdlich gelautet haben, bis der Andere, Alles vergessend und in voller Begeisterung, mit seinen schönen Projekten herausrückte. Derselbe Zufall hatte gleichzeitig den Grossherzog auf den Bahnhof gebracht, eine Vorstellung des Malers fand trotz der Reisekleider statt, und Schwind, wurde vom Grossherzoge eingeladen, mit Demselben die Wartburg zu besichtigen. Schwind ging natürlich mit Enthusiasmus auf die Idee, hier schaffen zu können, ein und hätte lieber gleich begonnen. [2]) Die Restauration der Wartburg erlitt indess durch die Folgen des Jahrganges 1848, in den Jahren 1849 und 1850 wenn nicht gänzliche Unterbrechung, doch eine bedeutende Störung und dadurch musste der Beginn von Schwind's Arbeit ins Ungewisse hinausgeschoben werden. Indessen zeigen die nachfolgenden Briefe (1—8), dass Schwind durch seinen wiedergefundenen Freund in warmer Beziehung zum grossherzoglichen Hofe blieb; sie geben ein lebendiges Bild seiner Thätigkeit, aller seiner Hoffnungen und Entwürfe. Sie sind für uns schon desshalb von grossem Werthe, weil der Künstler hier immer als der eigene Exeget seiner Schöpfungen spricht und den einzig richtigen Schlüssel zur Betrachtung sei-

[1]) Vgl. den darauf bezüglichen Eingang des nachfolgenden ersten Briefes.

[2]) Hierüber hat uns ein Zufall Einblick gewährt in einen ausführlichen „Bericht" des Commandanten auf Wartburg, des Herrn B. v. Arnswald, vom 5. Nov. 1852, aus welchem indessen sattsam hervorgeht, dass unser Maler nahe daran war, mit allen Betheiligten sich noch vor dem Beginn der Arbeit gründlich zu überwerfen. Die unerquicklichen Verhandlungen gehören nicht hieher, wurden jedoch durch die Entschiedenheit des Herzogs zu Gunsten des Malers, der besonders auf Herrn von Ritgen, den Architekten der Wartburg, erbittert schien, beigelegt.

ner Werke bietet. Auch der Psycholog wird daraus jene Belehrung ziehen, die zum ganzen Colorit des Portraits unerlässlich ist, vorausgesetzt dass Einer nicht an eiteler Schönfärberei allein Gefallen findet.

Als nun zum Verdruss des Architekten eine bisher als zuverlässig betrachtete Wand bedenkliche Spuren von Unbotmässigkeit und Schwindel zeigte und der einem günstigen Schluss zuschreitenden Restauration neue Zögerung brachte, gerieth Schwind in eine Aufregung, deren Berechtigung wir wohl begreifen,[1]) zumal da der Maler nicht übel geneigt schien, andere Motive als die in Wahrheit bestehenden für seine Person annehmen zu wollen. Wir geben aus den häckeligen Briefen, welche nur zu bald ein neues Zerwürfniss mit Schober herbeiführten, bloss das unmittelbar Nothwendige. Die Correspondenz beginnt Schwind mit einem jovialen Briefe aus München den 14. Dez. 1849:

1) „Lieber Freund Schober! Das Schicksal war sehr freundlich, uns in ein Wagerl zusammen zu setzen, und mir so einen Tag zu bereiten, der gar zu angenehm war. Ich hänge Dir jetzt ein Geschäft an, mit dem ich Dich verschonen könnte, aber es macht mir Freude, Dir wieder zu schreiben. Beiliegend erhältst Du Heinrich von Ofterdingen, unter den Mantel der Landgräfin flüchtend, die Zeichnung [2]), die der Frau Grossherzogin zugedacht ist. Ein früher ausgesprochener Wunsch dieser hohen Dame, etwas von mir zu besitzen, gibt mir eine Art Recht, sie ihr anzubieten. Möge sie Ihr einigermassen gefallen und Ihr aussprechen, dass das Gefühl nicht ausgestorben ist für den inneren Werth des Schutzes einer wohlwollenden Fürstin. Sieht Dir die Zeichnung nicht so aus, so wirf sie in's Feuer, ist sie aber so, dass sie angeboten werden kann, so thu' es in meinem Namen als einen geringen Beweis der grossen Ehrfurcht die ich, wie jeder Deutsche, vor einer Fürstin hat, der die Blüthezeit deutscher Kunst angehörte. Da die hohen Herrschaften nichts annehmen können, ohne zu erwiedern, so ist mir in diesem Falle

[1]) Vgl. den nachfolgenden achten Brief.

[2]) Eine leicht untertuschte, nur aus zwei Figuren bestehende Composition.

bald was lieber als Geld; ist es aber nicht zu umgehen, so kann ich nicht wohl weniger nehmen als vierzig Dukaten."

Unterdessen musste die Symphonie fertig gezeichnet sein, Schwind spricht gleichzeitig davon unter dem Titel „die moderne Zeichnung" und verspricht sie „dieser Tage" abgehen zu lassen. „Sieh sie an und wenn es Dir nicht zu viel ist, so schreib mir einmal darüber. Ich habe lang daran herumgearbeitet, bis sich das gehörig abgerundet hat. Das Costüm ist nicht so widerhaarig als man gewöhnlich glaubt, aber die Handlungslosigkeit unserer Zeit könnte einen zur Verzweiflung bringen. Item da man sich doch wahrscheinlich an Dich um Erklärung wenden wird, denn gar wenige können oder wollen sich selber helfen, will ich Dir das Nöthige aufschreiben. Das Ganze wäre zu denken als die Beethoven betreffende Wand eines Musikzimmers, da doch Alles einen Zweck haben soll und basirt daher billig auf einem Beethovischen Musikstück: Fantasie für Clavier, Orchester und Chor in E, das einzige das so instrumentirt, also im Bild zu erkennen, überdiess noch auf dem Notenheft einer Sängerin angeschrieben ist. Auf diesem musikalischen Boden bewegt sich das ganze Geschichtchen billig in vier Theilen, die den vier stereotypen Theilen einer Symphonie — Symphonie, Andante, Scerzo und Allegro — analog sind: Probe des Musikstücks auf einem Haustheater, von einem zusammengerafften Orchester und eben solchem Chor, bei welcher die Sängerin eines kleinen Solo's, die aufsteht, o kühne Handlung! die Aufmerksamkeit eines jungen Mannes erregt — ein Begegnen ohne Annäherung — ein kleiner Maskenball, auf dem unser Paar seine Gefühle ausspricht, und zum Schluss ein Moment der Hochzeits-Reise, wo der beglückte Mann seiner Frau das Schlösschen zeigt, in dem sie wohnen werde. Uebereinstimmend mit dem Chor, der ein Lobgesang auf die Freuden der Natur ist, ist das Ganze umgeben von Wald und Luft (den vier Winden) und als verbindende Verzierungen sind die Tageszeiten, die Wohlthaten des Bades [1])

[1]) Daselbst hat eine Idee Platz gefunden, welche Schwind schon früher von einem Besuche der warmen Quellen aus Gastein mitbrachte und seinem Freunde mitgetheilt hatte. Vgl. oben S. 56.

und des Gebirgsthaues, die Lust des Reisens u. dgl. angebracht. Ganymed als Sinnbild des erwachenden Frühlings bildet ziemlich den Mittelpunkt. Das mag ziemlich trocken klingen und wäre am Ende besser nicht gesagt, aber es ist nicht anders zu machen. Mir wäre lieber, man erzählte mir eine Geschichte davon, so sähe ich doch, dass Einem die Mühe nicht zu gross war, selbst mitzuarbeiten. Mach' Dir kein Bild davon nach diesem Geschreibe, es sieht doch anders aus.

„Dass der Herr Erbgrossherzog mit mir wegen der Wartburg gesprochen, wirst Du schon wissen. Ich bin seitdem in einem unbehaglichen Zustand, den ich dieser Tage geradezu dem guten Herrn selber beichten werde. Auf der einen Seite brenne ich nach dieser schönsten aller Arbeiten und finge lieber gleich an, auf der anderen Seite habe ich einen wahren Schauder vor dem schon zweimal erlebten Schrecken, dass man eine solche Arbeit ausheckt, sich ganz hineinlebt und dann, wenn auf einmal nichts daraus wird, auf eine gute Zeit ruinirt ist und nichts machen kann. Es ist schon misslich, dass einem die Sachen unter der Hand altgebacken werden, wenn man sie zurechtdenkt und zu lang nicht zur Ausführung kömmt. Also sieh' zu, ob Dir die Zeichnung eine gute Stunde verschaffen kann, es soll mich freuen, dazu beigetragen zu haben. Empfiehl mich allen schönen und schönaugigen Frauen und Herren, sie mögen freundlich an mich denken. Ich hoffe, das Frühjahr wird wieder kommen und mit ihm eine Reise nach Berlin nebst Wiedersehen in Weimar. Dein alter Freund Schwind."

Der nächste Brief 2) ist vom 24. „Jenner" 1850: „Deinen leider durch ein schmerzliches Uebel [1]) abgekürzten Brief habe ich nebst vollzähligem Inhalt gestern erhalten. Ich habe für angemessen gehalten, einen Preis anzugeben, da das Blatt bestellt war, und hoffe damit nichts gethan zu haben, was sich nicht mit der grössten Hochachtung vertrüge, die ich für diese Frau hege. Auf die Zeichnung halte ich grosse Stücke. Erstens ist der

[1]) Schober litt damals an einer seltsamen und höchst schmerzlichen Krankheit der Fingernägel.

Gegenstand von den allerschwersten und auf äusserlichem Wege gar nicht zu überwinden, ohne dass er lächerlich wird, und dann befriedigt mich das rechte Verhältniss von Maass im Aeussern und Feuer im Innern. Fast bedaure ich, dass ich es nicht in Farben gemacht habe, es müsste sein wie ein Bouquet. Dass Dir die grosse (Zeichnung von der Symphonie) gefällt, freut mich sehr, ich habe auch ziemlich darauf gerechnet. Dass man es anders will, versteht sich von selbst. Man will in Deutschland etwas Neues, nie Geschehenes, aber es soll gerade so aussehen, wie das Gewohnte, und das kann Niemand machen. Ich habe an die Frau Erbgrossherzogin die Bitte richten wollen, die Zeichnung wenigstens drei Tage in ihrem Zimmer zu dulden, weil ich voraussetzte, dass der erste Eindruck eine Art Schrecken hervorbringen könnte. Nun freut es mich nicht wenig, dass diese Sorge nicht nöthig war. Wo das Hauptübel für die Malerei steckt, weiss ich recht wohl, aber es glaubt es Niemand. Man ist die fremde, ausländische Sprache gewohnt und hält sie für vornehmer als die eigene, daher gibt es lauter Stylübungen, statt unmittelbare Ergüsse des Innern. Man kann nur in seiner eigenen Sprache dichten, und bis die Abstammung von den alten Deutschen, so wie Göthe's Faust von Hans Sachs abstammt, nicht zur vollen Anerkennung kommt, ist es mit der ganzen Malerei nichts rechtes. — Im Augenblick bin ich daran, an den Rhein eine letzte Feile zu legen, um ihn nach Berlin zur Ausstellung zu expediren. Hältst Du es für erwünscht und passend, so kann man auf der Rückreise in Weimar einige Rasttage halten lassen, aber es macht Umstände, da er gerollt reisen, also um gesehen zu werden, aufgespannt werden muss. Ich sollte meinen, dass da schon von Malerei die Rede sein kann, obwohl das ganze Bild hell ist. — In Hofrath Schöll's [1]) letztem Briefe ist ein zweiter in Aussicht gestellt, wesshalb ich auch mit Beantwortung zurückhalte. In der Soirée mit der Beethovischen Musik wirst Du als Vertreter meiner Arbeit schlechte Geschäfte machen, denn einerseits ist kein Zweifel, dass ich daneben stark in den Hintergrund

[1]) Professor Dr. Schöll, der gelehrte Bibliothekar zu Weimar.

komme, und weiters kann es Dir begegnen, dass man den Postillon in der Musik wird nachgewiesen haben wollen, und der wird sich nicht finden. Wenn Du Dir aber die Mühe nehmen willst, die Gesichter der verschiedenen Musikanten, z. B. bei Oboe, Flöte, Fagott anzuschauen, wirst Du einige Uebereinstimmung mit ihren Parthien nicht vermissen. Wäre das Männerkostüm nicht allzu verrucht, obwohl es dasselbe ist, in dem wir blühten, hätte ich Beethoven selbst dirigiren lassen und hätte die ganze Geschichte in das Jahr 1820 verlegt. Wenn ich nur ein wenig Glück habe, d. h. nur so viel verkaufe, dass ich auf ein Jahr voraus bin, dann geht es an etwas grosses.

„Sollte der Erbgrossherzog mit der Wartburg Ernst machen, so ist es gar nicht unmöglich, dass ich meinen Dienst hier aufgebe und lege mich nach Eisenach. Von München ist der gute Genius gewichen und, ein musikalisches Kränzchen abgerechnet, habe ich eigentlich nur ein paar von meinen Schülern, die mich freuen. [1]) Die geselligen Verhältnisse sind ziemlich in Bier verschwemmt und die Kunstwirthschaft im allgemeinen eine thalabgehende. Dagegen sitze ich in einem allerliebsten Haus, kann mich an meinen 3 Kindern nur freuen, und wenn ich mich wieder eine Weile habe mit Kleinigkeiten plagen müssen, spüre ich nur desto grössere Lust, etwas nach eigenem Sinn auf die Beine zu bringen. Die Weimaraner-Leute sind mir in's Herz gewachsen und Du kannst ihnen schon sagen, dass es mir eine rechte Erfrischung ist, wenn sie lobend oder tadelnd sich für meine Arbeit interessiren. Nur möchte ich auch was davon haben, d. h. geschriebenes. Bitte mich also allerseits bestens zu empfehlen. Leb' recht wohl, sei schönstens für Deine freundliche Bemühung bedankt und vor allem wünsche ich, dass Dein Daumen wieder gut wird. Dein alter Freund Schwind."

3) München, 5. Merz 1850. „Lieber Freund Schober! Du erinnerst Dich, dass S. K. Hoheit der Erbgrossherzog mir sagte, ich solle das Musikantenbild nicht weggeben, ohne es vorher

[1]) Ueber sämmtliche Schüler Schwind's folgt später eine eigene Namenaufzählung.

zu melden, da dieselben wünschten, es selbst zu besitzen. Da nun ein Verkauf in Prag wahrscheinlich ist, so glaube ich, davon Meldung machen zu müssen und habe S. K. Hoheit geschrieben. Willst Du so gut sein und dem freundlichen Herrn den Brief zustellen? Vom Preis schreib' ich nichts hinein. 2000 Gulden, das sind zwischen 11 und 12 hundert Thaler, ist wohl nicht theuer und sagt der Prinz, dass er es haben will, so hat es allenfalls Zeit, bis die Anschaffung mit anderen Einrichtungen zusammentrifft.

„Den Rhein habe ich tüchtig durchgefeilt (die Musikanten auch noch ein wenig) und riskire es jetzt, ihn nach Berlin zu schicken. König Ludwig stösst sich an der Fiedel und behauptet frischweg, Rhein stamme von ῥινος und er sei ein Grieche. Da bin ich vielleicht auch einer, ohne es zu wissen. Unter all' den Wappen, Kirchen und sonstigen mittelalterlichen Wesen müsste sich eine Lyra schön ausnehmen. Raphael hat es auch gewusst, was er thut, da er die Lyra, die Apoll auf der ersten Zeichnung hat, auf dem Bilde in eine Geige verwandelte.[1]) Es fällt einem der alte Stein[2]) ein, der Wurzel von ριζα ableitete.

„Im Augenblick arbeite ich an einer Skizze vom Kaiser Otto. Ich las irgendwo: „Der Kaiser feierte das Pfingstfest zu Quedlinburg und es kamen Gesandte aus Italien, Griechenland, Ungarn, Polen, Russland und der Mongolei, Dänemark, England, Frankreich und Spanien, um diesem grossen Kaiser zu huldigen und um seine Freundschaft zu werben. Quo nemo major imo nec par. Der Kaiser selbst hat eine italienische Frau (sein Sohn Otto II. eine griechische) und eine junge Tochter. Sein Bruder Erzbischof von Köln beherrscht durch seinen geistigen Einfluss

[1]) Raphael hatte aber damit auch ein Opfer gebracht. Der Gott erhielt die Geige zu Ehren eines auf diesem Instrumente damals berühmten Meisters.

[2]) Anton Stein, der älteste Lehrer von Schober und Schwind zu Wien; das drollige Portrait dieses Pedanten, welcher indessen schon eine Ahnung der durch Jac. Grimm entdeckten Lehre der Lautverschiebung gehabt zu haben scheint, hat Leopold Kupelwieser in Wien 1820 lithographirt.

ganz Frankreich, der riesenhafte Markgraf Gero ist der Schrecken der heidnischen Wenden.“ Ich denke, da zeigt sich, dass der deutsche Kaiser eine andere Figur war, als der Kanzleidiener, den sie in Frankfurt gemacht hatten. Dazu das Vergnügen, diese Nationen alle zu charakterisiren. Wenn ich nur dazu komme, es auszuführen.[1]) Aber einen selbstständigen Künstler mag man nicht und ein unselbstständiger ist von vorn herein ein Tropf. Wenn nicht bald ein Umschwung eintritt, so geht die ganze Malerei dem Teufel zu.

„Die moderne Zeichnung (d. h. die Symphonie) sitzt noch in Gotha. Der Herzog will sie seinem Bruder, dem König von England, anhängen. In Deutschland hat mich trotz dem Beifall, mit dem ich sehr zufrieden sein kann, kein Mensch gefragt, was sie kostet. Vielleicht, wenn statt dem Clavier eine Lyra wäre? Alles Lyra. Bratsche Lyra! Bassettel Lyra! Waldhorn Lyra! Postillon mit der Lyra! das sähe ganz erhaben aus.

„Ich wollte, der Erbgrossherzog begriffe, dass, wenn es mit der Wartburg etwas geben soll, bald angefangen werden sollte. Ich könnte dieses Jahr noch einiges machen, und wenn einer billig ist, bin ich's. Wenn des Jahrs 3000 Thaler drangerückt werden, bin ich in 5, längstens 6 Jahren fertig und da muss Alles auf das pompöseste sein. Es ginge auch in vieren mit Anstand, aber Niemand kriegt eine Lyra.

„Bei mir ist alles gesund und gedeiht. Musik haben wir vollauf. Das schöne Montagskränzl, obwohl der gefeierten

[1]) Schwind malte nur eine ächt charakteristische Farbenskizze, beiläufig 3 Fuss hoch und 2 Fuss breit. Sein Schüler, Herr Prof. Eduard Jlle, schilderte mir dieselbe folgender Massen: „Der Kaiser mit seiner Familie und seinen Helden thront auf hoher Estrade und empfängt die darunter heranziehenden Abgesandten der von ihm unterworfenen und zinspflichtigen Völker: Ungarn, Perser und andere Asiaten, die ihm huldigend Geschenke darbringen, Waffen, Juwelen, Elephantenzähne, Pardelfelle. Ausgeführt wurde diese stylvoll streng entworfene Composition — meines Wissens — niemals.“

Sängerin, die auf's Land geheirathet hat, [1]) beraubt, ist doch immer noch ein grosser Genuss. Zudem kann ich mir hin und her einen Schubertischen Privatgenuss zu vier Händen verschaffen. — Anton Spaun, in Kremsmünster begraben, soll ein kleines Monument gesetzt werden. Ich habe mich erboten, da das Geld für eine Figur zu wenig ist, mit einem Freskobilde beizutragen, [2]) bekomme aber keine Antwort. Es scheint, dass in Oesterreich kein Mensch mehr auf dem alten Platze sitzt. Frech's scheinen sich in Traunkirchen befestigt zu haben, wo auch Pepi Spaun ein altes Haus gekauft hat. — Ich wünsche gar sehr, dass Du durch kein Uebel, noch weniger durch Unlust gehindert seist, mit einigen Zeilen zu antworten, es macht mir gar zu viel Vergnügen. Grüsse alle Freunde und schönen Frauen, und wenn ich, statt an Dich, an Schöll hätte schreiben sollen, so bekenne ich, dass ich an ihn zu schreiben angefangen, aber da ich so behaglich zu Hause sitze, vorgezogen habe, Dir ein wenig vorzuschwätzen. Dein alter Freund Schwind."

4) „Euer königliche Hoheit hatten die Gnade, mir zu sagen, ich solle mein Bild „Der Hochzeits-Morgen" nicht weggeben, ohne E. K. H. zuvor zu benachrichtigen, indem diesem heiteren Werke die Ehre zugedacht sei, seiner Zeit in Höchst Dero Besitz überzugehen. Da ich nun auf sehr schmeichelhafte Einladungen hin das Bild nach Prag zur Ausstellung zu schicken nicht unterlassen konnte und einer Kaufs-Anfrage mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit entgegen sehe, glaube ich, nach E. K. H. Befehl anfragen zu müssen, wie mich in diesem Falle zu verhalten.

„In dem Sagenkreis und geschichtlichen Ereignissen, die sich

[1]) Die ihrerzeit so berühmte k. Hofopernsängerin Caroline Hetzenecker, vermählt mit dem nachmaligen Regierungsrath von Mangstl. Diese von Schwind's holdseliger Muse so hochgefeierte Nachtigall besitzt einen reichen Schatz von Handzeichnungen (ebenso die k. Hofopernsängerin Frau Sophie Diez). Jedenfalls steht der vierte Satz der Symphonie in inniger Beziehung mit der angedeuteten Hochzeitsreise.

[2]) Vgl. die Entwürfe für die Brüder Spaun Nro. 115 und 118 im Catalog der Wiener S.-A. 1871.

zunächst auf die Wartburg und überhaupt auf Thüringen beziehen, glaube ich mich vollkommen orientirt zu haben, und E. K. H. Befehl anzufangen, wird mich wohlgerüstet finden, im Einklang mit Zeit und Kosten, deren Bestimmung von E. K. H. abhängt, die genügendsten Vorschläge vorzulegen. In der Technick der Freskomalerei sind unterdessen treffliche Verbesserungen gefunden worden, die mich neuerdings bestärken, E. K. H. dieses unvergleichliche Material dringendst anzuempfehlen. Herrn Hauptmann von Arnswald war ich in der Lage, Zeichnungen nach den mittelalterischen (!) Fresken auf dem Rungelstein [1]) und dem Saale in Tratzberg, so wie von dem ausser der Wartburg einzigen Wohnhaus aus jener Zeit, dem Fiskalhaus in Rothenburg, zuzustellen. Ebenso das Verzeichniss der Schwanthaler'schen Rüstungen. E. K. H. erlauben mir, meinen lebhaftesten Dank auszudrücken für die freundliche Aufnahme, die meine musikalische Zeichnung gefunden hat. Möge es mir bald erlaubt sein, durch eine grössere Arbeit, der alle meine Kräfte zu widmen meine grösste Freude sein würde, den Beifall des hohen Weimar'schen Fürstenhauses und aller tüchtigen Deutschen zu verdienen. In tiefster Ehrfurcht E. K. H. unterthäniger M. v. Schwind. München, 5. Merz 1850."

5) „Liebster Freund Schober! München, 24. Juni 1850. Es ist mir sehr angenehm, Dir zu notificiren, dass auf Verlangen des Erfurter Ausstellungs-Comités der „Rhein" seinen Lauf von Berlin dahin genommen und wohl schon eingetroffen sein wird. Trifft es sich, dass Du wieder in Erfurt ein Paar Stiefel zu bestellen hast, so versäume nicht, die Ausstellung zu besuchen. Desgleichen hältst Du es vielleicht nicht für unpassend, die freundlichen Herrschaften in meinem Namen gehorsamst einzuladen. Wenn es, wie ich nicht zweifle, über die Fiedel hergeht, so steht dagegen fest, dass die grossen Gedichte, als Nie-

[1]) Vgl. Fresken-Cyclus des Schlosses Runkelstein bei Botzen, gezeichnet und lithographirt von Ignaz Seelos, erklärt von Dr. Ignaz v. Zingerle. Innsbruck. 1857. Vgl. dazu über andere Schlösser in Tyrol Beil. 305 u. 331 der Allg. Ztg. 1868.

belungen Lied, Parcival etc. mit Begleitung der Fiedel, die Minnelieder hingegen zur Laute oder Cither, wie sie in Thüringen noch gang und gebe ist, vorgetragen wurden. Die schwarz-roth-goldene Fahne, welche die Stadt Mainz in der Hand hält, steht einmal da. Es war früher eine österreichische und preussische Für den Fall, als Du um die einzelnen Figuren ein Verhör zu bestehen hättest, schreib' ich sie Dir auf. Die Nixen um den Rhein tragen den Niebelungen Schatz, dabei der mit der Tarnkappe den verhängnissvollen Ring und Gürtel — einer das Niebelungenlied selbst. Am Ufer sitzen Speier mit den Kaisergräbern als Geschichte; die alte Worms, der Niebelungen Heimath, als Sage; Mainz als unsere neue Wirthschaft, die freilich durch eine braune oder graue Fahne besser bezeichnet wäre. Die Flüsse sind: Die Iller als Französin allein schwimmend, die alemannischen Flüsse Treisam mit dem Freiburger-Münster, aus dem Schwarzwald kommend, mit ihrem Schatten die Murch mit dem Schloss Eberstein. Mit dem Buch (Hebels Gedichten) unter dem Arm die von ihm besungene Wiesen. Die mit dem Kirchlein, worauf zu lesen Schutern (das älteste im Rheingau), die gleichnamige Schutter. Dahinter mit Hirtenstab und Schweizer-Wappen der hintere Rhein, des alten Jugend-Gespiele. Die Oos nebst der Fahne und Wappen von Baden, die Trinkhalle von Baden tragend, in die das Bild ursprünglich gemalt werden sollte. Die Mosel mit der Nahe, die bei der Rheinpfalz einfliesst, und der kleinen Sieg, die den Kölner-Dom trägt: preussische Gruppe.

„Der studentenhafte Neckar, am Pedellstab das Pfälzer- und Wirtemberger-Wappen tragend, neben ihnen der Main, den Frankfurter Römer haltend. Der Donau-Main-Canal mit der dahin bestimmten Befreiungshalle kraxelt an ihm hinauf, einen kleinen Orientalen an der Hand, um die Verbindung mit dem schwarzen Meere anzudeuten. Dabei noch mit der orange und blauen Nassauer-Fahne die Lahn. Neben dem Neckar, dem Rhein zu, mit der grossen Forelle und dem Heidelberger Fass, der auf dem Heidelberger Schlossberg wohnende Wolfsbrunnen, an dem der Sage nach Siefried erslagen ward. Du bist vielleicht

so gut, meinen Weimarer Freunden diese Statistik mitzutheilen, für geographische Richtigkeit wird gebürgt."

Im Oktober 1853 hat Schwind den Rhein nochmals „etwas vorgenommen und Luft und Landschaft auf meine ursprüngliche Landschaft zurückgebracht, auch die schwarz-roth-goldene Fahne in Gottes Namen eingezogen. In Baden hiess es komischer Weise, er sei zu allgemein, jetzt heisst es, er sei zu spezifisch für die Badener Trinkhalle componirt. Ich weiss nur, dass ich froh bin, mich um das geehrte Publikum gar nicht kümmern zu müssen. Es muss mir sein Compliment machen, obwohl es mich gerne ignorirte, und weiter haben wir nichts miteinander zu schaffen. Ich bin des Beifalls der Besten gewiss und habe, ohne dem Publico je eine Concession gemacht zu haben, ihm noch so viel Tribut abgewonnen, dass ich dazu lachen kann, wenn es unermüdlich alles mittelmässige protegirt, alles, was nur Anstalt macht, in das Bereich des Gedankens zu gehören, irgendwie von sich abzuwälzen sucht. Wie es im Fidelio heisst: „Wer auf das Alles hören wollte, man würde nie damit zu Ende kommen." — Später kam das Bild in den Besitz des Grafen Raczinski.

„Bei mir zu Haus war einiges Elend. Bei verreister Frau bekam meine Kleinste eine Hirnentzündung. Darauf kam die Frau über Hals und Kopf zurück und wurde auch krank. Diese beiden sind wieder wohlauf, aber nicht so ich, der nach Schwindel-Anfällen schlimmster Art von solchem Nervenspektakel geplagt ist, dass ich trotz täglichen Badens und Spazierengehens noch immer untüchtig zum Arbeiten bin. Wenn dieser Brief einigen Unsinn enthält, bitte auf Rechnung des übeln Kopfweh's zu setzen, das mich plagt. Ich habe eben mehr als recht ist, mich angestrengt. Ich hoffe, es wird sich wieder machen. Grüsse alle Freunde und Freundinnen schönstens, leb' recht wohl, und wenn's Dir nicht zu viele Mühe macht, lass' einmal hören, wie das Bild gefällt. Dein alter Freund Schwind."

Er hatte wirklich das Verschiedenartigste geleistet: Einige Fahnenbilder für die Theatiner-Kirche, etliche Altarbilder, ferner mehrere Cartons zu Oelgemälden und ausser den Illustrationen für die „Fliegenden Blätter" und die (gleichfalls im Verlag

von Braun und Schneider) treffliche „Hauschronik“ — ein höchst respektables Unternehmen, welches leider an der Ungunst der Zeitverhältnisse scheiterte — und die in ihrer Art einzigen „Münchener Bilderbogen“, worauf wir in der Folge des weiteren zurückzukommen gedenken.

Inzwischen entstand, angeregt durch den grossen Festzug bei Enthüllung der Bavaria, jenes Project eines langen Frieses für die Vorhalle der neuen Pinakothek und als Huldigung für seinen Freund, den Erzgiesser von Miller, jenes köstliche Oelbild: die Gnomen am Fusse der Bavaria. Langzottige, hochbuckelige, uralte Zwerge, die sich seit Urzeiten auf die Metalle verstanden, sind vor dem Riesenstandbild, dessen grosser Zehen allein schon ihnen unauflösbare Räthsel bildet, in höchst komischer Verwirrung und stupidem Staunen versammelt und die Einsicht scheint bei einigen Platz gegriffen zu haben, dass ihr bisheriges Können und Treiben eitel Stückwerk und dass sie nun zur Schule gehen müssten in ihren steinalten Tagen. Das Oelbild (im Besitze des Herrn von Miller, befand sich auf der Wiener S.-A. Nro. 51; als Aquarell hatte Schwind dasselbe Thema vorher für das König-Ludwig-Album ausgeführt, gestochen unter der Leitung von Julius Thäter durch C. F. Mayer) war im Januar 1851 im Münchener Kunstverein ausgestellt. Ein Oelbild, wie Wieland der Schmied an den künstlichen Flügeln arbeitet, kaufte der Verein um 275 Gulden an (so bescheiden waren damals noch die Preise!), worauf es dem Bildhauer Ludwig Braig durch das Loos zufiel. (Nach dem Katalog der Wiener S.-A. Nro. 49 in der Gallerie Schack.) Im Dezember 1851 erschien der Rübezahl (Werthangabe 385 Gulden), ward aber nicht zum Kaufe angeboten. (Nach dem Katalog der W. S.-A. Nro. 90 Eigenthum des Herrn Baron Gustav Suttner in Wien gestochen von Merz). Ausserdem war Schwind mit Fr. Dietz und L. Reich auch betheiligt an den von G. Schreiber herausgegebenen Bildern des deutschen Wehrstandes. Karlsruhe 1851.

Und zwischendurch war das liebliche „Aschenbrödel“ aufgetaucht. Der Meister brauchte eine Erholung und fand sie auf einer Reise nach der österreichischen Heimath.

6) „Ich bin erst seit ein paar Tagen von einer Familienreise zurück (heisst es nach einer langen Pause am 26. April 1852), bin also erst seit sehr kurzem im Besitz Deines lieben Briefes. Wie Schade! hätte ich ihn vor 14 Tagen bekommen, so wäre mein Weg nach Weimar und Gotha gegangen. Ich weiss, was ich zu wissen brauche, und mein Erscheinen in Weimar hätte nicht aussehen können, als wollte ich mich zudrängen, was mir nicht einfällt. Will's kommen, so will ich auch ein wenig gewünscht sein, und will's nicht — so hab' ich gelernt, ruhig zu schauen, wie schöne Wände verschmiert werden, und kann sich auch einer finden, der's besser kann als ich.

„Ich bin mit der Malerei der Beethoven'schen Zeichnung (Symphonie), die Du in Weimar gesehen hast, fertig, und, Gott sei Dank, besser als ich dachte. Wie sich die modernen und nackten Sachen nebeneinander vertragen würden, konnte ich mir nicht recht vorstellen; und nun ist es da, als dürfte es nicht anders sein. Jetzt bleibt noch übrig, zu erfahren, was der Publicus dazu sagt."

Als das grosse Oelbild, welches König Otto von Griechenland erwarb, im Atelier des Künstlers ausgestellt wurde, fluthete acht Tage lang ganz München hinzu. Die Presse verhielt sich artig und gab sich alle Mühe, das dem grossen „Publicus" vielfach verriegelte Werk verständnissinnig näher zu bringen. Ein Versuch, das unter Leitung des Prof. Thäter von Julius Ernst gestochene Blatt als Kunstvereinsgeschenk für das Jahr 1856 zu verbreiten, erfreute sich keiner allgemein günstigen Aufnahme, wenigstens bei jenem Theile des Publikums, welchem ein Riedel'sches Blumenmädchen weniger Schwierigkeit des Nachdenkens bereitete. Ja, es fehlte sogar nicht an edlen Seelen, welche die Annahme des Geschenkes in ostensibler Weise zu verweigern liebten. So kam es bald in die Hände der Trödler, die in neuerer Zeit ganz gute Geschäfte damit machten. Habent sua fata libelli! die Bücherregel gilt auch in Anbetracht vieler Werke der bildenden Kunst. Nicht immer ist dasjenige das Beste, was zündend im ersten Augenblick einschlägt und in der Folge schnell vergessen wird. Manches muss auch vergessen

werden, um erst später wieder zu Ehren zu gelangen. Schwind's „Symphonie“ [1]) ist und bleibt ein vollständiges Meisterwerk; ein Hochgesang der Liebe und ein ächtes Hochzeitsgeschenk für jedes Haus und jede Familie. Ein Kritiker hat es damals ganz richtig eine Original-Bilder-Novelle genannt, die sich, von sinnigen Arabesken umspannt, von symbolischen Zwischenvignetten durchflochten, gleichsam in vier Hauptscenen aufbaut. In der ersten Scene feiern Musiker und Musikfreunde durch ein Concert ein Beethoven-Fest; des Tondichters Büste prangt bekränzt in laubumflochtener Nische. Am Flügel vor dem Orchester sitzt spielend eine schöne Mädchengestalt; Moritz v. Schwind, der alle seine Bilder selbst mit- und durchlebt, sitzt ihr, die Blätter umzuwenden, zur Seite; die Blicke der Zuhörer sind ihrem Spiel bezaubert zugewendet. Unter ihnen erblicken wir einen jungen Mann, dessen Violinspiel gerade die gezählten Pausen hält, indess er mit den Tönen Liebe in's Herz trinkt. Der taktirende Dirigent erinnert in nicht sehr geistreicher Weise an Lachner, Schwind's treuesten Freund aus der zweiten Hälfte des Lebens. Auf die sprechende Charakteristik der einzelnen Orchestermitglieder hat Schwind seinen Freund selbst schon aufmerksam gemacht (vgl. oben) und damit wirklich das Ausserordentlichste geleistet. Ebenso ist jede Figur des zu beiden Seiten des Vordergrundes aufgestellten gemischten Chores eines eingehenden und lohnenden Studiums werth, insbesondere die anmuthigen, graciösen Mädchen und die schönen Matronen. Indessen scheint Schwind seiner ersten Aufgabe treulos geworden zu sein und die Neigung von der Solosängerin auf die Clavierkünstlerin übertragen zu haben, deren Köpfchen in den folgenden Bildern die unverkennbare Hauptrolle spielt. — Das süsse Unheil ist geschehen, der liebeskranke Jüngling geht nach der alten Maere, dass jedes Minnerlein ein Märtyraere, in die stille Einsamkeit eines Bergthalgeländes, in welch' letzterem

[1]) Man nannte es damals ein „Project zur Wandverzierung eines Musikzimmers. Mit Benützung der Phantasie für Clavier, Orchester und Chor von Beethoven. Op. 80.“ Vgl. Bayer. Landbote. 1852. Nro. 148. S. 681.

wir augenblicklich den Künstler wieder erkennen, der die früher besprochene Einsiedlerscenerie geschaffen. Während er allein mit seinem süssen Weh seine Schmerzen den Vögelein, den grünen Blumen und dem rothen Klee erzählt, voll namenlosen Sehnens, da führt die Frau Minne die Liebliche gleichfalls im Geleite ihres Mütterleins in das trauliche Badeörtchen. Aber erst bei Gelegenheit eines heiteren Carnevalfestes in der Residenz kommt es unter vier Augen zur Erklärung, das Geständniss ist herzentzückend über die lispelnden Lippen gegangen, doch schon von einer ganzen Bande allerliebster Amoretten erlauert, die das holde Paar mit Flöten und Geigenschall umtönen und umspielen. Das Schlussbild führt uns auf die Höhe eines Berges, welchen der blumengeschmückte Hochzeitswagen mit leidigem Gepäck soeben erklommen hat; staunend ist die junge Frau aufgestanden, um in den nur einmal blühenden Liebesfrühling des Lebens hinauszuschauen in eine wonnige Landschaft, deren blaue Ferne schon das Schlösslein zeigt, wo der geliebten Frau ein neues Leben aufgehen soll an der Seite des geliebten Gatten. „Das heitere Spiel der Novelle umfängt als lyrischer Chor die Arabeske. Die Embleme der vier Jahreszeiten in Pflanzen und Vignetten bezeichnen den Verlauf der Geschichte im Kreise derselben. Amor und Psyche repräsentiren den Bund von Gefühl und Gedanken im Gedichte. Die Poesie des Künstlers durchathmet die ganze Composition bis in die kleinsten Einzelnheiten mit wundersamer Harmonie. Das Bild erregt einen Schatz von Gefühlen in der Seele des Beschauers, Hoffnungen und Erinnerungen, was die Aufgabe jeder wahrhaften Dichtung ist, und auf dem Gelingen dieser Wirkung beruht der hohe Werth dieses schönen Werkes, das als ein einfaches, aber geistvolles Räthsel uns entgegentritt, zur Lösung reizt, durch die Lösung vollkommen ästhetisch befriedigt. Aus der Symphonie des Lebens lösen sich die Soli ab, um, sich im Duette begegnend und verschmelzend, wieder in den Chor des Lebens zurückzukehren, aus der Harmonie zur Harmonie wendet sich die lyrische Melodie zurück.“ (Landbote Nro. 148.) —

„Wie sich's gehört (fährt Schwind in dem obigen Briefe

vom 26. April 1852 weiter), ist die nächste Arbeit schon in vollem Gang, und zwar die Geschichte des Aschenbrödel. In Ermanglung eines Tanzsaales, die alle mit halbnacktem Zeug dekorirt werden müssen, habe ich mir eine Aufstellungsweise ausgedacht, die mich über die Noth hinaussetzt, erst ein Gebäude abwarten zu müssen, das so gefällig ist, sich ausmalen zu lassen. Ich bin so erwärmt für diesen Wettkampf von Schönheit, für die abwechselnden Situationen, das prächtige Personal und die abgerundete Form, in die ich glaube, das Ganze gebracht zu haben, nicht zu vergessen die Freude an den errungenen Vortheilen in Bezug auf Farbe, die ich hoffe geltend zu machen, dass mir jeder Auftrag, sei er, woher er wolle, nur ungelegen käme. Hat der König von Griechenland her gefunden, so kommt das nächstemal der Schach von Persien, und kommt er nicht — ich habe nicht viel, aber so viel, als ich brauche, und habe ich mich seit mehr als 20 Jahren müssen plagen und missbrauchen lassen, so will ich mir meine noch guten Jahre nicht wegen ein Paar tausend Gulden mehr oder weniger verderben lassen.

„Ich wollte, Dein Weg führte Dich einmal über München, es würde Dir gefallen, wie ich mich gesetzt habe. — In Traunkirchen war ich nicht wenig lustig, aber vieles ging mir recht zu Herzen.“ Folgen nun allerlei Familien-Nachrichten über frühere Freunde u. s. w.

7) Lieber Schober! München 29. Mai 1852: „Auf Deinen Brief, der mich in die Seele freut, kann ich auf der Stelle und ohne mich weiter zu besinnen, antworten. Ich habe die ganze Lokalität und den mit S. K. Hoheit besprochenen Plan so im Kopf, dass ich die Ankunft der Pläne nicht abzuwarten brauche. Erinnere Dich, dass ich immer gesagt habe, ich traue mich, in fünf, längstens sechs Jahren so viel zu malen, als in der Wartburg Platz hat. Dass mit weniger noch immer eine würdige und angemessene Ausschmückung möglich ist, kann ich nicht zweifeln. Der Sängerkrieg an der Hauptwand des Saales ist der böseste Bissen, nichts desto weniger in einem Jahre herzustellen. Ein Jahr wird genügen, die 14 kleinen Wände des Saals, das dritte die „Laube“, wofür S. K. Hoheit vortrefflicher

Weise das Niebelungenlied bestimmt haben, [1]) herzustellen. Dazu kann ich auf zwei treffliche, selbstgezogene junge Leute rechnen, deren Einer namentlich seit drei Jahren im Dom zu Speier al fresco malend, vortrefflich malt, der andere, ein geistvoller, prächtiger junger Mann, sich mir so natürlich angeschlossen hat, dass ich ihm ohne weiters die kleineren Sachen anvertrauen kann, die, den Sagen entnommen, für die unteren Zimmer beantragt sind. So hoffe ich selbst die hl. Elisabeth herauszuschlagen, wie es mich denn auf ein Paar Bilder mehr oder weniger nicht ankommt. Von meiner Seite kann der Prinz des angestrengtesten Eifers gewiss sein und wenn mich unser Herr Gott gesund lässt, wird es ihn nicht reuen, mir vertraut zu haben.

„Die grosse Zeichnung (Symphonie), die in Weimar war, habe ich für den König Otto von Griechenland gemalt und diese Woche ausgestellt, und ich freue mich diessmal, wo ich gar nicht darauf gerechnet, eines glänzenden Erfolges. Ich sehe also weiter gar kein Hinderniss, und wenn mich S. K. Hoheit definitiv beauftragt, fange ich den 1. Mai 1853 an und bin den lezten September 1855 fertig.

„Ich hoffe diessmal keine Sprünge gemacht zu haben und meine Meinung dürfte deutlich sein. Ich bin aber auch diessmal nicht so unbehaglich gestimmt, als bisher, wo ich an die ganze Wartburg lieber nicht gedacht hätte, da sie wie eine spröde Braut, mich nicht aufnahm und mich nicht laufen liess.

„Ein Seebad ist eine tüchtige Cur. Es wird Dich ganz auf den Hund bringen, darauf mach' Dich gefasst aber nach ein Paar Monaten kommt die Erfrischung. Möge es Dir recht gut anschlagen. An Preller und Hummel [2]) sammt deren Frauen alles Schöne. Den Bildhauer Knoll, [3]) den wir auf die Wart-

[1]) Davon wurde in der Folge wieder Umgang genommen.

[2]) Fr. Preller, der geniale Landschaftsmaler der Odyssee. Karl Hummel geb. 1821 zu Weimar, Landschaftsmaler und Professor daselbst.

[3]) Konrad Knoll, geb. 1829 zu Bergzabern in der Rheinpfalz, ausgezeichneter Bildhauer und Professor dieser Kunst zu München. Vgl. C. A. Regnet Münchener Künstlerbilder. Leipzig 1871. I. 332 ff.

burg geschickt haben, lasst euch als ein talentvolles und frisches Bürschchen bestens empfohlen sein. Dein alter Schwind."

8) Liebster Freund Schober! München 24. October 1852. „Ich hoffe Du bist aus Deinem Seebad zurück [1]) und es hat Dir oder wird Dir gut anschlagen. Mich hat es vorerst ganz zu Grunde gerichtet, aber nach einigen Monaten zeigte sich die beste Wirkung; also wundere Dich nicht, wenn's bei Dir auch so geht. Also Dienstsache voran ..... Die Hauptsache ist, dass der Beginn für das Jahr 1854 als zweifelhaft hingestellt wird. Ich muss mich einem so wichtigen Auftrag endlich hingeben können, oder, die innern sowie die äussern Umstände wohl erwogen, mich dessen entschlagen. So sehr es mich ehrt, wenn der Erbgrossherzog mich auswählt und beauftragt, eben so sehr kann und darf ich nichts anderes im Auge haben, als nach allen meinen Kräften das Beste zu machen was ich im Stande bin. Dazu gehört, dass man das Eisen schmiedet, dieweil es warm ist. Soll es also sein, so ist jetzt die Zeit daran zu gehen. Unthätig kann ich nicht sein, vertiefe ich mich mit anderen Arbeiten, so beeinträchtige ich die Wartburg-Gedanken, und sie verkühlen oder ich bin nicht mit ganzem Herzen bei dem was ich thue, kurz es ist ein desparater Zustand. Aeusserlicher Seits werde ich alle Tage älter — kann nicht übersehen, dass man mich als den für die Wartburg bestimmten nennt, ich also für engagirt und als nicht zu haben angesehen werde, und dass sich in ein Paar Jahren meine Umstände so können gestellt haben, dass ich entweder Schaden leide oder ein höheres Honorar ansprechen müsste. Mit 4 Kindern ist darin auch nicht zu spassen. Trage das dem Erbgrossherzoge vor und er wird die Nothwendigkeit einer Entscheidung gerne einsehen. Soll im Jahr 1854 angefangen werden, so muss ich jetzt anfangen zu lesen, im Frühjahr anfangen zu componiren, denn die Arbeit hat das eigenthümliche — da die Bilder alle klein, mithin schnell gemalt, nichts destoweniger aber gerade soviel Gedanken und Studium brauchen als wären sie lebensgross, eine ungleich grössere Vorarbeit und Gedanken nöthig

[1]) Schober hatte das Seebad Hapsal in Esthland gebraucht.

sind, als bei einer Dekoration mit grossen Bildern der Fall ist. Sollte es nichts destoweniger noch einen Aufschub erleiden, so ist es besser, es zu wissen; ich habe wenigstens den Kopf frei für andere Arbeiten. Bitte also dringend um Aufklärung. Solltest Du noch etwas zu wissen brauchen, so ist noch Zeit, dass man hin- und herschreibt.

„Nicht genug bedauern kann ich, dass Du das musikalische Bild nicht in Farben gesehen hast. Es war zu klein um Alles zu erreichen, aber im Ganzen war es einmal ganz meine Farbe, und nun war der Erfolg ein glänzender. Vier Jahre lang hat alle Welt die Zeichnung gesehen und gelobt, aber niemand hat mir auch nur 6 Kreuzer dafür geboten. Das kann man nicht malen, hiess es. Man kann's freilich nicht malen, aber ich kann's. Jetzt bin ich im vollen Zug mit der Aschenprödel — einer Zusammenstellung von 4 grösseren und 5 kleineren Bildern, dazu 5 ganz kleine Amor und Psyche und 5 aus dem Dornröschen. Das kann man auch nicht zusammenstellen. Die Zeichnung ist im Augenblick in Wien, kommt sie zurück, kann ich sie Dir schicken, wenn Du neugierig bist. Jetzt leb' recht wohl und verhilf mir zur Entscheidung. Mit den besten Grüssen an Preller, Hummel und Alle. Dein alter Freund Schwind. P. S. Da doch der Grossherzog die Malerei will, muss ihm ja d'rum zu thun sein, dass es losgeht."

Schwind's Briefe aus dieser zweiten Zeit sind klarer, ruhiger, männlicher geworden, der stürmische Rausch und die melancholische Sentimentalität sind abgedämpft, nur eine gewisse Verdriesslichkeit, wie sie auch aus Carlsruhe und Frankfurt verlautete, blitzt durch, obwohl die sichere Stimmung des Gelingens und des selbstgeschaffenen Glückes mit behaglichem Bewusstsein sich ausspricht. Desto heiterer ist (Brief 9) die angeblich momentane Geldnoth, womit Schwind, der sein erworbenes Pfund sehr geschickt zu verwalten wusste, bisweilen seine Freunde jammernd zu erschrecken liebte. Dann war Feuer im Dach und Noth im Haus und „kein Kreuzer Geld", obwohl im Hintergrunde ein wohlbeleibter, treuer, feuerfester Freund still vergnügt in sich lächeln mochte. Allerliebst sind auch die Entschuldigungen, welche

Schwind hervorkramt, um seine Reiseunlust im Winter zu bemänteln.

9) Liebster Freund! München 29. Jänner 1853: „Lange habe ich keinen Brief bekommen, den ich so gerne auf der Stelle beantwortet hätte, als den Deinigen, so wohl hat er mir gethan. Da es aber nicht geschehen konnte ohne die Wartburger-Angelegenheit mitzunehmen, so hat es sich bis heute verzögert. Fort konnte ich unmöglich wegen des sonderbaren Umstandes, dass ich mich für die Vollendung einer Zeichnung verbürgt hatte, die ein sehr geschickter, sehr armer und überaus langsamer Freund, für den König zu liefern hat und deren langersehntes Honorar auf dem Spiel stund, wenn ich mich nicht vor's Loch stellte. Eben erst fand ich das Unglücksblatt so weit gediehen, dass ich über die Einhaltung des Termins beruhigt sein kann, ohne meine etwas schnellen Pfoten anstückeln zu müssen. Man hatte den sehr wichtigen geheimen Rath Klenze, dieser den Minister und dieser den allerhöchsten Zorn auf dem Hals, da war also nichts zu machen. Ausserdem ist im Augenblick durch die unglaubliche Langsamkeit des griechischen Hofmarschall-Amts, das mir seit einem halben Jahr 1000 Gulden zahlen soll und nicht zahlt, mein Vermögen auf einige Neujahrs-Rechnungen reducirt. Gestern kam endlich ein charmanter Brief. Donnerstag wird ausgezahlt. Ich kann also Samstag reisen, wenn es bis dahin noch mit Aussicht auf Erfolg geschehen kann, was ich Dich mit zwei Zeilen mir zu sagen bitte. Wenn es Dir keine Last ist, freue ich mich darauf, ein Paar Tage bei Dir zu wohnen, zu besprechen hätte ich eine Menge Sachen. Ich war diese Winter-Abende gehörig fruchtbar; wäre eine Entscheidung dagewesen, ich wäre mit der ganzen Geschichte wahrscheinlich im reinen, jetzt stecken mir die anderen Sachen quer im Hals.

„Herrn Rietgen[1]) grüsse bestens. Erklärlich wird er es

[1]) Hugo von Ritgen, Professor in Giessen, restaurirte die Wartburg und unterzog auch das Schloss Elz im Moselthale einer Erneuerung. Seine Pläne waren 1869 auf der ersten internationalen Ausstellung zu München. — Schwind schreibt seinen Namen immer unrichtig, obwohl er mit dem Restaurator der Wartburg in persönlicher Correspondenz war.

finden, dass mich fast der Schlag rühren wollte, als ich auf den Plänen die für den Sängerkrieg bestimmte Wand oben und unten durchlöchert und für Malerei ganz untauglich fand. Das wirft Alles über den Haufen und ganz gewiss weiss ich noch nicht, wie das auszugleichen sein wird. Das Beste ist weg, so viel ist gewiss. Was man Dir nicht sagen will, werde ich wahrscheinlich richtig voraussehen. Der Erbprinz hat sich leider Gottes mit * * einem der ersten Hanswursten Deutschlands eingelassen [1]), der nicht ermangeln wird, wie bei der Wieland-Statue geschehen ist, einen neuanbrechenden Stern für die Arbeit zu empfehlen — mir auch recht; mir ist vor allem wichtig, so oder so zu wissen, wie ich daran bin. Es wird mich gar nicht überraschen, wenn Du mir schreibst, dass ein Ersatzmann eingeschoben ist.

„An der Aschenbrödel arbeite ich mit einem wahren Ingrimm und kann es kaum erwarten, alle 19 Bilder wenigstens untermalt beisammen zu sehen — es fehlen noch 3½. Wenn das nicht recht ist, dann weiss ich nichts mehr.

„Wenn sich also unterdessen nichts entschieden hat, so schreib, dass ich komme, und hat sich was entschieden, so schreib' dass ich nicht zu kommen brauche, denn es wird eine kalte Fahrt geben und ich muss mich losreissen. Item bereit bin ich, und hoffe, Du und Alle werden mit mir zufrieden sein. Schöne Grüsse an die Weimaraner Damen und Herrn. Dein alter Freund Schwind." —

10) Liebster Freund! München 6. Februar 1853. „Ich komme mir bereits vor wie der Franz Derfl, [2]) der nach Prag versetzt,

[1]) Das Wort „Hanswurst" spielt bei Schwind eine Zeitlang eine lieblingsrolle, gerade so wie Göthe seiner Zeit einen „Grasaffen" hatte. Im obigen Falle irrte sich Schwind; der so Betitelte gehörte obendrein zu den treuesten Freunden Schwinds, der seine Sache überall verfocht und ihm in seinen Schriften ein schönes, bleibendes Denkmal setzte.

[2]) Franz Derfl, ein alter Jugendfreund von Schober und Schwind, später österreich. Beamter, eine kostbare, übrigens unbedeutende Charakterfigur; derselbe stiess bei der genannten Reise mit dem Hut an den Eilwagen; augenblicklich kehrte er um, gab eine bessere Stelle auf und blieb in seiner geringen Branche sitzen.

sich bis an den Tritt des Eilwagens persuadirt und da wieder umkehrt. Nachdem die fatale Freundes-Angelegenheit in Ordnung gebracht und wie sich von selbst versteht, mit Undank belohnt ist, auch endlich das kgl. griechische Geld angelangt, bin ich durch die besondere Gnade K. Ludwigs, der meine Büste für seine Sammlung bestellt hat und auf deren baldige Vollendung dringt, wieder auf einige Zeit festgehalten. Ich bekomme das ganze Jahr kein freundliches Gesicht, wenn ich ihm jetzt davonginge. Indessen ist der Bildhauer Halbig einer dem's von der Hand geht, und ich hoffe er kann nach ein Paar Sitzungen den König einladen, der immer drein reden muss, sonst wird's nicht gut. Auf Deine Gastfreundschaft freue ich mich zehnmal mehr als auf den ganzen Handel, und ohne die Aussicht auf einige heimliche Tage in Deinem Quartier gienge ich wahrscheinlich gar nicht und liesse die Sache laufen. Wenn dem Prinzen so wenig an mir liegt, dass nicht einmal eine Antwort zu erlangen ist, so gehörte es sich eigentlich, dass ich sagte, ich empfehle mich. Der gute Riedgen kennt sich nicht aus und hat so grausame Dinge in Vorschlag gebracht, dass ich sehe, er hat gar keinen Begriff was einem Saal gut thut oder nicht. Auf einer Seite Bilder, auf der andern Rüstungen; das muss nothwendig den Eindruck machen, als wäre das Inventar der Wartburg zum Verkauf ausgestellt. Auf der anderen Seite hat sich der treffliche Mann so viel ehrliche Mühe gegeben, so umfassende und excellente Studien gemacht und ist für die Sache so begeistert, dass es mir in die Seele zuwider ist, ihm entgegen zu treten. Ueber das verwünschte Bücherlesen ist übrigens ihm und Arnswald der einfache Blick verloren gegangen für das, was sich von den Wartburgs-Geschichten lebendig erhalten und was in Schweinsleder modert. Ein grösseres Glück, eine günstigere Stellung ist einer monumentalen Arbeit gar nicht zu wünschen, als wenn jeder Besuchende gleich fragt: „Hier also war der Sängerkrieg? hier lebte die hl. Elisabeth? hier wohnte Dr. Luther?“ Das muss denn auch in erster Reihe zu sehen sein, sonst ist der Haupthebel gebrochen. Die zwei Bilder, die jetzt oben sind, sind am Ende doch die instinktmässig rechten Gegenstände, und darum sind wir

jetzt so ziemlich gebracht um ein Paar Fenster willen, an die man gleich wieder Vorhänge oder Chalousien machen muss, denn der Guckuk mag die Mittagssonne in einem Saal mit Bildern haben. Und ich hätte, statt den grossen Sängerkrieg mir in den Kopf zu pflanzen (denn ich hab' ihn in der Hauptsache ausgedacht), was anderes vornehmen können, was ich in's Werk setzen könnte. Uebrigens lasse ich mich so leicht nicht abschrecken, und es kommt mir zu Gute, dass ich ein Dutzend und mehr Säle unter der Hand gehabt und einige Dutzend neben mir, mit allen möglichen Erfolgen habe entstehen sehen. — Bis auf wenige Nebensachen, die sich finden, hätte ich den Wagen wieder im Geleis, und erklärt sich der Prinz dass anno 54 angefangen wird, werde ich von dem ganzen Plan nichts schuldig bleiben. Ich bin überzeugt, Du wirst mich loben. Könntest Du mir nur irgend ein Wort schreiben, dass der Prinz mich zu sprechen wünscht, so wäre ich die unbehagliche Empfindung los, dass ich durch mein Einrücken in Weimar als einer erscheine, der da überrumpeln oder sich aufdringen will. Vielleicht kannst Du etwas der Art herbeischaffen. Da ich nun doch noch meiner gipsernen Verewigung halber bleiben muss, so fange ich auch das letzte Aschenbrödelbild zu malen an, von dem ich mich vernünftiger Weise nicht losreissen kann bis es zu ist. Während meiner Abwesenheit kann dann der Verzierungsmaler ein gutes Stück arbeiten und ich kann, zurückkehrend an's Fertigmachen gehen, wozu eine Unterbrechung gut ist. Du siehst, ich treibe meine Sachen systematisch — wie könnte man aber mit einer grossen Arbeit zu Stande kommen, ohne die Poesie ein wenig zu commandiren. Auf Preller freue ich mich nicht wenig, wie auf alle Weimarer Freunde. Wir wollen einmal einen rechten Spektakel machen, hier ist's so langweilig, dass es nicht auszuhalten ist. Lochner und Schaller grüssen bestens.

„Ist es Dir möglich, den Prinzen zu einer Art Einladung zu vermögen, so thue es. Jedenfalls schreibe, denn Deine Briefe machen mich jung! Die Sache muss in's Reine kommen. Grüsse Alle bestens. Biss auf Wiedersehen Dein alter Schwind."

11) Lieber Freund! München 27. Febr. 1853: „Als Dein

Brief vorigen Sonntag ankam, war ich eben im Begriff Dir zu schreiben, dass, nachdem die Sitzungen oder Stehungen zur Büste durch einen Besuch König Ludwigs und dessen Zufriedenheits-Aeusserung ein Ende erreicht, ein allerhöchster Ministerialwischer an die Akademie, resp. den Secretair, eine Plenarsitzung anordnete, welcher Anordnung gegenüber einen Urlaub zu erlangen, spassig ausgesehen und von keinem Erfolg gekrönt, ausgefallen wäre. Die Sitzung war Montags, nun ist die Prinzessin Elisabeth von Preussen und Hessen, unserer regierenden Königin Schwester angekommen, mit welcher mein Atellier(!) besuchen zu wollen die allerhöchste Frau mir versprochen. Zudem hat der alte Herr gefragt, was die Aschenbrödel kostet, hat den Preis natürlich zu hoch gefunden und fragt jetzt herum, ob er ihn geben darf. Da er jedesmal ergrimmt, wenn er einen nicht trifft, auch die Erledigung der Sache — es handelt sich um 5000 Gulden — mir etwas am Herzen liegt, zudem das Wetter schändlich — ich mit einem Husten und Schnupfen erster Sorte — auch in 14 Tagen die Osterferien eintreten, halte ich mich für entschuldigt wenn ich vor der Hand im warmen Zimmer sitzen bleibe. Der Hase, vielleicht der aus dem Hochzeitsbraten[1]) wird sehr wahrscheinlich nicht davon geloffen sein. Die Biergläser dauern mich, denn ich habe mirs seit Jahren abgewöhnt und trinke gewässerten Wein und zwar den geringsten. Einen homöopatischen Arzt habe ich auch, der hinge mir aber so oft als möglich einen Zopf an, meinend der Wein erfreue des Menschen Herz, besonders wenn er anfange alt zu werden. Wir werden schon zurecht kommen, sei unbesorgt. Damit der Prinz nicht in Bestürzung kommt, werde ich nicht von München, sondern von Gotha aus, nach Weimar kommen, wo mich mein Freund Postmeister unabweislich abfasst, wenn ich aus dem Wagen steige . . . Von den 3 Jahren scheint keine Rede mehr zu sein,

[1]) Anspielung auf ein komisches Gedicht Schobers, welches Schubert componirt hatte: Der Hochzeitsbraten von Schober. Terzett für Sopran, Tenor und Bass mit Begleitung des Pianoforte. In Musik gesetzt von Franz Schubert. 104. Werk. (Mit einer Vignette von Schwind, welche zu dessen frühesten Arbeiten gehört). Wien bei Ant. Diabelli und Comp.

wir wollen also abwarten, was geschehen kann — es kommt nur darauf an dass ich frisch ankomme und den Kopf nicht so angestopft habe wie jetzt wo ich mit meiner Arbeit auf die hohe See gelangt bin. Es schwimmen nicht weniger als 19 Bilder auf einmal, Verzierungen, Genien und Musikanten nicht gerechnet. Obgleich der Maasstab klein ist, so musste doch Alles auf's Schärfste aneinandergedacht und gezeichnet werden, so gut als wären's ganz grosse Bilder. Jetzt, wo ich am Uebermalen bin, geht's wie auf der Eisenbahn; aber es heisst dahinter bleiben — so ist der ärgste Rummel überstanden. Mit dem Beethovischen habe ich Verdruss genug gehabt, alles war entzückt; den Weimar'schen Hof ausgenommen, kein Mensch dachte daran mir was zu geben, bis der gute König Otto einen tendre für die darauf befindlichen Europäerinnen fasste. Heute hab' ich die schäbigen 1000 Gulden abgeholt, die ich schon halb schuldig bin und musste noch 2 Gulden 30 Kreuzer Taxen zahlen — aber ich habe damit die Erlaubniss errungen zu malen wie ich will, und das dumme Geschwätz, dass ich nicht malen könnte, hat ein Ende. Mit einem plumpen und coketten Geschmier wie es jetzt Mode ist, kann man auch plumpe und cokette Gedanken haben, wie denn Figura zeigt wenn man den nächsten besten Ausstellungskatalog liest. Vielleicht bringe ich's noch so weit, dass man mir erlaubt, nicht langweilig zu sein, das wird eben schwer halten.

„Uebrigens ist all' das Zeug des Schreibens nicht werth, wenn ich nach Wien denke und die an dem jungen Kaiser begangene Niederträchtigkeit. [1]) Ich war in einer Wuth ohne gleichen und habe keine Ruhe, bis er ganz gesund ist. Gott sei Dank scheint keine Gefahr mehr. Wehe meinem Wein, wenn der Kaiser zum erstenmal ausgeht, was an Oesterreichern da ist, muss trinken, dass es eine Art hat. Unser Freund Spilunk [2]) wird jetzt die Demokratie dick kriegen, hoffe ich.

[1]) Attentat auf den Kaiser Franz Joseph auf einem Spaziergange. Zum bleibenden Gedächtniss der Rettung erbaute Oesterreich die berühmte Votivkirche.

[2]) Darunter ist der Dichter Bauernfeld gemeint.

„Also dem Prinzen meine unterthänigste Empfehlung. So lange es mit Aussicht auf anständigen Erfolg geschehen kann, wird's mich freuen Ihm zu dienen. (Hätten wir das Geld was in den holden Marmoren steckt, die man ihm in Italien aufgehängt hat, aber die grossen Herren lassen sich alle lieber anschmieren als ehrlich bedienen.) Grüsse Preller, Hummel, alle Freunde und schönen Frauen und behalte lieb Deinen alten Freund Schwind." —

12) Liebster Freund! München den 10. April 1853. „In der Osterwoche fing ich schon an zu packen. Da legte es einen Schnee her, dass Einem die Reiselust verging. Es war viel wahrscheinlicher, dass man auf irgend einer obscuren Station geblieben, als glücklich und unerfroren nach Weimar gelangt wäre. Etwas, mir sehr nothwendiges Reisevergnügen, denn ich habe mich etwas auf den Hund gearbeitet, muss ich bei der Sache auch profitiren. Die Schneenoth kaum überstanden, erkrankt mir mein kleinstes (4.) Kind und zwar so, dass ein Paar Tage lang ein Aufkommen sehr zweifelhaft war. Mein homöopathischer und allopathischer Arzt gab ihm Gefrornes, was das Kind mit Begierde verschlang, und jetzt ist es, Gott sei Dank, wieder auf dem Strumpf. In solchen Tagen preist man die Unverheiratheten glücklich. Damit aber die Hindernisse nicht ausgehen, kömmt Graf Esterhazy, der österreichische Gesandte zu mir und nimmt meinen Patriotismus und Ehrgeiz sehr in Anspruch durch die Aufforderung, eine Zeichnung zu machen zu einem Schild den die kaiserliche Armee an Graf O'Donnel, den Erretter des Kaisers verehren will. Erfunden ist er zu allgemeiner Zufriedenheit, es war beiläufig die Arbeit die ein tüchtiger Plafond macht, aber diese Woche brauche ich noch, um mit Hülfe eines Architektur-Zeichners, die Geschichte fertig zu zeichnen. Durchmesser 32 Zoll, Kosten 10 –12 Tausend Gulden. Da kannst Du denken, dass hübsch was darauf ist. Ist das überstanden, wo ich noch einen Tag einrechnen muss, den mich eine Commission in der Nymphenburger-Porzellan-Manufaktur kostet, so werde ich, wenn es nicht Katzen regnet, aufpacken und nach Gotha seegeln. In Koburg kann ich nicht umhin mich aufzuhalten, da ich nicht versäumen mag, dem

freundlichen Herzog aufzuwarten und nebenbei die Fr. Falkoni zu besuchen, die garstig ist wie der Teufel, aber singt, dass sie ganz schön wird. Endlich werde ich also doch Erfurter-Strasse Nr. 16 anfahren.[1]) Ich hoffe der Herr Erbgrossherzog nimmt mir nicht übl(!), wenn ich geradeheraus rede und frage, dann werden wir bald in Ordnung sein. Voriges Jahr war ich noch gegen die Wartburg in der Stimmung eines Verliebten — das ist mir vergangen, aber es kann noch immer etwas ordentliches werden, wenn der unglückliche Göthe von Steinhäuser[2]) nicht alles verschlungen hat. Wird nichts daraus, so soll das nicht hindern, ein Paar fröhliche Tage zu erleben; an Ideen zu künftigen Werken fehlt es auch nicht. Ad vocem „Göthe" kann ich nicht unerwähnt lassen, dass die Gruppe von Rietschel einen sehr pönibeln Eindruck gemacht hat. Hätte doch der Himmel den guten Prinzen vor der Bekanntschaft mit einem so albernen Schwätzer, wie der ** ist, gnädiglich bewahrt. Der schreibt sein Lobgehudel in die Zeitung und wenn der Unsinn auf dem Postament steht, so sieht es Niemand an und das Geld ist hinausgeworfen. Mit dem Gasser'schen „Wieland"[3]) wird es gerade so gehen und dem X. wird es zu danken sein, dass dem braven Schaller, der sich beim „Herder" sakrifizirt hat, nicht Wort gehalten und die Zuckerbäckerarbeit bestellt wurde.

„Aus Wien habe ich Nachrichten von Bauernfeld der mir

[1]) Schober's Wohnung zu Weimar.

[2]) Carl Steinhäuser (geb. zu Bremen 1813) hatte die von Bettina von Arnim erfundene Gruppe: Göthe und ein junges, unbekleidetes Mädchen (Psyche-Mignon?) welches ihm die Saiten der Lyra rührt — in kolossalem Massstab in Marmor ausgeführt, ein unglückliches Werk, an welchem jedoch der Kopf von erhabener Schönheit sein soll. Das Werk wurde von der Frau Grossherzogin von Weimar angekauft und steht dort im „Templer-Haus" im Park. Vgl. E. Förster Geschichte der deutschen Kunst. 1860. V. 561. — Das übellautende Urtheil über Rietschel's Göthe- und Schiller-Gruppe hat Schwind später in's Gegentheil zu corrigiren Gelegenheit gefunden.

[3]) Das vollendete Modell kam jedoch erst Mitte Januar 1854 zur Ausstellung in den Münchener Kunstverein. Vgl. Allg. Ztg. 1854 Nr. 19 und dann in die Ausstellung des Glaspalastes, wo Pecht's Urtheil gleichfalls ungünstig verlautete. Allg. Ztg. Beil. 221. vom 9. August 1854.

sein letztes Stück „Aus Versailles“ geschickt hat. Es ist wieder ein Wunder von Durchsichtigkeit... Grüsse Preller und alle Freunde, ich hoffe auf einen allgemeinen Spaziergang oder so etwas. Die Zeiten sind darnach sich des Lebens zu freuen, so lang man jung ist.

Ich bitt Dich, geh' nicht in den Wald,
Wir brauchen keinen Braten. [1])
Dein alter Freund Schwind.“

13) Lieber Freund! München 19. April 1853. „Abermalen dient zur Nachricht, dass ich, obgleich mit Urlaub und Allem ausgerüstet, doch noch aufgehalten werde. Der Schild ist soweit fertig, nun fängt es aber an von Prinzen und Generalen zu wimmeln und ich muss nicht nur ein Paar Tage zusetzen, sondern es ist auch nicht abzuweisen, dass ich meinen Weg über Wien nehme, wo ohne persönliche Erklärungen u. s. w. kein Ende abzusehen ist. Ich komme dann über Dresden und Leipzig und bitte Dich den etwa eingefangenen Hasen wieder auf so lange Urlaub zu geben. Den clypeus bringe ich wahrscheinlich mit. Ich kann eine so ehrenvolle Gelegenheit mich dem kaiserlichen Hof vorzustellen, begreiflicher Weise nicht vorbeigehen lassen. Leb' recht wohl, grüss' Alle schön und entschuldige meine Eile. Dein alter Freund Schwind.“

Mit dem „clypeus“ hatte Schwind erst viele Ehre und dann wenig Freude. Man machte dem Künstler zu Wien Anstände wegen einer Audienz beim Kaiser und dass er dabei sein Werk selbst erkläre; man stellte ihm die Zumuthung, seine Zeichnung in einem der Vorzimmer aufstellen zu lassen, der Kaiser werde dann en passant vielleicht davon Notiz nehmen u. s. w. Das war mehr als Schwind und jeder Andere vertragen konnte; er soll die Zeichnung kurzweg dem Grafen O'Donnel zum Geschenke gemacht und dann die Stadt schleunigst verlassen haben. Die geistvolle Composition ist leider in der Folge verschollen.

Schwind eilte nach Weimar, wo der Grossherzog als er die Ankunft des Künstlers gleich erfuhr, in der Freude seines Herzens folgendes fröhliche Morgenbillet an Schober sendete:

[1]) Aus dem Hochzeitsbraten. Vgl. die Anmerkung zu S. 145.

„Auf dem Thorzeddel steht: Professor v. Schwind aus München logiert im Erbprinzen.

Ist er den Deine Häscher suchen
Ist er der Räuber Jaromir? [1])

Ist es Jaromir, so sprechen Sie mit ihm ehe ich ihn sehe und unterrichten Sie mich von Allem, damit ich nicht wie ein Lämmlein auf unbekannter Weide herumspringe. Guten Morgen mein treuer Freund.“

Das Resultat seines Weimarer Aufenthalts gibt so ziemlich ein Brief vom 20. Mai 1853 an Schober, welcher auf besonderen Wunsch des Herzogs, zu beiderseitiger Erleichterung und Bequemlichkeit als „gemeinschaftlicher Freund“ die geschäftlichen Beziehungen vermitteln sollte. „Angekommen sind wir wohlerhalten, obwohl durch Nebel, Wolkenbruch und Donnerwetter mitunter sehr komisch molestirt. Gleich nach meiner Ankunft nahm mich eine Reihe von Sitzungen in Beschlag, dazu Besuche aller Art, sonst hätte ich gleich an Dich geschrieben. Dein Brief kostete mich auch noch einen schreiblustigen Tag, denn das Contractwesen über Dinge die man nicht contractmässig liefern kann, ist mir zuwider und will bedacht sein. Zuerst bedanke ich mich schön für genossene behagliche Gastfreundschaft und sage nichts mehr, als dass mir wieder so gut war wie in unsern lustigsten Tagen oder besser wärmsten Tagen, denn gar lustig waren sie eigentlich nicht. Dass Du jetzt als „gemeinschaftlicher Freund“ in eine tüchtige Correspondenz mit mir verwickelt wirst, ist eine Sache, auf die ich mich sehr freue. Weil es mit dem Contract Eile hat, will ich nicht länger säumen davon zu reden; so etwas ist für Leben und Sterben gut.“ Und nun entwirft der Maler seine Bedingungen. Zuerst wird die Zeit bestimmt. Nachdem früher, da die Pläne grossartiger angelegt waren, gar von sechs, dann von fünf, vier und drei Jahren die Rede war, wird die Frist nach den neuesten Dispositionen und nachdem man auf die Nibelungen und die Sagenbilder Verzicht gethan, die Arbeitsfrist auf zwei Jahre reduzirt und für jedes ein anständiger aber gar

[1]) Aus Grillparzer's „Ahnfrau.“

nicht übermässiger Gehalt in Raten verlangt. Dabei übernimmt A. (worunter sich Schwind selbst versteht) „auf seine Rechnung einen zur Ausführung nöthigen und verlässigen Mann zu stellen", ferner „die Auslagen für alle Farben, Transporte, Paletten u. s. w. für sich und seinen Gehülfen", dagegen sollen Gerüste, Mörtelantrager (der auch das Farbenreiben versteht) und freies Quartier auf der Wartburg dem A. bewilligt werden. Ebenso bedenkt der Künstler, wie die Sache ausgeglichen, geordnet und vollendet werden könne „falls der A. im Laufe der Arbeit stürbe"; auch dass die Cartons, Skizzen, Entwürfe u. s. w. dem A. gehören und ihm versprochen werde, das alleinige Stichrecht ernstlichst zu beschützen. „Das wäre der leibliche Theil. Der geistige wird, glaube ich, für beide Theile ehrenvoller gar nicht berührt. Nicht nur dass dem Erbgrossherzog Alles gezeigt wird, versteht sich von selbst, sondern dass seine Theilnahme, ja Mitwirkung zum Gelingen durchaus nöthig ist. Ich werde Dich von jedem Schritt in Kenntniss setzen, den die Arbeit vorwärts macht. Der Erbgrossherzog weiss so gut wie ich, dass wer sich auf der Wartburg blamirt, der ist besorgt und aufgehoben — da steht der gute Name auf dem Spiel. Ich lasse aber auch Niemand in die Karten schauen als den Erbgrossherzog und den „gemeinschaftlichen Freund". Eins muss noch festgesetzt werden so leid es mir thut, aber der Architekt versteht davon gar zu wenig, dass dem A. in den Ornamenten der ihm übertragenen 3 Räume ein Veto freisteht, oder dass er sie selber angibt, denn der kann Einen mit seinen Schnirkeln jagen. — An's Arbeiten mit den Händen wird's so bald nicht kommen, da ich noch nichts im Kopf habe und die Aschenprödel fertig werden will. Sorge nur, dass ich die Maase und und Pläne bekomme — dann muss man sich auch verständigen, welche Decke heuer noch fertig werden kann u. dgl. So wird, glaube ich, Alles recht sein, mache also einen schönen Contract. Und damit fertig. Leb' recht wohl, verlier' die Geduld nicht und behalte lieb Deinen etc."

14) Liebster Freund! München 5 Juni 1853. „Wie bekomme ich die Aufrisse von dem Kapellengang? Ich mag nicht selber auf die Wartburg schreiben bis der Contract unterschrieben ist,

und ich brauche doch die Zeichnung. Es leuchtet ein, dass wenn ich an den Wänden malen soll, die Decke fertig sein muss. Ferner leuchtet ein, dass wenn ein Stück fertig ist, die Leute es werden sehen wollen und das Gelauf durch den Raum wo man arbeitet, unerträglich ist. Ferner leuchtet ein, dass meine Ideen bezüglich des Sängerkriegs einer gänzlichen Umgestaltung bedürfen. Diess zusammen genommen dürfte einleuchten, dass derselbe Gang zuerst in Angriff genommen wird . . . . Beiliegend eine Probe wie ich eine Legende behandle; [1]) die Gesichter sind im Schneiden malträtirt. Wenn man mit Wundern zu thun hat, muss man sich gleich auf einen wunderlichen Boden stellen, von wo aus man so natürlich sein kann, als man will. Ich hoffe der Erbgrossherzog wird einverstanden sein, ja sogar er wird sich freuen und fördernswerth finden, dass ein ähnliches, durch den höhern Gegenstand und den höheren Grad der Ausbildung als er auf einem Bilderbogen möglich ist, werthvolleres Bild seinem Schutz sein Entstehen verdanken soll. Wenn aber nicht, quid faciendum? Habe ich das Beiliegende machen können das für 3 Kreuzer verkauft wird, warum soll er mich sitzen lassen, wenn ich für die Wartburg arbeite? Der Prinz wird auch nicht zweifeln, sonst hätte er mich nicht aus dem ganzen Gerstl von Malern herausgesucht. Soll ich es wissentlich schlechter machen? Das wird mir doch Niemand zumuthen? Gehindert ist die Sache genug. Von 5 Jahren auf 3 reduzirt, von 3 auf zwei. Zuerst Alles auf einen Saal berechnet, jetzt wieder anders . . . Das sind harte Bissen. Besser wär's der Prinz liesse mir sagen, es würde ein wohlgezogener Schimmel für mich im Stall stehen (um auf der Wartburg herumzureiten, wo?) oder schickte mir den Falkenorden oder so was, das förderte besser als alle Vertragsartikel und Ueberwachungen, die, wie bei den Arbeiten des guten Jäger, [2])

[1]) Bezieht sich auf den Münchner Bilderbogen Nr. 63 : die Parabel von der Gerechtigkeit Gottes. Wir kommen später auf diesen ganzen Cyclus zurück.

[2]) Gustav Jäger geb. 12. Juni 1808 zu Leipzig, gest. daselbst 19. April 1871, vgl. Nekrolog in Beil. 117, Allg. Ztg. 27. April 1871. — Schwind macht jedesmal bei Nennung dieses Namens Ausfälle auf das durch Jäger gemalte Herderzimmer zu Weimar. Jäger hatte mit Schnorr auch im Saalbau der Münchner Residenz gemalt.

am Ende nicht einmal hindern können, dass, wenn die Geschichte fertig ist, kein Mensch sie anschaut. Es ist leider die ganze Malerei in so einem gräulichen Zustand, dass man sich nicht wundern darf wenn Niemand daran denkt, dass ein Maler ein Poet ist, sondern sich einen dummen Kerl vorstellt, der auf dem Papier herumpfuscht und probirt ob ihm denn nichts einfällt: das heisst man dann eine Skizze. Ich weiss von solchen Künsten, Gott sei Dank, nichts! sondern wenn ich meine Sache so weit gezeichnet habe, dass ich davon aufstehe und ein anderer daran Platz nehmen kann, so ist sie durchgedacht, es sind die Theile gegeneinander abgewogen, es ist zusammengebracht was zusammengehört, die einzelnen Motive müssen mir eingefallen sein, genug, die Sache ist gedichtet und der wichtigste und unersetzlichste Theil der Arbeit ist geschehen. Das andere könnte im Nothfall ein anderer statt mir machen. — Ich hoffe vom Prinzen, dass er mich in Schutz nimmt und mir ein ungestörtes Denken und unangefochtenes Wirken möglich macht, indem er unberufenen Rathern, deren es genug gibt, wo mein Ansehen nicht ausreicht, mit dem seinigen entgegen tritt. Das Pack muss wissen dass mich der Prinz ehrt und geehrt wissen will, und ich muss wissen, dass mich der Prinz für einen Andern ansieht, als den nächsten besten, dem es gleich ist mit was für einem quantum Ehre er sein langweiliges Leben fristet. Aber genug davon, das alles weisst Du ohnedem, und wird beim Prinzen nicht nöthig haben vertreten zu werden. Wenn aber ein contractus nothwendig erachtet wird, es könnte ja auch der Prinz sterben, so ist es besser bald.“ In einer Anmerkung hebt der Briefschreiber ausdrücklich hervor, dass auf die Wünsche S.K. Hoheit bezüglich etwaiger Aenderungen gerne jede mögliche Rücksicht genommen werde. „Sollte aber A. solche mit seinem Künstlergewissen nicht vereinbaren können, was ihm, da er die Arbeit mit seinem Namen verantwortet, billiger Weise nicht versagt werden kann, so soll die Zeichnung mit einem Drittheil der auf das Bild fallenden Summe honorirt werden und ihm der freie Rückzug sine ira et studio freistehen.“ . . . „An der Aschenbrödel geht es lustig vorwärts. Der fackelbeleuchtete Tanzsaal hat Schweiss gekostet!

Wie machen wir's, dass Du das Ding siehst? Stellen wir's in Weimar aus? Ich bin im Stand und lass' die hiesige Ausstellung sitzen. König Ludwig ist fort, ohne sich bei mir sehen zu lassen. Die Kaulbach'schen Bilder [1]) sind jetzt von Gerüsten frei und ich begreife, dass sehr viele Leute gar nichts Anstössiges daran finden, weil die Sachen gar keine Wirkung machen. So Privatwitze haben keine Kraft der Oeffentlichkeit gegenüber, da gehören bessere Lumpen dazu. — Meine Frau ist nach Canstadt auf ein Paar Tage. Da sitze ich als Strohwittwer, was ziemlich langweilig ist. Preller, Hummel, Schöll — wen Du von Bekannten siehst, meine schönsten Grüsse. Dem Prinzen meinen ergebensten Respekt. Er möge sich einen guten Mantel zu meinem Schutz anschaffen, denn ich hoffe das altbackene Künstlervolk in Aufruhr zu bringen. — Bist Du mit der Homöopathie zufrieden? Behalte lieb Deinen alten Schwind."

15) Liebster Freund! München 21. Juni 1853. „Dein Brief, den ich gestern erhielt, ist auf die erfreulichste Art erfreulich. Du darfst mir glauben, dass, wenn die Wartburg-Malerei rückgängig wird, mir der Kummer, den es Dir machen dürfte, viel mehr zu Herzen geht als mir, dem, weiss Gott, die Freude daran schon ziemlich verdorben ist. Bevor ich noch Zeit habe mich zu besinnnen, das nöthige zu lesen und einen bereits fertigen Plan zu vergessen, ist man schon bemüht mir den etwaigen neuen zu verleiden und mich in die peinliche Lage zu versetzen, eine Menge Dinge zu refusiren. Von den Decken kann keine Rede sein, bis ich weiss wie reich ich den Saal machen kann, was ich für Stoffe finde, wie ich sie eintheile. Die heilige Elisabeth, wenn ich sie auch selbstverständlich, auf dem Schlosse nicht so behandeln werde, wie ich sie auf einem Altarbild oder erzählend in einer Kirche behandeln würde, und so wird es hoffentlich gemeint sein, ist und bleibt die heilige Elisabeth mit dem Wunder der Verwandlung ihrer Brode in Blumen, und ich würde auf die Zumuthung das wegzulassen ebenso wenig eingehen können und

[1]) An der Neuen Pinakothek. Ueber den dadurch hervorgerufenen Rummel vgl. E. Förster: Geschichte d. deut. Kunst 1860, V. 165.

dürfen als der Architekt einen Thurm auf eine Mauer setzt, die ihn nicht tragen kann, oder ein Maler den Dr. Luther darstellt mit Hinweglassung seiner Thätigkeit als Reformator — als Augustiner Mönch. Es würde jeder lieber zurücktreten, als seinen guten Namen so aufs Spiel setzen. Das Niebelungenlied war in der Laube am Platz, die mit dem Sänger-Saal unmittelbar zusammenhängt,[1]) in den jetzigen Gang wüsste kein Mensch wie es hinkömmt und wohin mit der heiligen Elisabeth? Auch sind zwei Jahre weniger als drei und wenn ich auch erbötig bin einen geschickten Mann für mein Geld zu stellen und das nöthige für ihn zu zeichnen, so hat doch Alles seine Gränze. Man sehe wie Kaulbach bezahlt wird oder wie viel Bendemann in Dresden leistet. Da wird sich zeigen, dass ich mehr auf gute Behandlung als Lohn sehe, wie es bei den Dienstbothen heisst. — Wenn ich sage 2 Jahre, so heisst das vom 1. Oktober 1853 bis letzten September 1855 und da ich schon im Dezember 52 auf Abschluss gedrungen habe um der Sache bei Zeiten nachzuhängen, so kann ich jetzt, wo der Auftrag 6 Wochen alt ist, und ich bis zum 1. October ohne Hintansetzung meiner Verpflichtungen, für meine angefangenen Arbeiten die Zeit verwenden kann, unmöglich im Reinen sein und brauche Alles nöthiger, als eingeschränkt und geirrt zu werden. So Arbeiten wie der Saal von Jäger, den kein Mensch länger vor Augen hat als er drin ist, die kann man unter solchen Umständen machen; wo sich's aber um was rechtes handelt, da muss auch Freiheit sein und Anerkennung. Ueber solche Schulfuxereien bin ich hinaus, und so halbes Zeug, was nicht kalt und nicht warm ist, da soll mich Gott dafür bewahren. Mit dem Contract hat es weiter keine Eile, das rechte kann man doch nicht contrahiren. Frage ob mich der Grossherzog haben will wie ich bin, und halten wie einen Mann dem er das Beste zutraut, da bin ich; soll ich unter Controlle arbeiten und meine schöne, schwererrungene Unabhängigkeit vertauschen mit der Verpflichtung, zwei Jahre lang mittelmässiges Zeug zu machen,

[1]) Doch scheint es ganz unbegreiflich wo in der „Laube" Bilder aus dem Niebelungenlied je hätten Platz finden können.

und das wird es, wenn ich nicht das Beste machen darf, so ist es für uns alle beide besser, wir lassen es sein. Ich meine doch es muss dem Bauherrn damit gedient sein, wenn seine Leute sich drum wehren, das Beste, das ist das was von selber in ihren Köpfen wächst, thun zu dürfen. Ich sage das so gut in des Erbgrossherzogs Interesse als dem meinen. Also: Wie ist es mit der heiligen Elisabeth zu verstehen? das ist der casus belli. —

„Die Frl. Döllinger werde ich erfragen und da ich diese Tage an Jahn in Gotha etwas schicke, die Sachen für Dich beilegen. Leider habe ich keinen Abdruck vom Ritter Kurt. Die Pläne sind angekommen, gleich nachdem ich den vorigen Brief geschrieben. Ich lege ihn bei weil manches darin recht ist. Namentlich der zuletzt beigebrachte Contractsatz, wenn's noch zu einem kommt. Mir sind so Disputationen und Auseinandersetzungen zuwiderer als „der Rauch eines Kalkofens" und am Ende weiss ich nicht, wozu ich mich soll aufregen und aus dem Häusel bringen lassen.

„Die Aschenbrödel geht vorwärts aber es ist eben eine Masse Arbeit. Die Ferien, wenn ich wegkomme, gehe ich nach Salzburg zu meinem Bruder und wo möglich nach Traunkirchen und nach Freistadt zum Kenner. Entre nous ich habe so reizende Gedanken zu Bildern — es ist die höchste Zeit dass wir in Ordnung kommen, sonst ist alle Freude vergangen. Grüsse Alle schönstens und sei überzeugt dass ich Deine Plage zu schätzen weiss. Wir reden auch noch von lustigen Dingen! Dein alter Freund Schwind."

16) Liebster Freund! 22. Juni. „Ich habe über meinen gestrigen Brief geschlafen um nicht etwa der Missstimmung zu viel einzuräumen. Ich finde aber nur sehr wenig nachzutragen. Das nächste Jahr ist zu malen: im Gang die heilige Elisabeth — weil mir der Sängerkrieg in seiner alten Anordnung noch im Kopf steckt, der geschichtliche Theil vollkommen fremd und in der Schwebe ist, und ich für die hl. Elisabeth eine Idee habe. Kann mir nicht so viel eingeräumt werden und ist es eine zu hohe Anmassung von mir, so viel pouvoir in meiner Arbeit anzusprechen, so bleibt nichts übrig als sich an einen geringeren Künstler zu

wenden. Der alte Graun sagte zu Friedrich dem Grossen: „Halten zu Gnaden, in meiner Partitur bin ich König“ — und so muss es sein. Aut rex aut nihil. Ich kann nicht heute dahin denken und morgen dahin auf comando. Das muss sich für allemal entscheiden. Ich muss mit meinem Namen für den Erfolg einstehen, muss also in dem freien Gebrauch meiner Kräfte unbeirrt sein.

„Wegen der Gangdecke hätte ich schon geschrieben, wäre nicht mit der Ritgen-Geschichte wieder Alles in Frage gestellt worden. Ich mag mich dem grossen Riedchen oder wie er heisst gegenüber nicht lächerlich machen. Die anderen Decken können dann nächsten Sommer gemacht werden, wenn ich dabei bin: Goldene Sterne auf blauem Grund gehören in die Kirche.

„Aber was Dich betrifft, muss ich schon sagen, dass es mir von Herzen leid thut, dass Du so viel Widerwart erdulden musst. Mir liegt an der ganzen Sache blutwenig mehr, und ich würde nur beklagen, wenn es so ausginge, dass ich nicht mehr mit Bequemlichkeit in Weimar aus und ein könnte. Ich habe die grösste Freude an unserer neuen Freundschaft und jetzt soll das wieder gestört werden. Gott gebe, dass der Erbgrossherzog ein Einsehen nimmt und nicht verschmäht, zu seinem eigenen Vortheil zu begreifen, dass ein Künstler, je mehr er sich in seiner Arbeit einreden lässt, sicher auch ein desto grösserer Tropf ist. Finis coronat opus: es sieht das Zeug Niemand an, und wer's ansieht, hat nichts davon. — Komm' einmal und sieh' meine Wirthschaft an, und ob es ein leichtes ist, sich zwei Sommer davon zu trennen — wenn's nicht ist um der Kunst willen. Komm' und sieh', es ist vom Thüringerwald nicht weit herab. Nach Coburg kommst Du doch; kostet bis München 5 Gulden.[1]) Wenn Du mit einem kleinen Futeral von Zimmer vorlieb nimmst, das hab' ich, und verlangt Dich nach Schubert'schen Liedern,

[1]) Hier dürfte sich Schwind doch sehr geirrt haben, zumal im Jahre 1853 waren die Preise nicht so niedrig, auch heute noch nicht.

gehen wir zu Dietz. [1]) — Also in Gottes Namen, schau, was zu machen ist. Dein alter Freund Schwind."

17) Liebster Freund! München, 3. Juli 1853: „Das wichtigste ist, Dir zu sagen, was der freundliche Ton und Sinn Deines Briefes mir für einen wohlthätigen Eindruck gemacht hat. Wenn meine Briefe aufgeregter waren, als es gerade am Platz ist, so muss Dich das nicht wundern. Erinnere Dich an die Erzählung in 1001 Nacht, wo der Liebende auf dem Wege zu einem Rendez-vous sich noch rasiren lässt. Der Barbier seift ihn ein, schert ihm den halben Kopf, fängt dann an, sein Messer frisch zu schleifen, Geschichten zu erzählen, kurz, der arme Teufel sitzt auf Kohlen und muss es leiden, dass die schöne Stunde statt in den Armen seiner schönen Suleica unter der Umständlichkeit der Vorbereitung verloren geht. So sitze ich halb rasirt, bis der Contract fertig ist. Wer das ohne Aufregung vermag, den will ich loben, aber der Himmel bewahre uns vor den Bildern, die aus einem so wenig gesteigerten Zustand hervorgehen.

„Die hl. Elisabeth ohne ihre katholische Zuthat zu behandeln, hätte mir die ganze Arbeit unmöglich gemacht. Ich würde gleichermassen, so weit es an mir ist, protestiren gegen die Vertilgung des Dintenfleckes im Lutherzimmer. Das sind einmal die Wahrzeichen, an welche die Pietät gegen die Wartburg geknüpft ist, und einmal die Pietät verloren, ist durch kein Mittel der Welt der Wartburg ihre jetzige Bedeutung wiederzugeben. Abgesehen davon ist mit dem Reifchen (Nimbus) um den Kopf und dem mystischen Blumenkorb in der Hand, das poetische Moment hin und die Möglichkeit der Kenntlichmachung verloren. Ich muss ehrlicher Weise sagen, dass ich lieber davon bleibe, als ohne Aussicht auf günstigen Erfolg und ohne Freude — wehe dem, der sie nicht in Rechnung bringt — dem Prinzen sein Geld abzunehmen. Gesetzt nun den Fall, ich hätte die

[1]) In der Orthographie der Namen ist Schwind unvergleichlich. Hier meint er den Hofkapellsänger Friedr. Diez und dessen berühmte Frau, die Kammersängerin Sophie Diez, welche mit ihrer unverwüstlichen Stimme noch eine Zierde unserer Hofbühne ist.

ganze Composition schon gemacht und es wäre der Wunsch der Grossherzogin geltend gemacht worden und meine Gegengründe fänden keine Anerkennung, so wäre ich in der tristen Lage, meine Dimission zu geben, und hätte so viel Zeit und Mühe umsonst geopfert, was mir wohl nicht zugemuthet werden mag. Für solche desperate Fälle, ich hoffe, sie kommen nicht vor, hätte ich die Uebereinkunft gewünscht, dass mir im Contract eine Entschädigung gesichert würde. Vor Unanständigkeiten kann der Hof von meiner Seite sicher sein, die Gegenstände geben die Gelegenheit gar nicht, und ich zweifle, dass in allen meinen Werken, selbst den im antiken Sinn gemachten, auch nur eine Spur von Obscönität zu finden sein wird. In summa: der Contract, wie Du ihn vorschlägst, ist so freundlich und auszeichnend, dass die Möglichkeit einer unbilligen Zumuthung für die Zukunft anzunehmen, undankbar wäre. Ich nehme also an, dass der Kopf vollständig rasirt ist, und mache mich um so schöner auf den Weg zu meiner Schönen, die glücklicher Weise mich noch empfangen kann. — Die Composition, von der ich im ersten Briefe rede, ist der Bilderbogen „von der Gerechtigkeit Gottes“. Du must so gut sein, ihn in Streifen zu schneiden und an einander zu setzen. Das oberste 1te Stück ist etwas höher gerathen — das thut nichts. Diese Art des Erzählens wird die rechte sein. Den Wechsel von Scenen des höchsten, fürstlichen Lebens, liebenswürdigster Weiblichkeit, grossartigen Kunstsinnes und fast einsiedlerischer Innerlichkeit zu verbinden und ein Ganzes daraus zu machen — das soll mir nachmachen, wem's beliebt. Für den Raum, der über oder unter dem Bilde bleibt, soll eine einfache Verzierung mit den 7 Werken der Barmherzigkeit, die rechte Vorbereitung für die lutherische Kapelle bilden. So viel weiss ich bis jetzt. Wir gewinnen nebenbei eine Darstellung des ganzen Lebens jener Zeit, denke an den Dombau in Marburg, der ergänzt, was im Sängerkrieg fehlt. Skizzen mache ich eigentlich keine und es (ist) nur ein Beweis mehr, wie weit die Malerei davon entfernt ist, den gleichen Rang mit den übrigen Künsten einzunehmen — dass überhaupt von Skizzen die Rede ist. Wenn in Weimar

eine Skizze von den „Wahlverwandtschaften“ (Göthe's) vorhanden ist, so lasse ich mir die Nase abschneiden. Es wird aber noch lange dauern, bis das anders wird, und bis dahin ist nichts anderes zu thun, als aller Widerwärtigkeiten ohngeachtet im rechten Sinne fortzuarbeiten. Die beiliegenden Sachen sieh' durch, schreib' mir, ob sie Dir gefallen und verleibe sie Deiner Sammlung ein, wenn sie Dir gut genug sind. [1]) N.-S. Dass ich nicht einmal ausraste und eine Kleinigkeit neben des Prinzen Arbeit mache, kann ich nicht versprechen. Man wird endlich ganz dumm, wenn man nicht ein wenig ausschnauft. Das Buch [2]) sei so gut zu schicken, es könnte sein, dass es die hiesige Hofbibliothek nicht hat. Die hl. Elisabeth, es ist ein Raum von 40 Fuss, wird für den nächsten Sommer genug sein, da wird sich denn auch an Ort und Stelle der Plan für Weiteres am besten machen. Jetzt bleibe ich an dem Gang, der steckt mir einmal im Kopf. Leb' wohl, empfiehl mich unserm freundlichen Prinzen, grüsse alle Freunde, und die Aschenbrödel betreffend könnte es sein, dass sie im September nach Weimar kömmt; ich gehöre jetzt zu dem Gemeinen-Wesen. Nach den Ferien weiss ich nichts Genaues, aber gegen Ende September bin ich wieder zu Haus. Schau, dass Du kommst. Dein alter Freund Schwind. Schäfer ist in Rom.“

18) Liebster Freund! München den 27. Juli 1853. „Dein Brief kam in ein Trauerhaus. Ich zog mich an, um mein jüngstes Kind zum Grabe zu begleiten, und meine Frau hielt das zweitjüngste auf dem Schooss, während man ihm Blutegel setzte, um eine Gehirnentzündung zu verhüten. Wie lang ist es, dass ich Dir schrieb „komm' und sieh', wie schön es bei mir ist“, [3]) jetzt hab' ich von den tausend Rosen, die damals blühten, die letzten meinem herzlieben Kinde mitgegeben, das, ein Bild der Gesundheit, uns den ganzen Tag zuzurufen schien: Freuet euch, freut euch, wie schön ist Alles! — Aber auch das muss ge-

[1]) Vgl. den folgenden Brief.
[2]) Eine Geschichte von Thüringen.
[3]) Vgl. oben Brief 16 am Schluss.

tragen sein. Ich las Deinen Brief, als ich von dem traurigen Gang zurückkehrte, und konnte mich freuen über Deine Freundlichkeit und über den hellgrünen Nachklang, der aus den schönen Ober-Oesterreicher-Zeiten in Dir lebendig ist. Die Belehnung[1]) sollte ursprünglich, es war Spaun's Lieblingsgedanke, im Ständesaal in Linz 24 Fuss breit gemalt werden. Der Contract war zum Unterschreiben, da kam das Jahr 48 und es war natürlich aus. Als im Jahr 51 in Linz ein Kunst-Verein gegründet wurde, kam Graf Barth auf die Idee, denselben Gegenstand als Vereinsgeschenk geben zu lassen. Es ist Kaiser Friedrich I. auf dem Reichstage zu Regensburg 1164. Heinrich Jasomirgott (in St. Florian ist eine Holzstatue, die ich benützte), mit einer byzantinischen Prinzessin vermählt (sein Söhnchen ist der hl. Leopold), gibt mit 7 Fahnen seine sämmtlichen Lehen in die Hände des Kaisers zurück, um ihm Luft zu machen den Ansprüchen Heinrich des Löwen (der alte Welf ihm zur Seite) gegenüber. Der Kaiser belehnt nun mit fünf Fahnen Heinrich den Löwen mit Bayern, Jasomirgott mit 2 Fahnen mit Ober- und Unter-Oesterreich. Von da an existirt die Provinz. Die Oesterreichische Seite hatte ich in Gedanken fertig, die andere machte ich halb verdriesslich über das kleine Format eben hin, damit was da ist. Der Ritter am Falkenstein[1]), abgesehen davon, dass die Gnomen den Rittern immer hold sind, hat ihm den ruhigen Besitz eines Berges, wo er auf Silber bauen wollte, versprochen, daher ich dem kleinen König eine Urkunde in die Hand gab. Es sind aber lauter Fragmente. — Das Kind war schon, wie ich die Sachen packte, am Keuchhusten unwohl, der sich auf die Lunge warf und es — an seinem ersten Geburtstag hinüber nahm. Ich habe mir ein Grab neben dem seinigen gekauft, da will ich liegen. — Sag' dem Grossherzog, ich sehe seinen Auftrag an als eine Gabe, die, soweit es möglich

[1]) Eines von den im vorigen Briefe erwähnten Blättern. Die Belehnung ist lithographirt von Koch, gedruckt bei Minsinger in München. Schwind hat darauf seine Brüder angebracht, ebenso die Portraite (rechts vom Beschauer) von Kenner (mit der Harfe) und Anton Spaun.

ist, mir das Leben noch theuer macht. Ich hoffe, die tausend Irrthümer, vergebliche Versuche, all das soll an dieser Arbeit seine Lösung finden. Noch ein tüchtiges Wort mitzureden zu Gunsten unserer ganz verfahrenen deutschen Kunst, es ist allen Mühen eines geprüften Mannes werth.

„Sängerkrieg und Geschichtliches muss ich jetzt ganz auf sich beruhen lassen. Den ersten habe ich zweimal umgeformt — ich brauche Ruhe. Im Sommer wird Gelegenheit genug sein, das alles auszudenken und zu besprechen. Jetzt studiere ich das Leben der heiligen Elisabeth und kann mich natürlich nicht mit einem Schriftsteller begnügen. Wahrscheinlich werde ich auch nach Marburg müssen, wo ihr Brautkleid, ihr Grab, und sonst noch Einzelnheiten sind. Hast Du die Streifen an einander gesetzt?[1]) so dass der erzählende Fries ganz deutlich ist? Ich meine auf diese Form lässt sich bauen. Der Stoff ist unendlich reich — und nicht den grossen Raum auszufüllen, sondern sich zu beschränken wird das schwierige sein. Die Arbeit geht freilich mühsam und oft möchte ich dazwischen hinausschreien, aber doch habe ich mich daran gemacht, damit die Aschenbrödel fertig wird. Ich thue mich hart in dem kleinen Format. Ende August denke ich durch zu sein. Vielleicht kommst Du doch zu uns — auf's Jahr siehst Du sie auch noch bei mir. So was ist nicht die Mode, da kauft es auch Niemand.

„Mit dem Contract wird S. K. Hoheit wohl billigen, dass ich gegen meinen König die schuldige Rücksicht habe. Ich habe den nöthigen Urlaub begehrt, der Minister hat mir ihn zugesagt, die Akademie hat bereitwilligst zugestimmt, es muss aber dem König vorgelegt werden. In ein Paar Tagen kommt er und ich kann mich auf den Minister von Zwehl, der sehr freundlich gegen mich gesinnt ist, vollkommen verlassen. Der König dürfte es doch übel nehmen, wenn ich mich über seine Zustimmung hinwegsetzte und so ist es besser, ich warte die Paar Tage. Leb' recht wohl und sei froh, dass Du keine Kinder hast, so

[1]) In dem Bilderbogen von der Gerechtigkeit Gottes.

kannst Du keines verlieren. Das geht fast über menschliche Kräfte. Dein alter Freund Schwind."

Wohl erkennend, dass für eine solche Wunde kein besser vernarbendes Mittel sei als eine gedeihliche geistige, den ganzen Mann fesselnde Arbeit, sendete der Grossherzog den „gemeinschaftlichen Freund", um nun den Contract zu schliessen [1]). Dasselbe geschah zu Ammerland, an den schöngebordeten Ufern des Starnbergersees, wo Schwind Sommerfrische hielt. Die Bedingungen wurden ganz und gar nach den speciellen Wünschen und dem eigenen Willen des Malers gesetzt. Leider schob sich von da an Etwas zwischen die beiden, durch Leid und Freuden zusammengehämmerten Freunde. In den scharfabkühlenden Briefen Schwind's macht sich eine Stimmung bemerklich, die nur zu bald das völlige Zerwürfniss nach sich zieht. Der „gemeinschaftliche Freund" gab nach dem besonderen Wunsch des hohen Auftraggebers keine weitere Antwort [2]); trat zwar verstimmt in den Hinter-

[1]) Vgl. Allg. Ztg. vom 26. August 1853. Nro 238. Schober verliess München am 24. August, um bei der Huldigungsfeier nicht zu fehlen, welche Karl Augusts Enkel in sinniger und verheissungsreicher Wahl auf Göthe's Geburtstag (den 28.) angesetzt hatte.

[2]) Die ganze Correspondenz der beiden Freunde hier wiederzugeben, widerspricht meinem Gefühl, es genügt zu bemerken, dass das Unrecht auf Schwind's Seite war. Ich gebe nach dem ausdrücklichen Wunsche des Ueberlebenden einige Andeutungen, wie sie mir Herr von Schober selbst in einem Briefe vom 23. Mai 1872 zusammenfasste. Der Umstand, dass der von Schwind immer scheel angesehene Hofrath Rietgen, um sich vor Missdeutungen zu schützen, eine Abschrift seines an Schwind gerichteten Briefes an den Grossherzog einschickte, brachte unseren Meister so in Harnisch und Berserkerwuth, dass er sich über Zurücksetzung und schlechte Behandlung beklagte. „Als ich ihm hierauf schrieb, dass er nicht nur dasselbe thun könne, was Rietgen gethan, sondern dass er auch, wenn es ihm zweckmässiger als meine Vermittelung dünke, jederzeit unmittelbar an den Grossherzog schreiben könne und ich selbst die pünktlichste und schnellste Beförderung dieser Briefe in die Hand unseres gnädigen Herrn übernehmen würde, dass also von einer Zurücksetzung gar keine Rede sein könne, war seine Antwort noch ebenso zornerfüllt. Alles ihm von mir Vorgestellte ignorirend, wiederholte er den Satz: Wer mit dem Herrn unmittelbar verkehren könne, sei dem vorgezogen, der an die Vermittelung durch einen Diener gewiesen

grund, blieb aber immerdar ein Lobredner und Bewunderer von Schwind's Schöpfungen, welcher gerade in den Wartburgbildern sich selbst übertraf. Andererseits hat der Meister später noch in Treuen seines Freundes gedacht und dessen Haupt in die Portraitgallerie seiner Freunde, welche am Fries der sieben Raben angebracht ist, mit voller Namensumschrift gesetzt. Sie begegneten sich nach Jahren nur noch einmal, um stumm wieder auseinander zu gehen. So finden und verlieren sich die Menschen! —

In den Frühling des Jahres 1854 fiel die Vermählung des Kaisers Franz Joseph mit der Herzogin Elisabeth. Ainmüller malte dazu (als Geschenk des Herzogs Max an seinen kaiserlichen Eidam) das Innere der Münchener Frauenkirche und dieses prächtige Architekturbild staffirte Schwind mit der Trauung des Herzogs Wilhelm mit der Prinzess Renata von Lothringen (1568), wobei sich beide Künstler ziemlich genau an jene Abbildung hielten, die sich in Joh. Wagner's gleichzeitigem Prachtwerke über diese Hochzeit findet. Das Bild war, wie eine historische

sei. Ohne auch nur anzudeuten, was ich in der Sache nun thun könnte oder sollte und er von mir verlangte, kehrte er seinen ganzen Zorn gegen mich und liess sich in einer Weise heraus, die nicht mehr zu dulden war. Da sah ich mich genöthigt, dem Grossherzoge, dem ich bisher, um ihm Verdruss zu ersparen, die ganze Ungebühr verschwiegen hatte, Alles mitzutheilen und ihm Schwind's Briefe, so wie auch meine noch nicht abgeschickte, bestimmt gefasste Erwiderung vorzulegen. In seiner gnädigen Weise bedauerte der Grossherzog, wie ich statt des verdienten Dankes so viel Undank und Verdruss geerntet, enthob mich des Vermittleramtes, welches mir nunmehr doch nur lästig sein könne, und ersuchte mich nur, die letzte Antwort, so wahr und gerecht sie sei, nicht abzuschicken und lieber die ganze Angelegenheit mit einem grossmüthigen Schweigen zu beschliessen, da sonst noch vor Beginn das ganze Geschäft sich zerschlagen könne, was ihm jetzt um so schmerzlicher sein würde, wo er einzusehen anfange, wie sehr Recht ich mit dem Vorschlage Schwind's zum Maler der Wartburg gehabt habe, was durch die zuerst eingeschickten Skizzen der 7 Werke der Barmherzigkeit, die wir eben zusammen mit Bewunderung betrachtet hatten, geschehen war. Diese eines Raphael würdigen Zeichnungen, welche die darnach in der Burg gefertigten Fresken weit übertreffen, kamen leider nicht in den Besitz des Grossherzogs, da Schwind selbe der Fürstin Wittgenstein käuflich überliess, die damals auf der Altenburg in Weimar lebte und ein sehr feines Auge für Kunstschönheit hatte."

Novelle, von beiden Malern aber so einstimmig und einmüthig ausgeführt, dass die zweierlei Hände sich nicht unterscheiden liessen. (Vgl. Münchener Landbote, 1854, Nro. 110.) So hatte Schwind mit seinem bekannten Oesterreichischen Patriotismus bei dieser Gelegenheit ein neues Zeichen zarter Huldigung gegeben.

Das Aschenbrödel, „dieses reiche, vielumfassende Gedicht in Farben", war nicht auf der grossen Kunstausstellung des Jahres 1854 erschienen, sondern prangte erst im Dezember desselben Jahres als vollendet im Atelier des Meisters; es entzückte alle Beschauer durch die Harmonie seiner Gesammtwirkung wie durch die unerschöpfliche Fülle sinnvoller und reizender Einzelnheiten. [1]) Ein Cyclus von 19 Bildern entfaltet sich vor uns (das Ganze ist vielleicht 5 Fuss hoch und 17 Fuss breit); vier Hauptscenen treten zunächst entgegen, ausgeführt innerhalb der Form länglicher, aufgerichteter Rechtecke, dann vor, zwischen und hinter ihnen in der mittleren Höhe einmal in mehr quadratischer Gestalt fünf zu jenen hinleitende Nebenscenen, und über ihnen fünf analoge Zeichnungen aus Amor und Psyche's Geschichte in einem Anklang an den pompejanischen Styl, unter ihnen (den Mittelbildchen) fünf reliefartig angedeutete Scenen aus dem Dornröschen. Die neben diesen (in den unteren Zwickeln) hingelagerten Musikanten und die Gegenstände der Hauptbilder erinnern daran, dass Schwind sich das Werk ursprünglich als Decoration eines Ballsaales gedacht hat, und in der That wüssten wir auch nicht, was sich besser dazu eignen könnte, wenn man einmal so weit wäre, den Schmuck künstlerischer Schönheit dem leeren Pomp kostbarer Stoffe vorzuziehen. Die einigende Idee, welche das Ganze beseelt und die Haupthandlung zwiefach wiederspiegelt, ist die endliche Anerkennung und Verherrlichung der wahren Schönheit selbst, nachdem sie lange Verkennung, Leid und Dienstbarkeit ertragen.

---

[1]) Die nachfolgende Schilderung geben wir mit dankbarer Benützung der schönen Artikel Carriere's in der Auss. Beil. 347. Allg. Ztg. 13. Dez. 1854 und eines Ungenannten (Eduard Ille) in der Neuen Münchener Ztg. vom 15. Dezbr.

Das erste kleinere Aschenbrödelbild beginnt damit, dass das holdselige Kind im schlichten grauen Gewand einer der zum Ball geschmückten Schwestern einen rothen Schuh anzieht; die Rolle des Schuhs in der Entwickelung des Märchens ist damit angedeutet und es summt uns Göthe's Vers im Ohr: „Es gehört mehr zum Tanz als rothe Schuh". Die andere der hochnäsigen Stiefschwestern fordert mit befehlender Miene gleichfalls schon ihren Dienst, indess das galant lächelnde Gesicht des besten aller Stiefväter zur baldigen Abfahrt mahnend, durch die seidenen Vorhänge des üppigen Putzzimmers hereinlugt. Das erste grosse Bild gewährt einen Einblick in das Haus des deutschen Ritters, des Herrn von Montefiascone oder (wie Platen ihn nennt) Carmosines, der in der Staufenzeit nach Italien gekommen ist, dort sein deutsches Weib verloren und für sein Töchterlein eine welsche Stiefmutter, eine Witwe mit zwei älteren Töchtern erheirathet hat — so fasst der Künstler die Familienverhältnisse, damit Aschenbrödel die jüngste Schwester und doch das Kind einer früheren Ehe sei. Wir stehen im Hofe des ritterlichen Hauses, welches, wie die überall mithereinspielende Architektur, einen prächtigen südlich-romanischen Charakter zeigt; die welschen Töchter werden mit maulthiergetragenen Sänften zum Feste abgeholt, geleitet von dem Schoshund und Pfauenwedel dienstwillig nachschleppenden Papa, während das arme Aschenbrödel von der gestrengen Mama mit jenem bekannten Befehl des Erbsenlesens in die Küche gewiesen wird, wozu ihr die treuen Täublein nachzuflattern bereit sind. Im obersten Stock warten Bursche und Mägde nur auf den Weggang der Herrschaft, um sich beim Klang des Tambourins gleichfalls im Reigen zu schwingen, treu dem alten Wort, dass die Mäuse tanzen, wenn die Katz' aus dem Haus. Um Aschenbrödel aber kümmert sich Niemand, als der alte getreue Reitknecht, der noch die schönen Tage der ersten seligen Hausfrau gesehen hat und jetzt in Missbilligung über die nunmehrige verkehrte Wirthschaft zornig mit dem Fusse auf das hallende Pflaster stampft. Auf seinem Gürtel lesen wir Wilhelm Lindenschmit, den Namen eines braven tüchtigen Künstlers, der gleichzeitig mit Schwind in der Residenz gemalt und dann das

berühmte Schlachtbild an der Kirche zu Sendling freskotirt hatte. [1]). Dann (auf dem fortleitenden kleinern Gemälde) erscheint die wohlwollende Fee hinter dem in Kummer und Trauer zusammengebrochenen deutschen Kinde, welchem die beiden Täublein Erbsen und Linsen auslesen; mit Prachtgewanden und Kleinoden überstrahlt sie die Holde, die dafür nur ein Versprechen geloben muss, dass sie vor Mitternacht sich wieder entferne. Und nun leuchtend wie eine Ueberirdische im weissen Gewande erscheint (im zweiten grossen Bilde) die blonde Jungfrau, zwischen ihre Schwestern tretend, im glänzenden Saal, wo es wogt und rauscht und klingt im buntesten Gewühl des grossen Maskenfestes, in dessen Mitte der Prinz — eine ideal schöne Jünglingsgestalt — der plötzlich als Königin des Festes Erscheinenden, knieend und schönheitgeblendet die Hand zum Tanze reicht. Das hochnäsige Schwesternpaar ist paff! der nur in der Bewunderung seiner welschen Stiefkinder schwelgende Papa, der in der welschen Charaktermaske des grossnasigen Policinell paradirt, weiss vor Erstaunen nichts zu denken, seine Gattin schwillt in zürnender Entrüstung über diese neue Schönheit, in welcher sie ihr Stiefkind nicht zu erkennen vermag. Ihr schmucker, maurisch gekleideter Page (ein wahrer Mozart'scher „Cherubin"), dem, wie wir heimlich bemerkten, die jüngste Tochter des Hauses beim Einsteigen in die Sänfte doch so kokett die Hand gedrückt hatte, wird vom Anblick dieses neuen Gestirns ganz entzückt und bringt ihr von

[1]) Geb. 1806 zu Mainz, erhielt seine Kunstbildung in Wien, liess sich 1826 in München nieder, malte in den Arkaden den Sieg Ludwigs des Reichen, im Königsbau mehrere Darstellungen zu den Gedichten Schillers, in der Pinakothek die Scenen aus dem Leben des Lionardo, in Hohenschwangau die Geschichte dieser Burg. Nach Meiningen berufen schmückte er das schöngelegene herzogliche Schloss Landsberg mit Fresken aus der sächsischen Geschichte. Lindenschmitt besass ein kleines Anwesen bei Sendling, welches lange Zeit noch als „Schlösschen" seinen Namen trug. Er starb, nachdem er sich auch als Schriftsteller, z. B. mit einer Abhandlung über die Abstammung der Deutschen (Mainz 1846), bekannt gemacht hatte, am 12. März 1848 zu Mainz. Sein ebenfalls Wilhelm genannter Sohn (geb. 1829 zu München) ist als Maler und Gründer einer eigenen Schule rühmlichst bekannt geworden.

der Ferne auch seine schwärmerische Huldigung. In wohlgefälligem Erstaunen schaut selbst das edle Königspaar von den geschmückten Sitzen herab, alle packt der Wirbel des Aufstands; nur des Prinzen Hofmeister, die personificirte frostige Schulweisheit, scheint missvergnügt, während des Prinzen witziger „Rath", sein lustiges Widerspiel, sich ihm wie der Affe auf's Kameel auf die Schultern schwingt. Eine Schaar von lieblichen Amoretten, gleichsam der heitere Chorus dieser Scene, umflattert bogenbewaffnet und scherzend den blumengeschmückten, mächtigen Lüster, hinter welchem die Spielleute auf geschmückter Tribüne ihre frischesten Weisen dazu erklingen lassen. Ungesehen aber von der wogenden Menge schwebt hoch über ihren Häuptern die Fügerinne all dieses Jubels, die gütige Fee, um ihren Schützling auch von hinnen zu geleiten. Dann tritt auf dem mittleren kleinen Bilde der Wächter auf, er lauscht über die mondenhelle Stadt und auf das festliche Getön, das vom Königsschlosse durch die laue Lenznacht zu ihm heraufklingt. Er passt, den Schlag der Mitternacht anzublasen, womit Aschenbrödels Zeit vorüber ist. Sie wird auf dem dritten grossen Bilde von der Fee durch die mondbeglänzte Zaubernacht entführt. Ihr Elfengefolge (Aschenbrödels Dienerschaft auf dem Balle) trägt die Gewande, Schleier und Krone auf der eiligen Fahrt durch die Luft. Sie hat das Antlitz in den schützenden Arm und Mantel der Fee gedrückt, denn im Herzen der Armen da siedet's und braust's von Wonne und Leid! Unter ihnen, an den Stufen des Portals, sucht der bestürzte Prinz nach der unbegreiflich Verschwundenen, der er sein Herz, seine Hand und sein Leben geweiht. Vergebens durchirrt der leichtfüssige Page, an der plätschernden Fontaine vorbeieilend, die dunklen Gänge des Gartens. — Alles umsonst! Da findet der Hofmeister, der nüchterne, frostige Pedant — Aschenbrödels im Fluge verlorenen Schuh. Er ist des Prinzen einziger Trost in der Qual, mit ihm versinkt er in Träume, aus denen der kluge Rath des Narren ihn weckt, mittelst des Schuhes den passenden Fuss zu finden. Das vierte grosse Gemälde zeigt eine Schaar, die der Standarte folgt, nach deren Inschrift die Jungfrau Königin werden soll, welcher der Schuh passt. Der mit

Trompetern begleitete Zug, welcher das Edict verkünden und die Probe gleich beginnen soll, hält gerade vor dem Hause unseres guten alttatteligen Papa. Aus der Mitte ihrer ungestüm vorangeeilten Schwestern tritt das im schlechten grauen Kleide doch adelig glänzende Aschenbrödel — von dem getreuen Reitknecht aus ihrem Versteck hervorgerufen — ruhig und freundlich heraus, probirt den, vom entzückten Pagen auf goldenem Kissen dargereichten Schuh an den zierlich schönen Fuss — und siehe da, er sitzt wie festgegossen! Wonnetrunken schwelgt der liebeselige Prinz, der dem Herold gefolgt war, in ihrem Anblick, mitten in dem staunenden, drängenden Gewühle des Volkes. Der Narr vergisst seines Standes wieder und umschlingt den abermals hocherstaunten Hofmeister, der jetzt sichtbar an Zeichen und Wunder glaubt; wer aber am lautesten in den Jubel schreit und seine schöne Herrin, das von ihm bewachte Kleinod, als „Königin des Landes und der Herzen" ausruft, das ist der treue Lindenschmit, der längst besser gewusst hat als Alle, was sie werth sei. Die dienstfertigen Täublein nahen sich grüssend im Namen der Fee; das hochmüthige Stiefschwesternpaar zieht sich mit plastischer Entrüstung in ihr gebührendes Helldunkel zurück. Von hoher Altane schaut, weit übergebeugt, der abermals sprachlos erstaunte Papa herunter, mit einer Miene, die unschwer erkennen lässt, wie mühlrädermässig es ihm im Kopfe herumgehe; er bildet mit seiner in wohlthätige Ohnmacht hinsinkenden Gattin eine köstlich divergirende Linie. Vom Königsschlosse herüber nahet schon, als jubelnder Chorus, der festliche Zug die breiten Prachttreppen herunter, von den trefflichen Spielleuten eröffnet (unter denen wir, neben Franz Lachner mit seiner grossen silbernen Trompete aus „Katharina Cornaro" und anderen musikalischen Persönlichkeiten, auch den Meister des Bildes mit seinem Lieblings-Instrumente, dem Violoncello, erkennen), um die neue Königin unter dem goldenen Baldachin zu empfangen und von dem freudig herzueilenden Königspaare als willkommene Tochter begrüssen zu lassen. Das letzte (kleine) Bild dieses Cyclus endlich zeigt das liebende Paar, glücklich verbunden Hand in Hand, in traulicher Abendkühle ihrer zauberkundigen Helferin dankbar nachblickend,

der am Haselbusch wohnenden Beschützerin aller Vertriebenen und Gequälten.

Ueber den fünf kleineren Bildern fortlaufend hat nun der Maler als erklärende Parallelen zwei weitere Cyclen eingewoben, also dass über jeder der kleineren Aschenbrödel-Scenen ein (im Styl altrömischer Fresken gemaltes) Bild aus der griechischen Mythe von Amor und Psyche, und unten ein (grau in grau gemaltes) Rundbild der Dornröschensage erscheint. So sehen wir über dem Bilde, wie Aschenbrödel ihren Schwestern als Magd dient — die Verstossung der Psyche durch ihre beiden Schwestern, und unter demselben den an der Wiege Dornrösleins von der bösen Fee ausgesprochenen Todesfluch, den die gute Fee nur noch zu einem hundertjährigen Zauberschlaf zu mildern vermag; über der in die Küche verbannten, vom schönen Feste träumenden Aschenbrödel — die vom Besuche Amor's träumende Psyche, darunter Dornrösleins klassischen Spindelstich; über dem die Mitternachtsstunde erwartenden Thurmwächter — die im Anblick des schlummernden Amor versunkene Psyche, darunter den Zauberschlaf des Rösleins und der übrigen Schlossbewohner; über dem von dem gefundenen Schuh schwärmenden, liebeskranken Prinzen — die vor Venus geführte, von den Leidenschaften bestrafte Psyche, darunter die den fremden Königssohn durch Waldesnacht zum verzauberten Schlosse leitende Fee; und endlich über dem vereinten glücklichen Paare — die Wiedererweckung der nach Oeffnung der Salbenbüchse erstarrten Psyche durch Amor's Pfeil, und darunter die Wiedererweckung Dornröschens durch den kühnen Freier, der das Gestrüppe durchdringt und sie bei ihrem Namen ruft. Diese 19 zu einem Ganzen unzertrennlich verbundenen Bilder sind von einem die schönverzierte Wand eines heiteren Ballsaales andeutenden Rahmen umschlossen, dessen anmuthig erfundene Architektur das Auge des Beschauers von einem Bilde zum andern gleichsam hinüberleitet und in ihrem reichen Schmucke für sich wieder ein beachtenswerthes Kunstwerk bildet. Am Fusse desselben, unter jedem der kleinen Rundbilder, sitzen je zwei Spielleute (im einfachen Fresko-Style gehalten), deren Letzter, der lustige Rath des Prinzen, aus den

Aschenbrödelbildern den Schuh seiner schönen Königin in der einen Hand hält, indess er mit der andern die beiden Seiten einbiegt und damit durch die einfachste Manipulation der Welt mit schelmischer Miene auf den, offenbar aus diesem Märchen entstandenen Tropus vom Pantoffel und dessen holdseligem Hausregiment hinweist.

Werfen wir nach dieser flüchtigen Skizze noch einen Blick über das Ganze, so stehen die vier grossen Bilder wieder wie die vier Sätze einer Symphonie da: das erste ist der kräftige wohllautende Eingang und gleich so tüchtig gemalt, dass gegenüber diesem feinen Ton des dämmernden Abends der Vorwurf, dass Schwind nicht malen könne, verstummen muss; es ist natürlich kein kokettes Prunken mit Farbeneffekten, aber ein harmonisches Zusammenstimmen des lokalen und des allgemeinen Colorits, das alles Lob verdient. Nun folgt wie ein prachtvolles Allegro die lichterschimmernde Ballscene; die Mondnacht im Garten gemahnt an das Adagio, muthet uns an wie wenn Shakspeare im Mondschein von Musik redet, und beim Wiederfinden Aschenbrödels schmettern die langen Trompeten selber ein schallendes Finale. Mit sicherer Hand hat Schwind aus der Märchenpoesie dasjenige herausgegriffen, was sich mit Formen und Farben aussprechen lässt und hat eine solche Fülle von Humor, einen solchen Reiz der lieblichsten Gestalten, solche Anmuth der Bewegungen und des Ausdrucks entfaltet, dass man stets wieder beginnen möchte, das Werk zu betrachten, da uns immer neue Schönheiten offenbar werden. Es ist einmal wieder die rechte freie Heiterkeit der Kunst, es ist ein Abglanz von der reinen Freude des schaffenden Künstlergeistes, womit uns dieser herrliche Bildercyclus erquickt.

Das Bild erstand Freiherr von Frankenstein, der es als ein unschätzbares Juwel in höchsten Ehren hält. Julius Thäter hat es in drei grossen Blättern meisterlich gestochen; darnach haben Piloty und Löhle eine kleine Photographie ausgegeben.

Im letzten Jahre seines Lebens machte sich Schwind nochmal an dieses Thema, um dasselbe in die Form eines langen Frieses aufzulösen. Das vollendete Project befindet sich noch in seinem Nachlass.

## VI.

# Wartburg.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu den Wartburgbildern zurück. Schon in den letzten Monaten des Jahres 1853 war Schwind mit dem ganzen Plan und der völligen Eintheilung in Ordnung: „Nach viermaliger Umarbeitung ergiebt sich (meldet Schwind vom 9. Oktober 1853) für den 60 Schuh langen Gang: 3 Bilder, 4 Fuss breit und 6½ hoch; dazwischen 7 Medaillons von 2 Schuh Durchmesser. Für das Landgrafenzimmer ein Fries von 80 Schuh; 5 Schuh hoch war mein ursprünglicher Gedanke, sieben getrennte Bilder in demselben Fries, vielleicht 8; und für den Sängersaal eine 20 Schuh breite Darstellung des Sängerkrieges."

Die Bilder zum Landgrafensaale nahm er zuerst vor. Mit glücklicher Hand wählte er Stoffe, die im Volksgemüthe leben und die, wie eine ächte Ballade, jeder längst kannte, wusste und im Bilde gleich wieder erkennt. [1]) Da ist zuerst Ludwig der Springer, wie er beim lustigen Waidwerk in die Gegend der jetzigen Burg kommt und die Bedeutsamkeit des Ortes erkennend, die Worte spricht: Wart' Berg, Du sollst mir eine Burg werden! Dann erblicken wir Ludwig den Eisernen in der Schmiede,

[1]) Vgl. Allg. Ztg. 1854, Nro. 95 vom 5. April. Schwind war damals schon mit Ausnahme des Sängerkrieges, mit allen Entwürfen fertig; wie musste er fleissig gearbeitet haben!

wo er über das Regiment seiner Ritter und Herren die Wahrheit erfährt; im Hintergrunde ist der Acker der Edlen ersichtlich und die an den Pflug gespannten Vasallen, über die der Herzog selber die Geissel schwingt. Dass der Schmied ein kluger, schlauer Geselle ist, der mitten in's Schwarze zu treffen versteht, zeigt die vor der Thüre aufgeheftete Preisscheibe mit dem Kernschuss, ebenso der Meister Reinecke, den er vor dem Hause angebunden. [1]) Auf dem dritten Bilde steht der eiserne Ludwig und zeigt dem Friedrich Rothbart von einem Thurme der Neuenburg die zweite Mauer, welche der Kaiser vermisste und die der Landgraf in einer Nacht herzustellen versprach: es sind die treuen Vasallen und Ritter, eine lebendige Wand, im glänzenden Waffenschmuck von der aufgehenden Sonne beleuchtet. Landgraf Hermann, der allen Sängerlein, Rittern, Herren und der ganzen „fahrenden Diet" offenes Gelass gab, von dem ja die ganze Burg und insbesondere der Sängerkrieg erzählt, ist hier billig übergangen. Dagegen sind seinem frommen Sohne Ludwig, dem Gemahl der heiligen Elisabeth, zwei Bilder eingeräumt. Zuerst, wie der Landgraf einen dem Zwinger entsprungenen Löwen durch seinen unerschrockenen Blick bändigt. Die Scene spielt unmittelbar auf dem Hofe und vor dem Palast, zu dem wir heute noch auf derselben Treppe emporsteigen. Ludwig, eben im Begriff über den Hof zu gehen, tritt mit ruhiger Macht dem wilden Leo entgegen, so dass derselbe sich niederstreckt und es seinen Wächtern gelingt, ihn wieder in den Zwinger zu bringen. Des Gegensatzes wegen ist Alles in Flucht und Bewegung. Da entflieht ein Weib, das den Kopf verloren, ihr Kind vergisst und den Milchnapf von sich wirft — rette sich wer kann! Hahn und Hund springen ihr nach, nur das verlassene Kind steht wie festgebannt, die Augen sich zuhaltend, um die Gefahr nicht sehen zu müssen und selbe dadurch etwa zu vermeiden. Zur Rechten lässt der Künstler einen Koch und alten Küchenknaben auf den ersten

[1]) Schwind malte daran schon im Mai 1854, vgl. Förster in der Allg. Ztg. Nro. 154; überhaupt scheint der Schmied von Ruhla das erste Bild gewesen zu sein. Vgl. ebendas. Beil. 255 vom 13. August 1854.

Holzstoss springen, und zwar in solcher Eile, dass der Eine den Schuh verliert, ein zu Tode Erschrockener sogar im Moment über und über ergraut. Die heilige Elisabeth, fühlend, dass im Augenblick der Gefahr ihre Stelle an der Seite des Gemahls sei, eilt händeringend vom treuen, schwertbeschirmten Schenken von Vargula geleitet, die Treppe herab. Im anderen Bilde lässt der Maler seinem Humor etwas die Zügel schiessen: Der Eisenacher Krämer begrüsst sein wiedergewonnenes Eselein, das ihm geraubt worden und um dessentwillen Ludwig zum Streit vor Wirzburg gezogen war. Die beiden Räuber werden ausgeliefert, der Landgraf steckt sein Schwert in die Seite, seine Krieger und andererseits die klerikale Deputation sehen mit staunendem Behagen der Wiedererkennungsscene zwischen Mensch und Grauthier zu. Das sechste Bild ist gerade kein ruhmreiches Blatt aus der Thüringer Chronik: Schwind wählte den Augenblick, wie Landgraf Albrecht, an der Seite seiner Gemahlin Margaretha (einer Tochter Kaiser Friedrichs II.) an der Tafel sitzend, durch die Schönheit des eben eintretenden Fräuleins Kunigunde von Eisenberg in's Herz getroffen wird. Schwind lässt sie wie eine mächtige Frau Venus aus dem Hörselberge erscheinen und gibt ihr auch einen Garzune zur Seite, der den Taubenflügel an seinem auf dem Rücken hängenden Barettlein trägt. Auf dem letzten Bilde hält ein Ritter hoch zu Ross die Wacht von einem Busch, in dessen Schatten ein Kind an der Amme trinkt; es ist Friedrich der Freudige, der sich mit einigen Mannen durch die ihm auflauernden Feinde schleicht, um das neugeborne Töchterlein im Kloster zu Reinhardsbrunn taufen zu lassen. Das Kind schrie aus Hunger; da machte der Markgraf Halt und sprach: Meine Tochter soll trinken und wenn ich das Thüringerland darüber verliere. Wir sehen, wie nach dem Wort der Chronik diese in der Geschichte einzige Mahlzeit ohne Störung vorübergeht. Zum Schluss war noch die Zerstörung des Raubritterbundes der Sterner durch Heinrich IV. in Aussicht genommen; es blieb aber beim Projekt. [1])

[1]) Schwind hat später die Bilder selbst auf Holz gezeichnet, vgl.: Die Wandgemälde des Landgrafensaales auf der Wartburg von Moritz von

Die Bilder gehörten zum Besten, was Schwind nicht nur gezeichnet, sondern auch gemalt hat. Dazu ist die jeweilig hereinschauende Landschaft (z. B. auf den Bildern 1, 2, 5 und 7) von einer solchen Schönheit, Bäume, Felsen und Wurzelwerk von ergreifender Wahrheit, alles aber schlicht, einfach und ohne alle Phrase erzählt.

Während Schwind an den Fresken malte, hatte auch, unter Führung des „Vater" Tholuck, eine Versammlung der Wingolfiten auf der Wartburg statt.[1]) Ausserdem erschienen schöne und vornehme Besuche, in erster Reihe die arme Herzogin von Orleans, die mit ihren beiden Söhnen zu Eisenach einen bescheidenen Hof hielt und fleissig auf die Burg kam, einmal auch (im Bilde Ludwigs des Springers) ein Blümlein eigenhändig auf die Wand malte, ein Ereigniss, welches jedem Wartburgfahrer heute noch gewissenhaft erzählt und gezeigt wird und welches Schwind mit einem eigenen Bildchen festhielt.[2]) Dann kam der Herzog von Coburg-Gotha in das Schwind-Atelier und ertheilte dem Maler als Zeichen seiner Anerkennung den Ernestinischen Hausorden, worauf König Max II. den Meister nach der Heimkehr mit dem Hausorden des hl. Michael begnadete. Schwind, welcher kurz zuvor einem Freunde gegenüber geäussert hatte, er könne auf keinen Hofball mehr gehen (was der ruhige Zuhörer mit „ze hove stân" in die Sprache des Nibelungenliedes übersetzte), denn es sei eine Schande für ihn, „so nackend herumzustehen" (dabei machte er eine Handbewegung über den linken Lungenflügel), indess Andere überall überhängt seien — hatte seinen Wunsch erreicht, und es kamen noch viele andere glitzerichte Dinger nach, auch so etwas, das man um den Hals zu tragen pflegt, womit Schwind sich ruhig

---

Schwind, in Holzschnitt ausgeführt von Gaber. Text von B. v. Arnswald, Commandant auf Wartburg. Zweite Auflage. Verlag von Alphons Dürr in Leipzig. (Mit einer Ansicht der Wartburg nach Preller.) Man vergleiche dazu die Beschreibung der Wartburg in Form eines Fremdenführers, von Herrn von Ritgen, 1868 (wo das sechste Bild im Kleinen wiedergegeben ist).

[1]) Vgl. Allg. Ztg. S. 3594.

[2]) Wiener Schwind-Ausstellung Nro. 44.

und geduldig „verschönern“ liess. Der Freund hatte ihm Alles richtig prophezeit, Schwind gab damals aber eine Antwort darauf, auf die ich mich nicht mehr besinnen mag.

Unterdessen tauchten neue lockende Sterne auf, die aber mit den Unterhandlungen über die Ausschmückung des Wiener Arsenales wieder in's wesenlose Blau verschwanden. Schwind dachte daran, die „Donau“ à la „Rhein“ vorzunehmen, zeichnete den Plejadentanz,[1]) schuf an Kaiser Rudolfs Grabritt, trug sich mit Hausbau-Projecten an dem westlichen Ufer des Starnbergersees, nahm noch einmal das Aschenbrödel vor und brachte es zu jenem vorberichteten brillanten Abschluss. Mit allem Feuer und mit Hülfe zweier Schüler arbeitete Schwind an den im Sommer auf der Wartburg auszuführenden Cartons. Am weissen Sonntag 1855 meldet Pecht,[2]) dass Schwind den Carton zum Sängerkrieg vollendet habe, ebenso eine Reihe Zeichnungen aus dem Leben der heil. Elisabeth, und gleich darauf berichtet Carriere, dass Schwind über Paris auf die Wartburg abgereist sei.[3]) „Schwind ist als Maler wesentlich Dichter; auf der Composition, auf dem Ausdruck des Geistes liegt bei ihm der Nachdruck, und er liebt es, gleich den Meistern der van Eyck'schen Schule oder von Florenz, mit liebenswürdiger Naivetät zu erzählen; er bedarf eines Cyclus von Bildern, der die einzelnen Entwicklungsstufen der Geschichte nach einander darstellt, und da gelingt ihm das Reinste und Schönste, während das Zusammendrängen in einen Hauptmoment ihm weniger eigen ist.“ Mit letzterem ist nicht undeutlich der Sängerkrieg gemeint.

Der zur Schlosskapelle führende Corridor enthält die Bilder aus dem Leben der heiligen Elisabeth, jener wunder-

---

[1]) Führich S. 67.

[2]) Allg. Ztg. 121 vom 1. Mai. Dabei wird nachträglich gerühmt, wie Schwind in seiner Symphonie nicht nur moderne Figuren, sondern selbst Costüme mit den strengsten stylistischen und rhythmischen Anforderungen in Einklang gesetzt habe; was Rauch, Rietschel und Hähnel sogar in der Sculptur vermocht, sei hier in noch höherer Weise in der Malerei erreicht u. s. w.

[3]) Ebendaselbst Nro 125.

würdigen Frau, deren kurzes Leben eine Kette voll tiefen irdischen Leides und unnennbarer Paradieseswonne gewesen. In sechs Bildern, welche durch die Werke der Barmherzigkeit in sieben Medaillons erläutert werden, in denen gleichfalls die „liebe heilige Els“ als minnigliche Spenderin verherrlicht ist, hat der Künstler den historischen Ton der Legende in so hochpoetischer Weise gefeiert, dass man dieses malerische Epos nur mit der reinen klaren Tugend dieser heilig-mässigen Frau selbst vergleichen kann. Da Schwind vorzugsweise nach Montalembert gearbeitet zu haben scheint, wurde er zuweilen zu kleinen Ausbeugungen veranlasst, die weniger historisch genau sind, z. B. die Vertreibung von der Wartburg, wo er der Landgräfin vier Kinder beigibt, obwohl die kritischen Untersuchungen von H. Rückert und G. Simon [1]) nur drei ergeben und die Vertreibung selbst in wo möglich noch grausigerer Strenge geschah. Dess ungeachtet ist ein also reiner Hauch über das Ganze gebreitet, dass man schwerlich etwas anderes wünschen könnte. Da ist die Ankunft der kleinen Els zu Eisenach und ihr Empfang durch den gastlichen Landgrafen Hermann und seine Frau Sophie; der kindliche Bräutigam tritt mit ungeduldiger Hast auf die Speichen des Rades, sein lieb Gespons mit ausgebreiteten Aermlein grüssend; daneben der ehrliche Ritter und Erbschenk, Herr Walther von Vargila, welcher die Karasche (den Wagen) auf der ganzen Reise

[1]) H. Rückert: Das Leben des heil. Ludwig, Landgrafen von Thüringen. Leipzig. 1851. — G. Simon: Ludwig IV. der Heilige und seine Gattin Elisabeth. Frankfurt. 1854. Daran reiht sich in inniger Beziehung zu Schwind's Bildern und die Dedication an den Meister tragend das „Schön Büchlein von St. Elsbeten der Landesfrauen von Thüringen Leben“, welches Prof. Ign. Zingerle entdeckte und überarbeitet in dem von Franz Pocci und Reding von Biberegg herausgegebenen: „Altes und Neues“ (Stuttg. 1856), II. B. S. 1—80 abgedruckt und erläutert ist. Ein umfangreiches Gedicht (10534 Verse), „Leben der heil. Elisabeth“, hat Max Rieger im 90. Bde. der Publ. des Lit. Vereins (Stuttg. 1868) herausgegeben, eine versificirte Bearbeitung der Vita S. Elisabethae des Predigermönches Dietrich von Apolda. Das Gedicht (begonnen 1289) war wahrscheinlich bestimmt, nach klösterlicher Sitte über Tisch vorgelesen zu werden, und stammt aus einer geistlichen Feder, von dem unbekannten Verfasser der „Erlösung“.

begleitete. Bekanntlich fand die Ankunft am Abend in „Hellgrafes Herberge“ statt, das Landgrafenpaar kam noch von der Wartburg herab; da es aber schon spät war und die Landgräfin sich nicht mehr von dem lieben Kinde trennen konnte (wie sehr änderte sich später diese Schwiegermama!), so blieb sie zu Eisenach über Nacht. Am Morgen ging der Zug mit Wagen und Ross fröhlich den steil ansteigenden, mühseligen Weg zur Wartburg hinauf; da fand ein fröhliches Gastmahl statt mit Spiel und Tanz, wozu Landgraf Hermann die schönsten Männer und Frauen von Eisenach geladen hatte, „und daz Kindlin“ ward dem jugendlichen Bräutigam in den Arm gelegt. Was hätte ein Anderer mit Aufwand alles möglichen Ballastes daraus gemacht! Schwind dagegen wählte mit sparsamer Hand nur die wenigen Hauptpersonen aus, die aber alle zusammen die ungeschminkte Freude des Gottwillkommens besser aussprechen, als die glänzendste Gesellschaft im Stande wäre. Freilich hatte er anfangs eine imposante Massenentfaltung im Sinne gehabt, ein mittelalterliches Nebeneinander [1]), und desshalb einen vielbewegten Zug entworfen, wie die kleine Els in einem zahlreichen Geleit von Rittern und Edelfrauen, alle wohlberitten, durch einen im Abendsonnenstrahl prangenden Wald nach der neuen Heimath fährt. [2]) Aber gerade dadurch, dass Schwind auf alle Schaustellung verzichtete und an das unmittelbar Nothwendige sich hielt, bewährte sich in der Beschränkung der wahre Meister, der sachgemäss auch nicht weiter „in die Farbe ging“, als unumgänglich war, um seinen halb lebensgrossen Figuren den gebührenden Reiz der Realität zu geben. Diese Fresken, wobei der Maler z. B. bei weissen Lichtern gleich den Grund selbst „ausgespart“ hat, machen den ersten Eindruck eines leicht angetuschten Aquarells, erhalten aber auch gerade dadurch jenen duftigen Zauber, welchen das satteste Colorit nicht zu verleihen im Stande wäre. Hier wird man so

[1]) In der Weise seines Bilderbogens von der Gerechtigkeit Gottes, vgl. oben S. 159.

[2]) Dieses wunderbar schöne Aquarell kam in Besitz eines Fräulein Eichel zu Eisenach; als einzelnes Blatt in Holz geschnitten von H. Gaber. Verlag von Fr. Bruckmann (München).

recht erinnert, dass es von jeher immer und überall das Vorrecht des Genius war, grosse Wahrheiten in einfache Worte zu kleiden, und dass Natur und rechter Sinn sich ehrlich und kunstgerecht von selber vortragen, jedes andere Haschen und Suchen nach Effekt aber zur schellenlauten Thorheit wird.

Ebenso einfach ist das liebliche Rosenwunder dargestellt und der Abschied des mit Kaiser Friedrich II. auf die Kreuzesfahrt ziehenden Landgrafen (zu Schmalkalden am Johannistage 1227). Das ist ein Scheiden gross und schwer, ein Sonnenwendetag des Glückes, das nun unaufhaltsam zusammenbricht. Wie ergreifend wirkt die mit ihren Kindern schutz- und hülfslos flüchtende Fürstin, ihr einsamer, von himmlischem Waldvogelsang gefeierter Tod und schliesslich die Erhebung und feierliche Uebertragung ihrer sterblichen Ueberreste in den zu ihrem Preise neuerbauten Dom, wobei Kaiser Friedrich II. baarfuss und im Büssergewand unter den Trägern schreitet, nachdem er der schönen Leiche eine goldene Krone auf das Haupt gesetzt. [1])

In den (grau in grau) zwischendurch laufenden Medaillons mit den Werken der Barmherzigkeit ist überall wieder in biographischer Zusammenstimmung die schöne Els als Spenderin und Leidbrecherin dargestellt: Wie sie ein armes, landfahrendes Weib mit Kindern am Thore empfängt, einem Hungernden Brod reicht, einen Pilger aus ihrem Becher tränkt an dem Brünnlein, das heute noch ihren Namen trägt; wie sie den eigenen Mantel von der Schulter nimmt, um einen Nackten zu bekleiden; mit Gefangenen tröstende Gebete spricht; einen abgezehrten Siechen zur Pflege in das eigene Bette legt und mit dem von ihrem Haupte gelösten Schleier einen Todten verhüllt. Hier hat Schwind später ein altes Weib substituirt, im ursprünglichen Carton ist sein eigenes Portrait auf dem Schragen erkennbar. Befragt, warum er sein Monogramm in dieser Weise angebracht

[1]) Gestochen von Th. Langer; die Werke der Barmherzigkeit von Jul. Thäter. — Eine kleine Volksausgabe mit Holzschnitten hat L. Storch, Leipzig, 1860 (b. G. Wigand), mit Text versehen. Die Werke der Barmherzigkeit, ächt populär auch auf einem eigenen Blatt zusammengestellt ebendaselbst.

habe, antwortete er mit sichtlicher Bewegung: „Was gäbe es aber auch Schöneres, als einmal von einer so heiligen Frau zugedeckt zu werden!“ —

Dieser grossartigen Einfachheit gegenüber macht der Sängerkrieg, zumal in dem höchst unruhigen Goldtapetenmuster, den Eindruck einer theaterhaften Schaustellung, er packt uns nicht, selbst auf die Versicherung hin, dass er hier wirklich an dieser Stelle also abgespielt habe, eine Behauptung, die übrigens gegen Pflicht und Gewissen eines jeden Literarhistorikers streitet. Das Bild ist unruhig, bunt und scheckig; staunenswerth ist, wie es der Meister in der Frist von zwei Monaten zu Ende gebracht. Man kehrt aber gerne wieder zu den Fresken des Schlossganges zurück, die, wie ein neuerer Kritiker mit Recht sagt, „durch wundersamen Liebreiz der Gestalten, durch unmittelbare Frische der Lebensauffassung, durch Innigkeit des Ausdrucks, durch das glückliche Zusammenklingen der Linien eine unvergessliche Wirkung erzielen. Dieser Cyclus wird immerdar zu den Kleinodien der neueren deutschen Kunst gezählt werden.“

## VII.

# Gesteigerte Thätigkeit.

Nachdem Schwind in dem grossen Musikfest auf der Wartburg (Herbst 1855) „zur allgemeinen Zufriedenheit“ mitgegeigt hatte, kehrte er nach München zurück, fand das Häuslein am See bei Nieder-Pöcking (die Münchener haben indessen einen in der Schriftsprache kaum schreibbaren Provinzialism dafür), sein „Tanneck“ gewachsen; ein neues Töchterlein gab für den Verlust des letzten Ersatz. Ein Bild für die Grossherzogin wurde vorgenommen, Kaiser Rudolphs Grabritt gefördert und sonst auch noch Allerlei, „um etliche Groschen zu verdienen“, unternommen. So zeichnete er für den seltsamen Glasmaler Mittermaier zu Lauingen[1]) einen Carton mit „dem hl. Leonhard“, und die nachstehend verzeichneten Holzschnitte für das grosse, die deutsche Geschichte in Bildern nach den berühmtesten Künstlern darstellende Werk, welches F. Bülau begonnen, Brandes und Flathe

[1]) Die merkwürdige Biographie dieses originellen Autodidakten, der (geb. 1827), seit er einen Knaben aus dem Wasser gerettet und in einem dadurch sich zugezogenen Nervenfieber das Gehör völlig verloren hatte, als stocktaub Chemie und Schriftstellerei betrieb und bis zu seinem Tode (1864) als Glasmaler thätig war, ist geschildert von Bautenbacher im 34. Jahresbericht des Histor. Vereins von Augsburg, 1869, S. 51—65, und von Karl Andreä im christlichen Kunstblatt 1. September 1864.

fortgesetzt und mit drei Bänden geschlossen haben:[1]) Karl des Grossen Einzug in Pavia (bezeichnet M. S. 1856); Wittekind's Taufe; Karl der Grosse zum Kaiser gekrönt (bez. M. S. 1856); Harun al Raschid's Gesandte bei Karl; Eginhard und Emma; Heinrich III. und Beatrice; Entführung Heinrichs IV.; und endlich die Weiber von Weinsberg. Es ist ungleiche, oft flüchtige Arbeit, einzelnes wohl auch verschnitten, seine Handschrift unverkennbar, doch mit Ausnahme der Weinsberger Weiber kein Blatt von besonderem Belang.[2]) Bisweilen schläft auch der gute Vater Homer! Und von Schwind ist nicht Alles schön oder geschmackvoll oder sinnig bloss desshalb, weil er es gemacht hat. So ist das aquarellirte Albumblatt, welches eine Huldigung der acht Kreise an Bayerns Königin vorstellt, eine unglaubliche Absurdität, denn im Mittelpunkt eines Diadems kann ja doch nicht als Zierde der Thronsessel prangen, auf dem man sitzt! (Ausgestellt im Münchener Kunstverein 1861, mit schönen Versen von Eduard Ille.) Schwind's Schüler H. Naue beschreibt übrigens mit grosser Emphase die Composition in Nro. 1169 der Leipziger Illustr. Ztg. vom 25. November 1865: „In der Mitte des Blattes steht der Thronsessel mit der Chiffre der Königin, worüber zwei geflügelte Genien einen Strahlenkranz halten. An den Stufen des Thrones kniet rechts und links eine weibliche Gestalt, ihre Wappen kennzeichnen sie als Vertreterinnen Münchens und Nürnbergs. Huldigend bringen sie reiche Blumengewinde zum Schmucke des Thrones dar, hinter ihnen folgen stehend und die Gewinde mittragend weitere weibliche Vertreter bayerischer Städte, rechts wird die Gruppe durch eine sitzende Gestalt, die das Gebirge allegorisch darstellt, und links durch eine eben solche, die Fluss und See bezeichnet, geschlossen. Nackte Knaben, die sich zwischen den weiblichen Figuren be-

[1]) Dresden bei C. Meinhold und Söhne. Besondere Mitarbeiter waren Bendemann, Ehrhardt, Hübner, Plüddemann, L. Richter, Schnorr, Oskar Pletsch, Camphausen, Menzel, Steinle und viele Andere.

[2]) ‚Der Sängerkrieg auf der Wartburg' ist nach dem Frankfurter Bilde und zwar nach Schwind, nicht von ihm gezeichnet.

finden, tragen Embleme der Thätigkeiten ihrer Städte. Die mit Kränzen geschmückten Wappen dieser erheben sich zwischen den Figuren, und von ihnen schlingen sich herüber und hinüber Palmzweige, die sich in der Mitte vereinigen; am Ende schliesst eine grosse heraldische Lilie das Ganze."

Wenn Schwind, was Dank seines guten Genius nicht oft geschah, aber zuweilen doch auf die Irrwurzel der Geschmacklosigkeit trat, dann leistete er auch hierin das Grossartigste. So wenig ich ein Freund von Geschichten bin, in denen der Erzähler selbst eine Rolle spielt, so gebe ich doch die nachfolgende, die genau bis auf jedes einzelne Wort und dessen Accent in mein Gedächtniss eingeprägt ist. Schwind hatte mich einmal in der Nähe der Akademie aufgepackt (es war im Winter 1855 auf 1856) und in seiner leutseligsten Weise in sein Atelier eingeladen. „Ich erwarte den Herrn von Kotzebue," sagte Schwind, „und es schadet Ihnen gewiss nicht, wenn Sie seine Bekanntschaft machen." Während wir noch sprachen, kam der Erwartete und wurde von Schwind so apostrophirt: „Wissen Sie, ich habe Sie zu mir gebeten, dass Sie mir die Pferde (Schwind sagte „Rösser") durchcorrigiren, denn ich hatte ja nichts als dieses Vieh dazu," und da brachte er ein grosses, steifes Gypspferd, welches er lachend im zerbrochenen Zustand auf den Ateliertisch setzte. „Stecken Sie sich eine Cigarre an und hier ist die Kreide." Der kaiserliche Grabritt stand untermalt auf der Staffelei. Herr von Kotzebue begann nun bei dem ersten Ohr, indem er dabei versicherte, dass für ihn diese Correctur selbst schon eine „viel zu historische" sei und machte dann, Strich für Strich, von Mähne, den Leib, zu den Füssen die ganze Caravane durch, wobei Schwind jedesmal verständnissinnig und mit leuchtenden Augen den kleinsten Wink verfolgte. Da mir die Scene vom ersten Moment an peinlich war, machte ich Miene, mich zu drücken. Schwind aber liess mich nicht durch und hielt mich fest, bis die ganze Operation vollendet war. Dann wendete er sich plötzlich an mich und fragte beinahe spöttisch, ob ich ihm auch etwas zu sagen hätte. Ich berichtete ihm die schöne Sage, die mir kurz zuvor der treffliche Bischof Nikolaus in der Krypta

zu Speier erzählt hatte: dass, wie dem Trauerzuge Alles entgegen geeilt, auch jener Steinmetz, der das kaiserliche Todtenmal bereits gefertigt, von der Arbeit aufgestanden und herzugelaufen sei, seines hohen Herrn Antlitz zum letztenmal im Leben zu schauen und die letzte Furche seiner Stirne dem Bilde einzugraben. „Und so," schloss ich, „liegt das Kaiserbild auch da, tiefgefurchten Angesichtes, ein köstliches Denkmal deutscher Lieb' und Treue!" „Der muss hinein," rief Schwind feurig, „kommen Sie bald wieder." Als ich nach einigen Tagen wieder kam — hilf Gott! was hatte er daraus gemacht! der Steinmetz sprang mit hochgeschwungenem Hammer in der Rechten dem Kaiser entgegen, „um ihm den Schädel einzuschlagen", stotterte ich erschrocken heraus. Schwind, auf das Empfindlichste verletzt, machte es mir leicht, mich von dannen zu heben. Als das Bild im Juni 1857 im Verein erschien,[1]) war die Figur des Bildhauers geändert, er trappte, den Hammer in der gesenkten Faust, dem Kaiser mässig entgegen, die Figur aber war todt und hineingeflickt, so recht sichtbar nicht aus seinem Geiste geboren. Ungeheures Vergnügen aber bereitete es mir, der die Striche von Kotzebue's Hand kannte, das Urtheil grosser Kunstkenner zu hören, welche die ganze Cavalcade jämmerlich herunterrissen, und dass Schwind nicht einmal im Stande sei, einen Huf richtig zu zeichnen und wie dergleichen Lieblichkeiten und Untrüglichkeiten weiter lauten. Schwind aber trug mir die paar Worte nach und es dauerte länger als es mir lieb war, bis er meine Grüsse wieder mit der alten Herzlichkeit erwiederte und mich einlud, sein Atelier abermal zu betreten. Mir zog ich daraus die Lehre, immer und überall mein wahres Gefühl und meine innere Ueberzeugung zu sagen, eine Maxime, die in der Folge glücklicher Weise oft genug mir den Kopf gehörig verbrannt

[1]) Das Bild machte als Eigenthum des „Vereins für historische Kunst" die Rundfahrt durch ganz Deutschland, bis es zuletzt in Kiel eine Stätte fand; es gehört zwar nicht zu Schwind's glücklichsten Leistungen, wird aber später eine besonnenere Beurtheilung finden, als demselben in den Jahren 1857 und 1858 zu Theil wurde.

hat. Wie ich mir denn z. B. auch mit diesem Buch keinen Dank verspreche.

Im Sommer 1857 wurde Schwind im Auftrage des Königs auf die Exposition nach Manchester gesendet; sein Bericht ist bei Führich (S. 71 ff.) theilweise mitgetheilt, er lautet höchst originell, ebenso wie die ächten monita paterna, von denen sich (Führich S. 55) gleichfalls nur ein Bruchstück erhalten zu haben scheint.

Ausser der Vervollständigung seines Reisebilder-Cyclus war an Schwind schon seit längerer Zeit in der stillen Einsamkeit seines ländlichen Heims ein Thema herangetreten, welches er seither durch das Leben getragen, im Uebermuth der Jugend schon als vollendet im Geiste gesehen, später einem Freunde geoffenbart hatte, ohne dafür ermuthigendes Verständniss zu finden [1]) und das nun unabweisbar sich in den goldenen Mittag des gereiften Lebens zur Vollendung drängte: Das Märchen von den sieben Raben.

Es sind sechs in Aquarell ausgeführte, je vier Fuss hohe und neun Fuss breite Zeichnungen, darin das durch die Gebrüder Grimm nacherzählte und uralte Märchen in einer durch romanische Bogen abgetheilten Arkadenreihe (in deren Bogenwinkeln der Maler seinen Freunden mit ihren Bildnissen ein bleibendes Denkmal angewiesen hat) [2]) in einem ganzen Bildercyclus — nicht nacherzählt, sondern völlig neu gedichtet und weiter gesponnen wird.

---

[1]) Vgl. oben S. 105.

[2]) Dieselben sind der Reihe nach: 1) Joh. Mansko, ein verunglückter Maler. — 2) Ludwig Schaller. — 3) Ludwig Schnorr von Carolsfeld. — 4) Fr. Ritter von Schober. — 5) Franz Schubert. — 6) Anton Kenner. — 7) Jos. Ritter von Spaun. — 8) Franz Ritter von Hartmann. — 9) Ferdinand Fellner. — 10) Eduard Duller. — 11) Wilh. Kaulbach. — 12) Julius Thäter. — 13) Julius Schnorr von Carolsfeld. — 14) Hermann Echter. — 15) Friedrich Mosthoff, Dr. Med. — 16) Anton Steinhauser. — 17) B. von Arnswald. — 18) Wilh. Graf von Sponeck. — 19) Dr. Bernhard Schädel, Musiker in Frankfurt. — 20) Generaldirector v. Lachner. — 21) August v. Schwind, Excell. — 22) Franz von Schwind.

Eingeleitet ist das Ganze durch eine Vorhalle, wo, wie in einer Kinderstube, das Märchen erzählt wird. Im Mittelpunkt sitzt die Urahne, an deren Lippen die kleine Welt der Zuhörer hängt, ihr zunächst hat der Genius der Malerei und seitwärts auch die Musika lauschend sich hingeschmiegt; das Auditorium ist von der eigenen Familie des Künstlers und einigen diesem Kreise vertrauten Angehörigen gebildet; natürlich hat sich auch der Meister selbst nicht vergessen, der sein verstorbenes Töchterlein mit dem Lilienstengel am Herzen, in die behagliche Ecke gedrückt, mit wahrer Seelenlust auf das reizende Familienbild blickt, in welchem er das von Gott beschiedene eigene Lebensglück wieder erkennt.

Ueber der Rückwand in den farbigen Fensterbildern ist das Programm gegeben: von der mit Kindern übergesegneten Frau, welche nicht mehr im Stande, selbe zu ernähren, die hungernden Söhne in Raben verwünscht; der Fluch ist augenblicklich in Erfüllung gegangen und die Alte versteint darüber zusammengebrochen, nur das Schwesterlein eilt den Verwandelten in treuer Liebe nach in die Wildniss, bis sie ermattet zu Boden sinkt; so findet sie eine gute Fee, welche die Metamorphose der Brüder in Aussicht stellt, wenn sie sieben Jahre schweigen und im hohlen Baume sitzend Garn zu sieben Hemden spinnen wolle. Und das gute Kind beginnt sogleich die erlösende Prüfung.

Hiemit ist, um mit dem Parcivaldichter zu reden, „der Aventüre Wurf gespielt und ihr Beginn ist nun erzielt“: daran hat der dichtende Maler die Fäden seiner sinnigen Composition angebunden, die sich in den nachfolgenden (im wechselndsten Schmuck der Ornamentik aufgebauten) Arkaden abspinnt.

Sechs Jahre lang ist die Gute spinnend im Baum gesessen,[1]) da geschah, dass ein junger König mit Mutter und Schwester, des Waidwerks pflegend, in diese stille Einsamkeit kam; er hat das edle Wild erspäht und holt, von reiner Herzeliebe ergriffen,

[1]) Das Bild der einsamen Spinnerin im Baum war ein Lieblingsgedanke Schwind's, welchen er vorher schon dreimal in verschiedenem Format ausgeführt hatte. Auch gestochen 1850 von Ludw. Friedrich.

die in ihr reich niederwallendes Haar gekleidete Maid aus dem Baume: es zwang sie zu einander der sehnenden Minne Gewalt. Das ist ein Bild, um das in der That, wie Förster bemerkt, „der grösste Meister den Künstler beneiden könnte, ein Bild der tiefinnigsten Liebe und Hingebung, dabei — ungeachtet das Mädchen unbekleidet vom Baum herab in des Jünglings Arme sinkt, und obgleich von beiden kein Antlitz zu sehen, indem ihr Kuss sich unter der Fülle der Locken birgt — so züchtig und rein wie ein Heiligenbild.“ Mit reichem Mantel angethan, auf seinem Rosse sitzend, führt er auf sein Schloss die schweigsame Holde, die den Finger auf die schwellenden Lippen gelegt, ihr Geheimniss und Gelöbniss verschliesst. Von den eigenen Händen der Schwester ihres Bräutigams königlich geschmückt und von dem liebeseligen Prinzen zum Kirchgange geholt, ist die Minnigliche schon bereit, den Mund zu öffnen und ihr glücklich überquellendes Herz auszuschütten: da fliegen hoch im Blau die sieben Raben vorüber und sie erneuert ihren Schwur — ein Bild, in welchem Schönheit, liebliche Anmuth und unschuldige Heiterkeit mit fürstlicher Pracht um den Vorrang streiten.

Das heilige Band hat sie nun geeint. Ihr höchstes Glück auch Andere mitgeniessen zu lassen, steigt sie mit ihrem Gemahl vom hohen Schlösslein nieder, als ein Engel der Milde in den Hütten der Armuth erscheinend, eine Trösterin der Armen, Kranken und Siechen; „beseligend ist ihre Nähe“ und alle Herzen quellen über, wo sie, ein wahres Bild des Friedens, erscheint. Demgemäss hat der Künstler auch den landschaftlichen Hintergrund, wie überhaupt, mit feinfühligster Stimmung hineingewoben: eine lachende Aue, in deren Tiefe an einem Kirchlein gebaut wird. Rührend ist die Hast eines armen Kindes, das schreiend in die Strohhütte rennt und die grossen harten Thaler dem blinden Vater unter die Augen hält, der tastend sein armes Heim verlässt und nach der Stelle strebt, wo die stille Spenderin geräuschlos ihr Liebeswerk übt.

Es ist die Ruhe vor dem Sturme, der sich indessen über den Glücklichen zusammenzieht, denn während sie in nächtlicher Weile das Lager verlässt und ihrem Gelübde treu, unermüdet

weiter spinnt, erregt sie zuerst den Verdacht des lauschenden Gatten. Das Schicksal schreitet schnell und die Strafe dafür, dass sie vor Ablauf der Frist den Wald verlassen. Also muss sie die Freuden der Zukunft im Voraus mit schwerem Leide verzinsen.

Der Bund wird mit zwei lieblichen Knäblein gesegnet, welche aber, o Wunder! unter den Händen der „weisen Frau“ während des ersten Bades und aus der wärmenden Windel, in Raben verwandelt, zum offenen Fenster hinausfliegen. Sturm und Entsetzen auf allen Seiten! Während die dienenden Mägde mit Geschrei sich abwenden, der Gatte über dem Geschehenen versteinert steht, Mutter und Schwester erschüttert zusammenbrechen, erscheint vor der stummen Dulderin die milde Fee mit dem schon grüne Sprossen treibenden Reis; allen Andern unsichtbar, legt sie den Finger an die Lippen: Harre, dulde, schweige! Und die arme Vielgeprüfte gelobt es auch im Hinblicke auf das Zeichen der Erlösung mit unter der Decke erhobenen Händen. Hier ist nun in ächt dramatischer Entwickelung der Mittelpunkt gegipfelt, es ist eine Scene der schreiendsten Gegensätze, wobei der Maler in shakspearischer Weise auch dem Humor in Gestalt der sprachlos verblüfften Amme sein Recht gelassen hat.

Daran schliessen sich zwei furchtbar ernste Scenen. In den Kerker geworfen und als Hexe angeklagt, wird sie im nächtlichen Gericht von vermummten Pflegern des Rechts zum Feuertode verurtheilt und der Stab über die stumme Dulderin gebrochen. Ihrem Herrn und Gemahl bringt der Vehmbote die Urkunde des geschöpften Urtheils in den Palast, der königliche Herr bricht trostlos zusammen. [1])

Die Schergen brauchen ihr Recht und fesseln mit harten Banden und Stricken die Wehrlose und angebliche Unholdin,

[1]) In die Arme seiner Mutter oder seiner Schwester? Oder ist es die Gefangene selbst, welche zum Abschied noch einmal den Palast betreten durfte? Ich wäre nicht übel geneigt, mich der letzteren Ansicht anzuschliessen. Jedenfalls ist die Scene unklar und kann nur vor dem Original selbst gelöst werden.

welche noch im Kerker gesponnen hat; noch einmal erscheint mit hochgehaltener Sanduhr die tröstende Fee und mahnt zum Schweigen und Harren, denn das Korn der letzten Stunde ist bald abgelaufen! Beim Austritt aus dem Kerker stürzen ihr die Krüppel, Siechen und Armen entgegen, denen sie nur Gutes und Liebes in Fülle gespendet, schreiend umklammern sie Alle, sie können das Schreckliche nicht glauben; ihre Wohlthäterin noch einmal zu sehen, ihre Hände zu fassen und ihr Gewand zu küssen sind sie herzugedrängt — und der dadurch bewirkte Aufenthalt wird zum Heile. Die Zeit ist abgelaufen! Während die Reine an den Pfahl des Scheiterhaufens gefesselt wird, hat die Fee den im Tann hausenden Brüdern die Gewande gebracht, welche, nachdem so ihr Bann gebrochen, als stattliche Jungherrlein, von denen nur der Jüngste sein Federgewand noch nicht völlig abgestreift hat, auf weissen Rennern aus dem Walde ihrer treuen Schwester zu Hülfe sausen, indess die Fee, in hochgeschwungener Rechten das abgelaufene Zeitmaass haltend, auch die beiden, ihrer holdseligen Gestalt zurückgegebenen Zwillinge überbringt. Sprachlos birgt der Gatte sein Antlitz zu den Füssen der in Freude aufleuchtenden Gattin, ihre Schwägerinnen nehmen die Krone vom Haupte und lösen den Mantel, die in allen Prüfungen also glücklich Erprobte damit zu schmücken. Die Diener des hochnothpeinlichen Gerichts fahren ab.

Das Ganze rauscht wie ein wunderbar gross und rein angelegtes Drama, erschütternd, reinigend und erfrischend an uns vorüber, ein unvergängliches Werk voll Grazie, Schönheit und Anmuth, welches bis in das kleinste Fleckchen herab das forschende Auge des Beschauers labt und erfreut, denn, um nur Eines hervorzuheben, so ist in diesen Bildern die jeweilige Landschaft mit einer den besten altdeutschen Malern ebenbürtigen Liebe ausgeführt, und mit gleicher Vollkommenheit die Figuren. Von Blatt zu Blatt, von Strauch und Blüthe zu Wurzel und Stein wird das Auge nicht müde zu schauen und die Lust nicht erschöpft. Nicht leicht ist ein anmuthvolleres Bild erdacht worden, als die nur halb sichtbare Gruppe, in welcher die Fee die Zwillinge überbringt und diese nach der Mutter sehnend die Händlein breiten.

Die Ausführung zeugt von einer Leben und Gesundheit athmenden Zeichnung, welche eben nur so viel als es nothwendig sein mag, den Gedanken völlig zu illustriren, leise aquarellirt ist, aber mit so harmonischer Stimmung und in also wohllautenden Tönen, dass man wahrhaft schwelgt in dem unwiderstehlichen Zauber, welcher die Idee und ihre Ausführung zu einem einzigen Kunstwerk verbindet.

Hätte Schwind auch sonst nichts geschaffen, als das Elsbetenleben und die sieben Raben, seinem Namen wäre doch die Unsterblichkeit sicher!

Er hatte dieses Gedicht gesungen aus seiner Seele innerstem Drang, unbekümmert, wo und wie es wohl eine Stätte finden werde. Einen Bekannten, der das Werk im Entstehen sah und unbefangen fragte, für wen und wohin das Ding bestimmt sei, sah er erst durchblitzend an, als ihm aber doch die grundehrliche Naivetät des Fragenden imponirte, versetzte er gütig: „Wissen Sie, das hab' ich für mich gemacht, das ist der Traum meines Lebens; das kauft auch Niemand, das schenke ich mal einem guten Freunde.“ In der grossen Kunstausstellung des Jahres 1858, wo auch Ritter Kurt erschienen war und die übrigen Werke Schwind's in den besten Stichen vertreten waren, glänzte der Cyclus als Mittelpunkt und Perle der Exposition, war immer umlagert, Jeder kehrte froh zu dem immer wieder erfrischenden Genusse zurück. Schwind verkaufte das Werk, welches Freiherr von Frankenstein schon für sein eigen hielt, an den Grossherzog von Weimar, welcher nach Schwind's Tod auch alle dazu gehörigen Studien erwarb.

Durch Albert's photographische Reproduction (in dreierlei Format) ist das Märchen der sieben Raben ein Gemeingut des ganzen Volkes geworden. Dazu kam (Ende 1871) noch eine kleine Ausgabe in Alberts neuerfundenem Lichtdruck, der an Schärfe, Klarheit und Billigkeit das Erstaunlichste leistet. Bemerkenswerth ist auch der Einfluss, welchen das Werk auf andere Schwesterkünste übte; Frau Louise v. Plönnies († 22. Jan. 1872) begeisterte sich zu einem gleichnamigen lyrischen Epos (München 1861); und Franz Bonn dichtete einen Operntext, den

Jos. Rheinberger in eine stets gern gehörte Tondichtung gestaltete. [1])

Es war jedenfalls ein preisenswerther Gedanke, als es sich bei der Restauration der Münchener Frauenkirche um Herstellung eines neuen Hochaltares handelte, unserem Meister Schwind die nach altdeutschen Vorbildern construirten Flügel zu übertragen. Der Architekt, M. Berger, hatte das Verdienst, dieses Projekt bei dem vielköpfigen Komite durchzusetzen. [2])

Und Schwind löste seine Aufgabe herrlich! Indem er sein Thema streng stylisirte, gelang es ihm, mit absichtlicher Vermeidung aller den altdeutschen Meistern eigenen Härten und Unschönheiten, doch so charakteristische Bilder zu schaffen, dass man einen noch unentdeckten Namen aus der allerbesten Blüthezeit der altniederländischen Malerschule vor sich zu haben glaubt. Der geschlossene Schrein zeigt vier grosse Passionsbilder; auf den geöffneten Seitenflügeln finden wir sechs reizende Darstellungen aus dem Leben der heiligen Jungfrau, schön und innig, gleich einer mittelhochdeutschen Legende; das Hauptbild aber bildet die Adoration der heiligen drei Könige. Unter ärmlichem Obdach, inmitten einer reinen Berglandschaft, sitzt das himmlische Magedinne mit dem kleinen Christ, vor dem die Magi aus fernen Landen in voller Verehrung und Anbetung sich eben niedergelassen haben. Sie tragen orientalische Tracht, jene golddurchwebten Stoffe aus ‚Ninniveh und Marroch', in welche die epischen Dichter ihre Helden mit verschwenderischer Pracht zu kleiden pflegen, sind aber dabei doch wieder deutsche Könige, wie auch ihr Gefolge, das mit Bannerträgern und Kameelthieren in der Ferne nachzieht, ganz deutsch gewandet ist, schnabelschuhig und mit farbgetheilter Watt. Inzwischen breitet sich im Hintergrund

[1]) Vgl. ausserdem L. Fürst: Das Märchen von den sieben Raben. Eine Dichtung nach M. v. Schwind's gleichnamigem Bilde, mit Titelbl., Initialen und Vignetten. Leipzig, 1863.

[2]) Vgl. Anton Mayer: Die Domkirche zu U. L. Frau in München. 1868. S. 296 ff. Die Architektur des Altars ist von Mathias Berger, das Hauptskulpturwerk der Krönung Mariens, ein gleichfalls berühmt gewordenes Bild, lieferte Jos. Knabl.

eine fröhliche Fernsicht auf grüne Auen, schöne Wasser und schattige Wälder. Darüber singen in einer die ganze Composition schön abschliessenden Gruppe die Engelein aus ihren Spruchbändern.[1]) Es ist eine freie, an Herzinnigkeit dem lieblichen Memling verwandte Schöpfung, voll wahrer Frömmigkeit und adeliger Schönheit, so dass der edle unvergessliche Stadtpfarrer Dr. Carl Rinecker,[2]) welcher im eigenen Sinne ein Opfer seines Neubaues wurde, keine bessere Wahl treffen konnte, als die bilderreiche Ausschmückung seiner Pfarrkirche zu Reichenhall in Schwind's Hände zu legen. Entsprechend dem romanischen Styl dieser Kirche sind die typisch gehaltenen Bilder auf Goldgrund ausgeführt. In der Apsis des Hochaltars steht in alter Dürer-ernster Weise die Trinitas: der ewige Vater, den gekreuzigten Gottessohn haltend, vom heiligen Geist überschwebt, von zwei anbetenden Engeln umgeben. Darunter der ritterliche Georg, die Heiligen Nikolaus, Corbinian und Pankratius. Für den einen Seitenaltar[3]) entwarf Schwind den hl. Sebastian, eine Figur voller Leben, das edle Haupt emporgehoben, scheint der jugendliche Märtyrer schon den Himmel offen zu sehen. Ihm zur Seite S. Johann Nep. und S. Rupert; Schwind's Genius ist daran kaum erkennbar. Die gleichfalls al Fresko an den Innenwänden der Kirche ausgeführten Stationsbilder sind ebenso durch Schönheit wie originelle Einfachheit ausgestattet und würden, da die Handlung mit den möglichst wenigen Figuren zum Ausdruck gebracht ist, sich zur Copie für ärmere Landkirchen besonders eignen.[4])

Ausserdem entstand das Oelbild einer das Christkind in

[1]) Unbegreiflicher Weise ist nur das Mittelbild allein durch Franz Neumayer in München photographirt. (Als Holzschnitt in der Herder'schen „Sonntagsfreude", 1863, S. 405.)

[2]) Gest. 30. August 1863.

[3]) Für den Seitenaltar auf der Evangelienseite hatte er eine auf der Mondsichel stehende Madonna projektirt; die Ausführung unterblieb, da ein altes Madonnenbild mit dem Volksbewusstsein verwachsen und nicht davon zu trennen war.

[4]) Leider sind die Figuren in der Apsis etwas zu klein im Verhältniss zur Kirche und haben, ebenso wie die Stationen, schon arg durch Feuchtigkeit gelitten, so dass sie der sicheren Zerstörung entgegengehen.

blühender Landschaft anbetenden Madonna. Schon vorher hatte Schwind Cartons für Glasfenster nach Glasgow gezeichnet, dann (im Auftrage des Erbprinzen von Meiningen) nach Sonnberg, später kam noch ein Fenster für London.[1]) Die allen seinen Compositionen eigene Plastik, besonders der sichergeschriebene Contour, musste gerade für die Ausführung von Glasbildern von entschieden günstiger Wirkung sein. Wenn auch das ganze Wesen Schwind's nicht für die ausschliessliche Pflege der christlichen Kunst (noch weniger für die sonst landläufige Bezeichnung der Kirchen- und Heiligenmaler ex professo) angethan war, so gehörte er doch zur Lukas-Brüderschaft im edelsten Sinne und gab sich den öfters auftauchenden Anforderungen mit einem Feuergeiste hin, der manchen daraus ein Fachwerk machenden Künstlern wünschenswerth sein dürfte. Schwind hat nie etwas geschaffen, was seines Namens unwürdig wäre, nur was sein Innerstes ganz und voll bewegte, brachte er gestaltend vor das Auge.

Wir sind dem historischen curriculum vitae vorausgeeilt, haben aber nur Weniges nachzutragen. Als im Jahre 1859 der italisch-französische Krieg ausbrach, nahm Schwind daran wie jeder Deutsche und als Oesterreicher im doppelten Sinne den heissesten Antheil. Ihn schreckte auch die damit verbundene Geldpanik. So überkam's ihn eines Tages, dass er im Atelier zu Boden stürzte. Seine mehr als rundlich gewordenen Glieder, die sichtliche Fettablagerung und das dunkelgeröthete Colorit liessen Gefahr ahnen. Gute Pflege, seine eigene prächtige Laune, die Luft der Berge und einige Kreuz- und Querzüge durch Deutschland, deren einer 'mal mit seiner Gemahlin rheinabwärts ging bis an die See, thaten zur Herstellung das Beste. Wie Albrecht Dürer hätte er von den Festen erzählen können, die ihm zu Ehren in Antwerpen geschahen; doch hielt er die „vielbesprochenen Bel-

[1]) Ein prächtiger Carton: Diana mit Nymphen und eine von den Künsten umgebene Poesie (beide photographirt von A. Danner) wurden in der Swertskoff'schen Glasmalerei für Baron Stiegelitz ausgeführt. Vgl. übrigens die weiteren Notizen bei Führich, S. 86 u. 91. — In diese Zeit (1859) fallen auch die Illustrationen zur Prachtausgabe der Schiller'schen Gedichte (mit Piloty, Kirchner u. s. w.), die schönen Blätter zu Mörike's Gedichten u. s. w.

gier," insoferne sie bloss Coloristen sein wollten, nicht höher; dafür gewann er die persönliche Freundschaft von Swerts, Guffens und anderen gleichstrebenden Geistesverwandten.

Der Reisebildercyclus wuchs. Jedes dieser Bilder ist ein Gedicht voll Duft und Frische. Es sind „Lieder ohne Worte" in ihrer Weise. Alle haben zufällige Entstehung, anecdotenhafte Bedeutung (wie der Witz mit dem Landschaftsmaler Schmutzer und dessen Begegnung mit einem Bären [1]), oder autobiographische Anklänge (z. B. das liebliche Idyll seiner Hochzeitsreise); das Meiste sind Selbsterlebnisse, welche im ächt Göthe'schen Sinne künstlerisch objectivirt erscheinen, in andern spielt die subjective Erinnerung mit lyrischer Offenherzigkeit durch. Es ist eben auch hier Wahrheit und Dichtung, wobei auch der Witz gilt, dass die Wahrheit dieser Dichtung oft wahrhafter ist als die Wahrheit selbst. Da sind z. B. Elfen, welche im Walde Hirsche füttern, die ganze Romantik weht aus dem Bilde, Waldesdunkel und Waldesluft mit ihrem geheimnissvollen Schauer und Wehen. Auf dem Meere des Lebens fährt der Mensch dahin, sich auf die Hoffnung stützend, die ihm ihre Hand reicht und das Steuer führt, indess die leichtbeschwingte rosige Phantasie, der Engel des Lebens, die Segel vom Winde schwellen lässt. Das klingt ganz Cornelianisch. — Ein Wanderer hat sich im Walde verirrt, schon dämmert der Abend durch der Buchen leichtes Gezweig, da schwebt vor ihm eine glänzend schöne Erscheinung und winkt ihm zu folgen. Hastig stürzt er ihr nach, aber sie entflieht immer weiter und weiter; ob er ihr naht, ob er sie findet, wer weiss es? Man denkt dabei unwillkürlich an ein Gedicht von Eichendorff. — Nacht; See; einsam zieht ein Kahn dahin, darinnen sitzt, still sinnend und in die Tiefe des Wassers schauend, ein Ritter und seinem Auge erscheint ein feuchtes Wasserweib, das ihm vielsagend winkt in die unheimliche Tiefe. Ist das nicht ganz wie eine Kenner'sche Ballade, ein Nachklang der Still-

[1]) Gestochen von Adrian Schleich, im Rheinischen Taschenbuch für 1848 von Dräxler-Manfred, wo auch Schwind's treffliches Portrait nach E. Rietschel's Relief (gestochen von Jul. Thäter) sich befindet.

fried- und Sigunden-Zeit? Daneben baut St. Wolfgang eine Kirche und der Teufel karret ihm die Steine zu; da spaziert der ehrwürdige Rübezahl und sitzen König Crokus und Crokowa. Dann wieder eine Brücke über die Donau, worüber allerlei Leute gehen, weissgeröckelte Soldaten, schlanke Mädchengestalten, auch Schwind und Schubert und andere Genossen. Auch ein Chinese schaukelt sich in einer Hängematte. Da Niemand verstand, was die Chinesen-Siesta bedeute oder wie selbe entstanden, so wendete ich mich an Herrn v. Schober, als den Einzigen, der hierüber noch etwas wissen konnte, da das räthselhafte Ding auch bei ihm im Zimmer hing, und erhielt am 20. April 1872 folgenden Aufschluss: „In dem zum Stifte Klosterneuburg gehörigen und von meinem Onkel, als Verwalter der Herrschaft, allein bewohnten Schlosse Atzenbruck, wo ich mit meiner Gesellschaft alle Jahre ein drei Tage dauerndes Fest abzuhalten pflegte (vgl. oben S. 20), war diese Composition auf einem Ofenschirme, mit Leimfarben ziemlich roh gemalt, angebracht. Schwind war davon entzückt. Er sah darin die reinste Darstellung menschlichen Glückes, wie Einer so mit seinen Lieben in den kleinsten Raum zusammengepackt, in seliger Ruhe, zwischen Himmel und Erde ungestört und sicher schwebe. Er copirte es mit flüchtigen Strichen und führte es, kaum zu Hause angekommen, in einer Zeichnung unverändert aus. Das Bild, das ich besitze, ist von einem Freunde und Collegen Schwind's, Ranftl, der als Rokoko-, Genre- und Hundemaler beliebt war, genau nach dieser Zeichnung in Oel copirt und mir zum Geschenk gemacht worden. In die Reisebilder hat es Schwind wahrscheinlich als Allegorie seines eigenen häuslichen Glückes aufgenommen. Das ist Alles, was ich darüber zu sagen weiss.“ [1]) Hätten wir nur auch für die übrigen Bilder so wohlunterrichtete Commentatoren, dann wäre

[1]) Joh. Matthias Ranftl ist (Raczynski II. 619) im Jahre 1805 zu Wien geboren; mit der Darstellung des Kunz von der Rosen im Gefängnisse bei Max I. zu Gent, machte er schon 1825 grosses Aufsehen. Sehr gesucht waren seine satyrischen Thierbilder. Ausserdem machte er sich durch eine grosse Ueberschwemmung (Pest 1838) und eine Mittagsruhe sehr bekannt. Er starb 1854 zu Wien an der Cholera.

es ein Leichtes. Wer vermag aber ohne den richtigen Schlüssel dergleichen zu schildern!

Es mochte ein halbes hundert von Bildern sein, die ein paar Wände im Atelier und Vorzimmer füllten. Eines Tages waren alle weg. Auf die Frage darnach versetzte der Meister: „Die habe ich mir selbst geschenkt und in meine Wohnung bringen lassen. Da sie Niemand zusammen kauft, behalte ich sie selbst.“ Indess machte er für Herrn von Schack eine Ausnahme und liess ihn an zwanzig Stück auswählen, malte ihm noch etliche dazu, da derselbe auch ein grosses Bild mit den unvergleichlichen Einsiedlern und später die Historie von dem Grafen von Gleichen bestellte, ein Thema, welches unserem Meister schon lange nachgegangen war. Die Einsiedler hat Friedrich Beck besungen, wir lassen das schöne Gedicht im Anhang folgen; die angebliche Historie vom zweibeweibten Grafen hat Hr. Naue in dem früher schon citirten Artikel ausführlich beschrieben. [1])

Schwind's Heimath war im Reiche der Phantasie; nur da erging er sich ganz im uneingeschränkten Flug, wo seiner Poesie auch der Humor zur Seite gehen konnte. Daher war es eine glückliche Idee, die Wandgemälde des neuen Opernhauses zu Wien in seine Hand zu legen. Nie war die wundersame Musik Mozart's in einer solch' ebenbürtigen Figuren-Schönheit vor das menschliche Auge getreten, wie diese Bilder in der Loggia, welche die „Zauberflöte“ versinnlichen. Ebenso congenial ist die Charakteristik der übrigen Hauptwerke mehrerer Tondichter im Foyer. Das alte Wort: „wenn du ein Geist bist, so treffe den Geist!“ st glänzend bewährt: wie sind Boieldieu und Cherubini, Spontini und Meyerbeer in ihren Hauptwerken gezeichnet, und der Schöpfer des Freischütz, des Fidelio; wie Gluck, Marschner, Schubert und vollends Vater Haydn, dessen „Schöpfung“ der Maler mit dem reinen Paradiesesjubel seiner „Töne“ wiedergegeben hat! [2])

[1]) Illustr. Ztg. Nr. 1169 vom 25. Nov. 1865. — Den Freunden historischer Forschung empfehlen wir die Abhandlung von Franz Trautmann: Das Gleichen-Denkmal im Mariendom zu Erfurt u. Ernst III., der Zweibeweibte, Graf von Gleichen. Erfurt, 1866.

[2]) Vgl. Lützow's Zeitschrift für bildende Kunst. 1869. S. 245.

Da ich nur die einzelnen Skizzen gesehen und von der dortigen Anordnung und Wirkung der Bilder keine Spur habe, da ferner über diese Bilder schon eine ganze Literatur angewachsen ist, so genügt kurz auf dieselbe zu verweisen.[1]) Weniger bekannt ist, dass König Ludwig II. eine Charakteristik der bedeutendsten Tondichter verlangte und dass Schwind mit 12 grossen leicht aquarellirten Zeichnungen dem allerhöchsten Auftrage entsprach, in denen die Ideen des Wiener Opernhauses so ziemlich wieder zu finden sind. Immer aber wird es staunenswerth bleiben und unglaublich, was der vielbeschäftigte Mann ausser so grossen, den ganzen Geist anspannenden Arbeiten, noch nebenbei spielend vollbrachte. Was er mit seinem geistigen Auge berührte, gewann neue Gestalt unter seiner Feder, wie die Nippsächelchen und Hausgeräthe beweisen; die Fülle anderer Zeichnungen zu Ernst und Spass sind unzählig, wir werden schliesslich noch darauf zurückkommen.

Auf die grosse internationale Kunstausstellung des Jahres 1869 zu München[2]) hatte sich Schwind mit nichts vorgesehen, ja er that sich dabei etwas zu Gute, darauf mit nichts vertreten zu sein. Einem Bekannten, der ihm neue Märchenstoffe vorschlug, antwortete er spöttisch, die Gedanken liessen sich nicht kommandiren, er sei überhaupt des ganzen Ausstellungsschwindels satt, und wie dergleichen Dinge lauteten, wenn das Rädlein seiner Unzufriedenheit einmal in's Laufen kam. Innerlich wurmte es ihn doch und er begann erst zu München, dann in der Tanneneinsamkeit seines Seehäusleins, auf weiten Spaziergängen, einen neuen Stoff auszuarbeiten, das Märchen von der schönen Melusine, welches sich nach Umfang, Durchführung und Tech-

---

[1]) Vgl. A. Teichlein in den ausführlichen Berichten Allg. Ztg. 1866. Nro. 135 ff. Führich S. 97 ff.

[2]) Auf der grossen Pariser Exposition waren (aus der Gallerie des Baron von Schack) die Einsiedler und die Jungfrau, ferner sechs sog. Reisebilder (Hochzeitsreise, Rübezahl, eine Ballade, Waldkapelle, Waldquelle, ein Morgen) und (im Besitz des Grossherzogs von Weimar) die Cartons aus dem Leben der heiligen Elisabeth.

nik den wunderlieblichen „Raben“ anschloss und nachdem es vollendet war, etliche Wochen das Atelier des Künstlers förmlich mit Besuchern überschwämmte. Es ist nach meiner Ansicht keine so herzinnig ethische Idee, wie bei jener guten Schwester, welche durch unsägliches Leiden und Dulden ihre Brüder erlöst, es ist einzig der Lohn bestrafter Neugierde und des böslichen Misstrauens, welcher die schreckliche Katastrophe und den Zusammenbruch des also schön aufgebauten Lebensglücks herbeiführte. Dessungeachtet wusste Schwind den Reiz seiner Poesie darüber zu spreiten, dass es als ein in seiner Art einziges Werk den Beschauer wieder packt. Er beginnt mit dem träumerischen Sinnen der schönen Wasserjungfrau, die der Ritter in einem Steine (Brunnen) findet, ihrem Hochzeitsjubel und dem darauffolgenden Schwur, nie nach ihrer zeitweiligen Abwesenheit zu forschen, während welcher sie in einem neuerbauten Quellenhause mit ihren Wellenmädchen sich badend verjüngt. In glücklichster, kindergesegnetster Ehe lebt das Paar; da gewinnt durch zischelnd gleissnerisches Redegeschwätz das ausgesäete Unkraut des Misstrauens Keim und Wurzel und schlägt mit der verbotenen Ueberraschung in Graus und Verderben: der ganze Prachtbau des Glückes stürzt zusammen; nur in stiller Nacht schwebt leise die Mutter noch zu den Kindlein und küsst den reuigen Sünder nach Wasserfrauensitte zu Tode. Seitdem schwebt sie ruhig, als wäre das Ganze nur ein Traum gewesen, wieder auf ihrer stillen Woge. Das nachfolgende Sonett von Fr. Beck gibt unseres Erachtens das poetische Raisonnement:

Wen sollte nicht diess Meisterwerk entzücken,
Geschöpft auf's Neu' aus frischem Born der Sage?
Verbotner Neugier folgt der Trennung Klage,
Dem Freund muss Melusine sich entrücken.

So schwindet dem die Kunst auch vor den Blicken,
Der an sie richtet die vermess'ne Frage;
Nicht kommt ihr tiefstes Wesen je zu Tage,
Als holdes Räthsel nur darf sie beglücken.

Wie sich, gleich Lusignan und Melusinen,
Geist und Natur vermählt' im Liebeskusse,
Der Schönheit Ursprung, sagt, wer kann ihn lehren?

Genug dass — wenn ihr Wunderbild erschienen —
Wir freudig weih'n die Seele dem Genusse
Und still die Macht des Genius verehren.

In der Melusine wetteifern dichterische Erfindung, die melodische Schönheit der Linien und Tinten, Reinheit und Grösse des Styles, Lebendigkeit und Wahrheit, Zartheit und Kraft der Darstellung mit einem leichten, natürlichen und alles Einzelne richtig betonenden Vortrag. Reizender und zugleich reiner und unschuldsvoller ist, wie E. Förster schön bemerkt, die schäckernde Mädchenfreude im erfrischenden Bade nie geschildert worden; schöner sah man kaum irgendwo ein so sonntäglich befriedetes Bild des Familienglückes; ergreifender nirgends sein urplötzliches, erschütterndes Ende. In geistreicher Weise hat A. W. Ambros in seinen „Bunten Blättern" (Skizzen und Studien für Freunde der Musik und der bildenden Kunst, Leipzig 1872, S. 119) auf den inneren Zusammenhang von Schwind's und Mendelssohn's „Melusine" aufmerksam gemacht. „Irre ich nicht, so ist die Art, wie Mendelssohn das Märchen musikalisch erzählt, auf die Art, wie es malerisch von Schwind, dem intimen Freunde Franz Schubert's und feinen Musikkenner, erzählt wird, nicht ohne einigen Einfluss geblieben." Ich müsste eigentlich die ganze folgende Ausführung herstellen, die eine Fülle feiner Beobachtungen und Bemerkungen enthält, die unserem berühmten Musikhistoriker zur höchsten Ehre gereichen, indem daraus hervorgeht, wie er nicht allein mit dem Gehör, sondern auch mit dem Auge als wahrer Aesthetiker zu geniessen versteht und auch Anderen die Pforten einer weiteren Erkenntniss öffnet. Billig musste man staunen über die sprühende Phantasie und die jugendliche Elasticität, die es völlig vergessen liessen, dass der Meister schon sechs vollgezählte Decennien hinter sich hatte. [1]) Und doch war die Melusine sein Schwanengesang! Denn während der Meister über neuen Bildern sann, mit denen er zu Grillparzer's achtzigstem Geburtstage die dramatischen Werke dieses Dichters versinnlichen wollte, traf ein tückisches

[1]) Vgl. den schönen Artikel von Fr. Pecht in Lützow's Zeitschrift für bildende Kunst. 1870. S. 131—135.

Spiel seine Augen, er sah Alles doppelt. Und als dieser Spuck gehoben schien, nahte der Tod. Schwind hörte noch die ganze Kette siegreicher Kunden, die vom Kriegsschauplatze kamen, er hörte von dem festlichen Rauschen und dem strahlenden Feuermeer, das unsere Stadt durchwogte, er hörte noch die Freudenmäre, dass Deutschland einig geworden: Aber der deutscheste aller Künstler lag im Sterben! Sein Auge brach am 8. Februar 1871. Treu seinem Wunsche wurde er eingesenkt an der Stätte, die er schon vor Jahren bestimmt hatte, bei seinem Töchterlein. [1])

Schwind hinterliess eine trauernde Gattin, einen prächtigen Sohn, der sich als Techniker und Ingenieur gebildet hatte und der Stolz und die Freude seines Vaters war. Ferner drei Töchter, von denen zwei ihn schon mit Enkeln beschenkt hatten; die Dritte hat das selige Bewusstsein, seine Wart und Pflege gewesen zu sein, und eine Trösterin der ganz gebeugten Mutter.

---

[1]) Vgl. den schönen Artikel von Ferdinand von Miller in Nro 7 Beilage zur Augsburger Postzeitung 16. Febr. 1871.

# VIII.

# Finale.

Mit dieser sachgemäss leider ungleichen Skizze ist Schwind's künstlerische Productivität lange nicht gezeichnet. Welche Fülle von Arbeiten war ausserdem unter seinen Händen erblüht! Wer kennt die Zahl und den Aufenthalt seiner Oel- und Staffeleibilder? Besitzt doch Frh. von Schack in seiner Gallerie deren nahezu an dreissig! und im Nachlasse Schwind's sind ebenso viel oder noch mehr längst und ganz vollendete Bilder, Scenen, Stimmungen, ein köstlicher Schatz. Dazu kommen allerlei angesammelte Radirungen, in denen des Künstlers Geist mit spielendem Wohlgefallen sich ergangen, eine Anzahl von Holzschnittzeichnungen für illustrirte Werke, [1]) Eintrittskarten für Künstlerfeste, Kopfbögen und Vignetten für Diplome, die ganze reiche Serie von Beiträgen in den „Fliegenden Blättern“ [2]) und die in ihrer Art einzigen „Münchener Bilderbogen“. In lezteren ist z. B. die Personification des den brennenden Christbaum bringenden

[1]) Dazu gehören z. B. die drei schönen Blätter: „Kurfürst Maximilians Einzug in Prag“; „Max Emanuel vor der Festung Cammagnola“; „Tod Max III. des Vielgeliebten“ in „Zwölf Bilder aus dem Leben bayerischer Fürsten“ auf bes. Auftrag Sr. Maj. Königs Max II. ausgeführt von Echter, Foltz, Hiltensperger, A. Müller, K. Piloty, M. v. Schwind, Strähuber. München bei Braun und Schneider.

[2]) Nach meiner Erhebung und Zusammenstellung bereits mitgetheilt von Führich S. 118. — Daselbst auch das Verzeichniss der Bilderbogen: 5. 19 41. 44. 48. 63. 72. 179. 251. 252.

„Winter“ durch Nachbildung in Papiermaché, Thon und Farbendruck aller Art in der halben Welt populär geworden. Die sieben Stöcke erschienen zuerst im VI. Bande der „Fliegenden“; der grösste trägt im Schatten des Marktplatzes den vollen Namen und die Jahrzahl 1847 (Bilderbogen 4). — Albrecht Dürer hat kaum eine also schöne und wahre Waldeinsamkeit gezeichnet, als die wo „der Einsiedel“ (Nro. 19) betet und sein Grab schaufelt. Welche Wahrheit und Kraft ist in diesen Bäumen und Stämmen, in dem knorrigen Wurzelwerk, in den Felsen und Blumen! — Die nutzreiche fröhliche Historie von den ihren Esel zu Markte führenden Bauern (Nro. 41), welche sich dadurch der Kritik aller wohlmeinenden Unberufenen und zuletzt dem Eingreifen der heiligen Hermandad selber aussetzen, sollte der erbaulichen Nutzanwendung wegen unter Glas und Rahmen in jedem Hause aufgehängt sein. Das Blatt ist mit 1850 und jenem seltsamen Monogramm bezeichnet, welches auch weitaus der grösste Theil der übrigen Holzstöcke trägt. Die Entstehung dieses Monogramms hat eine ärgerlich-heitere Geschichte zum Hintergrund, die mir zu unklar durch den Sinn summt, um hier gewissenhaft erzählt zu werden. Hoffentlich weiss einer seiner Schüler gründlichen Bescheid und ergreift dann die Gelegenheit, meine hier bewiesene Unwissenheit gebührend an den Pranger zu stellen. Ich hatte aber Anfrage gehalten bei Einem, der Alles weiss, und hierin doch keinen zutreffenden Bescheid wusste. — Von den „guten Freunden“ (Nro. 44) ist bereits oben die Rede gewesen. — Ein Prachtexemplar ersten Ranges ist „der gestiefelte Kater“ (Nro. 48). Hier hat Schwind ganz unnachahmlich die knopfig-moderne Vorstellungsweise getroffen, wie sich das Volk einen König und eine Prinzess im Märchen denkt. Ich kenne mehrere Häuser, wo das simple Groschenblatt als Weihnachtsgabe in goldener Rahme an die Wand gehängt wurde. Ein ganz reiner, schöner Probedruck [1]) wurde im Oktober 1850 mit dem (hauptsächlich von J. Blanz, dann von Fischer, Götz, Rupprecht und Zwick geschnittenen) Holzstock selbst im Münchener Kunstverein ausgestellt

[1]) Derselbe befindet sich noch im Atelier von Braun und Schneider.

als Muster und Beleg, was die seit kaum zehn Jahren neubegründete Xylographie zu leisten vermöge. Die Herstellung des Blattes kostete ein Kapital; Schwind hatte auch ein Honorar verlangt und erhalten, welches dazumal ausser allem Vergleich stand. Heutzutage haben sich freilich die Verhältnisse geändert. Das Unicum von damals ist, wenn auch kaum erreicht, doch längst überboten und übertroffen; gute Drucke aus den ersteren Jahren (spätere Abdrücke zeigen klaffende Sprünge und Risse) werden später wohl noch gesucht und theuer bezahlt werden. — Dasselbe gilt von der sinnigen Parabel „von der Gerechtigkeit Gottes“ (Nro. 63). Schwind hat den Stoff nicht erfunden, sondern wahrscheinlich aus der damals vielverbreiteten „Chrestomathie“ des Herrn Jos. v. Hefner (3. Aufl. S. 302—10) genommen, wo wir als Autor einen längst verschollenen deutschen Dichter citirt finden, Joh. Ferd. Schelz (geb. 1759 zu Ippesheim, gest. 1839 zu Schlitz bei Fulda), der sich in der Parabel würdig an Krummacher anschloss. Auch hiezu lag ein Entwurf aus dem Anfang der dreissiger Jahre in Schwind's Nachlass. Also auch hier wieder das Cyclische und ächt altdeutsche Nebeneinander, welches nach dem Wunsche Schwind's (vgl. oben S. 159) in ein zusammenhängendes Blatt gebracht, einen Zimmerschmuck bietet, dessen sich kein Haus zu schämen hat. — „Die Kinder im Erdbeerenschlag“ (Nro. 72, bezeichnet 1851) und „das Märchen vom Machandelbaum“ [1]) (Nro. 179) versetzen uns wieder in die heimische Märchenwelt. — Das Unvergleichlichste aber hat Schwind mit seinen „Akrobaten-Spielen“ (Nro. 251 und 252; das erste Blatt enthält seinen Namen und das Jahr 1858; das zweite ist mit dem bewussten Monogramm bezeichnet; der Eingangstext und die darunter gesetzten possirlichen Erklärungen sind von Eduard

[1]) Bei dieser Gelegenheit ist wohl die Bemerkung erlaubt, dass wir dieses schöne Märchen dem leider so frühe entrissenen Maler und Dichter Philipp Otto Runge (geb. in Wolgast 23. Juli 1777, gest. 2. Dzbr. 1810 in Hamburg) verdanken, der dasselbe aus dem Gehör aufschrieb, worauf dasselbe durch die Hände des Dichters Clemens Brentano zu den Gebrüdern Grimm (Deutsche Kinder- und Hausmärchen Nro. 23) gelangte. (Vgl. Runge's hinterlassene Schriften, Hamburg, 1840, I. 424 ff.)

Ille) geleistet, wo er ein gegebenes Thema von fünfzehn Punkten mit drei Figuren in allen erdenklichen Stellungen siebenzehnmal variirt und gleich den musikalischen Gesetzen einer Fuge durchgespielt hat.

Nach solchen Vorgängen sollte uns nichts mehr überraschen und doch ergreift uns Staunen über die ganze Mappen schwellenden Entwürfe für Gewerbetreibende [1]) zur Ausführung von Geräthschaften und allerlei häuslichem Zierwerk. Schwind's Feder und Bleistift ist ein Zauberstab, mit dem er aus dem alltäglichen Handgeräth des Bedarfs ein humoristisches Lächeln, einen heiteren Witz und Scherz oder ein unwillkürliches Memento zu erwecken versteht. Wer so die Welt mit hellen Dichteraugen ansieht, kann Holz und Stein beseelen und die ganze anorganische Natur erklingen lassen. So hat er Aufsätze projektirt für einen Gewehrkasten und ein Buffet, für eine eiserne Kassa oder für Notenpulte; was schickt sich für letztere besser, als wie der heitere Papageno-Orpheus die schwarzen Furien- und Sklavenseelen mit seinem Glockenspiele besiegt! So hat er Stiegengeländer mit allerlei im zierlichsten Blattwerk leise hinschleichenden Katzenjünglingen gezeichnet und für Laubsägearbeit plausibel gemacht; an Schlüsselbehältern und Vorlegschlössern weiss er allerlei Schabernack und Vexierwerk anzubringen, selbst der Klopfer an einer Hausthüre mahnt mit der freudebringenden „weisen Frau“ und dem leidansagenden Todtengräber an Anfang und Ende des Lebens. Die sprudelnde Laune hat er an Hänge- und Tischlampen nebst den dazu gehörigen Lichtschirmen ausgelassen und zum Löschen eines durch das verhasste Petroleum ausgebrochenen Brandes gleich die ganze freiwillige Feuerwehr aufgeboten, welche mit Leitern und Schläuchen den Lampen-Fuss erklettert und auf das unter dem schirmenden Dache ausgebrochene Unglück losarbeitet. Den unschätzbaren Werth der Zeit, welche dem Glücklichen in schnellen Stunden verrauscht, dem Traurigen schlep-

[1]) Neunzehn Blätter Entwürfe zu kunstgewerblichen Zwecken waren 1867 im Münchener Kunstverein ausgestellt; dieselben erwarb die unter Krelings Directorium zu Nürnberg blühende Kunstschule.

pend vorüberzieht, weiss er in den Zeigern auszusprechen; auch an den Bleigewichten hängt mancher Witz und manch' ernstes Wort in leichtverständlicher Bilderschrift. Es ist derselbe Humor, Witz, Ernst und Sinn, mit dem unsere altdeutschen Steinmetzen ehedem zu uns geredet haben, nur sprachen ihre uns heutzutage gar unverständlich anglotzenden „Frazzen" zum Theil noch im heidnischen Urdeutsch oder im irischen Idiom, später gab's auch in diesem Genre allerlei Illustrationen mittelhochdeutscher „Klassiker". Wie fröhlich sind Schwind's Projecte für Tafelaufsätze und Schüsseln und das schwarze Handwerk der Tintenzeuge; unter den Schüsseln ist eine gar herrliche Idee mit Reliefs, Variationen über das Thema der Bitte um das tägliche Brod: ihr sollt arbeiten, beten und essen. Wie köstlich sind die Wächter des Briefgeheimnisses in sogenannten Papierbeschwerern! Für Schmucksachen und Handschuhkästchen, für Spiegel und Krüge weiss er neue zierliche Formen und selbst dem ehrlichen deutschen Kachelofen ist seine Fürsorge und künstlerischer Rath zugewendet.

Ebenso ergoss sich seine unversiegbar perlende Phantasie in aquarellirten Gelegenheitsgedichten, in oft improvisirten Albumblättern, in langen Zügen und Friesen, welche, wie z. B. die Festcantate auf Lachner's Biographie[1]), die räumliche Ausdehnung der Melusine erreichten. Ausser dem treuen Lachner wurden Frau Hetzenecker-Mangstl und Frau Sophie Dietz mit Albums-, Erinnerungs- und Huldigungs-Blättern beehrt, welche auf der Wiener Schwind-Ausstellung eine eigene Sparte bildeten. Ebenso kostbar sind die für verschiedene Personen bestimmten Hochzeitsgedichte. Zu dem Sinnigsten und Rührendsten gehört das Titelblatt „Mit Gott!" zum Haushaltungsbuch seines erstgebornen und erstverehelichten Töchterleins[2]); es ist ein herzinniges Blatt voll wahrer monita paterna in lieblichster Weise, wie sie sparen und Wohlthaten spenden müsse. Mit unvergesslicher Heiterkeit wird der Beschauer überschüttet beim Anblick einer räderreichen

[1]) Vgl. Führich S. 94 und Regnet in Lützow's Zeitschrift. 1872. S. 77—80.

[2]) Wiener Schwind-Ausstellung Nro. 148.

Nagelschneidmaschine, welche Schwind einen erfindungsreichen Freund construiren lässt. — Bisweilen griff er dann auch zur Scheere und schnitt ebenso bewunderungswürdig wie Cornelius und Varnhagen von Ense allerlei Portraits, Charakterfiguren und andern muthwilligen Firlefanz, der indessen immer durch Schönheit und Originalität erfreut und entzückt.

Ein Lehrer in des Wortes akademischer Bedeutung darf hinter Schwind freilich nicht gesucht werden. Was er war, konnte er Niemand lehren. Dessenungeachtet hat er Schüler gebildet. Er hat es ihnen, weiss Gott! nicht leicht gemacht, denn er forderte die unbedingteste Hingabe zur Kunst und einen Ernst und Eifer, eine Alles überwindende Redlichkeit und Wahrhaftigkeit, ein inneres Erfassen seines Gegenstandes und eine lebenathmende, schönheitverklärte Wiedergabe — dass es dabei auszuhalten nicht eines Jeden Sache war und dass er die oberflächliche Leerheit und den Künstler-sein-wollenden Hochmuth gehörig abdämpfte, versteht sich von selbst.

Montag den 12. April 1847, Vormittags 9 Uhr eröffnete M. von Schwind seine „Schule" an der Akademie, deren erster Schüler Eduard Ille (geb. 1823 zu München) war, der von dem Meister mit sanguinischem Fanatismus geliebt wurde. Durch seine „Todsünden" und „Temperamente", durch das culturhistorische Erfassen der Dichter des Mittelalters (Parcival, Lohengrin, Tannhäuser u. A., dazu das Zeitbild des dreissigjährigen Krieges und des „Prinz Eugen" und neuestens sein Carton: „Das Bild vom neuen deutschen Reich") erfreute sich derselbe bald eines höchst anerkannten Namens. Ende April 1847 kam Xaver Barth (geb. 1821 zu Velden bei Landshut), der schon bei Schnorr in den Nibelungensälen mitgeholfen hatte, bald auch als guter Freskotier bei Schwind sich bewährte, später vier Bilder für das Nationalmuseum malte, beim Wiener Opernhaus mithalf und jetzt als gesuchter Cartonzeichner in einer Glasmalereianstalt treffliche Dienste leistet. Ihm folgten Hochfelder und Deckelmann, am 3. Juli 1847 noch der treffliche Karl Mossdorf (geb. 1823 zu Altenburg), der eigentliche Johannes seines Meisters, den er überall mit sich nahm auf die Wartburg,

nach Reichenhall und Wien, wo er im Frescomalen assistirte, und der mit seiner neuen Farnesina im herzoglichen Schloss zu Altenburg, mit einem 36 Fuss langen Deckengemälde nebst dazu gehörigen Lünetten, die holde Mythe von Amor und der Psyche behandelnd, den Ruhm als selbstständiger Meister und den Titel eines Professor davon getragen hat. Sehr lieb und theuer war unserem Schwind Otto Donner aus Frankfurt, der im Jahre 1848 (mit Tobias Andrä) nach München kam, Schwind's Atelier zwar nicht als Schüler besuchte, wohl aber jene Abend-Vorträge in Schwind's Heim mit Andrä, Mossdorf und Ille genoss. Donner liess, wie die Anderen, nicht leicht eine Gelegenheit vorbei, sei es zu Neujahr, zum Geburtstag oder an einem Festtage der Hausfrau, sich mit Zeichnungen und Liebesgaben einzustellen, wie er denn auch eine Schwind-Feier nach dessen Tode zu Rom in's Werk setzte und gleichzeitig zum Besten der deutschen Verwundeten einen glänzenden Abend etabliren half. Die Uebrigen, wie Philipp Sporer (aus Murnau), Aug. Hövemayer (geb. 1824 zu Bückeburg), Zasso, A. v. Beckerath und Otto Bauer (in Düsseldorf), von Attelmayer (zu Innsbruck), Joh. Thürmer, der talentvolle Kraus (welcher sich indessen wieder der mehr coloristischen Schule der Neuzeit zugewendet hat), Hoffman von Zeitz, Obwexer in Tyrol, André, Pan Pinkas, Pentele, Ziegler und Andere traten viel später ein und blieben auch nur kurze Zeit. Einer der jüngsten war Heinrich Naue (geb. 1833 zu Cöthen), welcher, erst Buchhändler, sich zur Kunst wendete, in Nürnberg bei Kreling hospitirte und dann ganz zu Schwind übertrat. Er hat sich mit einem Carton vom „Kaiser Heinrich und der Prinzessin Ilse" glückverheissend eingeführt und mit einer der Jugend eigenen Kühnheit sich an einen die Völkerwanderung behandelnden Cyclus gemacht. Sie alle sind Zeugen, dass Schwind gerade nicht, was man gewöhnlich darunter benennt, eine „Schule" gründen konnte und wollte, sondern eher dafür, dass sein Wort und Vorbild nicht in einer Weise verhallt ist, wie gewissen Leuten wünschenswerth erscheinen möchte.

Schwind war ein Poet; er hat mit dem Grafen Platen die Schönheit der vollendeten Form gemein, den witzsprühenden Humor und jenen Geist, der unerbittlich die Geissel des Spottes schwang. Wenn Platen mit ruhmrediger Zunge von sich sang:

Ich war ein Dichter und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen,
Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen,
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge,

so passt dieses wörtlich auf Schwind, insbesondere auf das seiner Kunst aufgeprägte Charakteristikon, welches in dem kleinsten Fleckchen das ex ungue leonem erkennen lässt. Noch vollständiger aber passt das edle Wort weiter:

Die Kunst zu lernen, war ich nie zu träge,
Drum hab' ich neue Bahnen aufgeschlossen,
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge.
Gesänge formt' ich aus verschied'nen Stoffen,
Lustspiele sind und Märchen mir gelungen,
In einem Styl, den Keiner übertroffen.

Und ebenso passt es völlig, wenn es an anderer Stelle heisst, wobei wir nur das Wort Dichter, falls dasselbe nothwendig sein sollte, in's Künstlerische zu übersetzen bitten:

Wen die Natur zum Dichter schuf, den lehrt sie auch zu paaren
Das Schöne mit dem Kräftigen, das Neue mit dem Wahren.
Dem leiht sie Phantasie und Witz in üppiger Verbindung,
Und einen quellenreichen Strom unendlicher Empfindung.

Schwind's ganzes Wesen hat Förster in seiner öfters citirten „Geschichte der deutschen Kunst" (V. 133) sehr treffend also gezeichnet: „Ihn hat die gütige Mutter Natur mit einer Fülle künstlerischer Vorzüge und in einem Grade ausgestattet, dass aus jedem Einzelnen ein hervorragendes Talent zu bilden wäre. In der That gebietet er über einen Reichthum von Phantasie und Geist, wie kein Zweiter, und spielend und endlos, wie die Perlen im schäumenden Glas, reiht sich bei ihm Gedanke an Gedanke und Bild an Bild. Und Scherz, Witz, Laune, bis zu den lustigsten satyrischen Einfällen stehen ihm zu Gebote, wie die zarteste Empfindung, sanfte

Rührung und der Ernst des Lebens und seine höchsten geistigen Güter. Begabt mit einem scharfen Sinn für das Charakteristische in Haltung, Bewegung, Ausdruck und Form, weiss er an rechter Stelle seinen Gestalten die entzückendste Schönheit zu geben und sie mit Anmuth, Liebreiz und Grösse verschwenderisch auszustatten. Den Bau einer Composition bis in die kleinsten Einzelnheiten organisch und harmonisch aufzuführen, dass sie zugleich wie von selbst entstanden und doch ohne Ecken, Härten und Lücken sei, hat er auf seltene Weise in seiner Gewalt, und in der Anordnung von Gewändern, Trachten, Haarschmuck, Verzierungen und jeglicher Art Ausstattung zeigt er einen bewundernswürdigen Takt und Geschmack. Seine Formgebung ist rein und je nach den Charakteren mehr oder weniger ideal. Färbung nach dem modernen französisch-belgischen, oder selbst venetianischen Begriffe muss man bei ihm nicht suchen; und doch hat seine Farbe, namentlich bei Aquarellen, einen unwiderstehlichen Zauber, indem sie mit der Zeichnung und dem Gedanken so gleichmässig entstanden, so innig verwachsen scheint, dass jede andere eine störende Wirkung verursachen würde. [1])

Wohl! Aber sein Spott und seine Ironie? frägt Mancher. Nun ja! Eben weil er es treu und redlich meinte, weil er mit seiner Kunstweise allein stand und oft wie von einer Meute umkläfft war, so schwang er das zweischneidige Wort, bisweilen auch eine Geissel oder Peitsche, je nach der Beschaffenheit der eine gerechte Pönitenz bedürftigen Creatur. Der versehrende Pfeil des Spottes war dann nicht immer, wie der Dichter will, „in die Woge der Anmuth getaucht und klangvoll von dem Bogen geschnellt.“ War sein Zorn einmal erregt, so hagelte ein Gewitter hernieder und ein Wogenschwall brach über alle Dämme. Bisweilen schien das für seine geistige Verdauung nöthig, erspriesslich und förderlich. Je giftiger das Wort über die Lippe quoll, desto reiner, unschuldiger und holdseliger blieb seine Kunst.

[1]) Vgl. ausserdem die schöne Charakteristik Schwind's durch E. Ille im XXXI. B. S. 70 ff. des Oberb. Archiv, München 1871. Dazu C. A. Regnet, Münchener Künstlerbilder. Leipzig 1871. II. 215—261 und Fr. Pecht in Lützow's Zeitschrift. VI. B. S. 253—58.

Sie machten ihm eine Sünde daraus. Vielleicht steckt darinnen eher eine Tugend des wunderlichen Mannes. Je weniger wir im Stande sind, die Wahrheit zu hören, um so höher ist der Mann zu preisen, der, was er als wahr anerkannt, auch mit allen Waffen des Geistes verficht. Sein Wort war oft herb und wuchtig, aber immer werth des göttlichen Buonarotten, oder des schneidigen Salvator Rosa; es drang oft tief ein und that weh — aber sein Hieb sass fest und jedesmal traf er den Nagel auf den Kopf. Bisweilen focht er auch mit Windmühlen; glücklich der Sterbliche, der immer nur wahrhafte Riesen vor sich hätte.

Nie hat er der Alltäglichkeit das Wort geredet oder der breiten Gemeinheit die Stange gehalten.

Kein Bild kann ihn vor Gott verklagen! Seine Hände sind rein. Das unantastbare Banner der deutschen Kunst hat er immer hoch gehalten und ihr Wappen nie besudelt. Die Welt wusste ihm wenig Dank darob.

Sie gönnte ihm nicht den bunten Rock, sein köstliches Gewand der himmelflugkundigen Phantasie; er war „keiner von uns“, sondern ein Träumer und Gestirnsinner, und sein Reich in den Wolken. — Nehmt der Kunst den hohen Aufschwung in das ideale Reich, nehmt ihr den duftigen Flug in's alte romantische Land, in die Heimat allen Geistes und aller Geister, und es bleibt uns nichts als die — traurige Prosa des Daseins!

Um den Geist empor zu heben von der Sinne rohem Schmaus,
Um der Dinge Mass zu lehren, sandte Gott die Dichter aus!

Die Schönheit ist das Geheimniss der Welt; nehmt ihr sie dem Leben weg — und es erlöschen alle Lichter des Himmels; raubt ihr sie, und es erlischt auch das wahre Licht der Kunst.

Seine Werke werden bleiben zwischen der frommen Klarheit Friedrich Overbeck's, dem historischen Ernste unseres Julius Schnorr, neben dem grandiosen Titanen Cornelius — ein unvergängliches Denkmal der heiteren Anmuth, der Schönheit und der Grazie, ein wahres Heiligthum „der veilchenlockigen Musen“.

# Nachrede.

Ein alter Chronist schliesst seine Erzählung mit dem Wunsche, dass es ihm lieb wäre, wenn sein Werk lieblich geworden. Ich hege einen ähnlichen Gedanken. Dass ich mit Liebe daran gearbeitet, ist leider offenkundig; dass ich's aber recht ernst und fleissig gemeint, mich keiner Mühe, Anfrage, Forschung entzogen, muss ich mich wohl schliesslich ein wenig rühmen. So habe ich mir z. B. das Vergnügen gemacht, alle Einlaufbücher des Münchener Kunstvereins aus dem Zeitraum der letzten 40 Jahre zu durchsuchen, um als Resultat dieser dreiwöchentlichen Beschäftigung vielleicht zwanzig magere Notizen zu gewinnen, welche in den Anmerkungen wie Sand verschwanden. Ich erhielt dadurch die Kunde von einigen verloren geglaubten Bildern und den gründlichsten Nachweis, um jenes alberne Märchen zu widerlegen, Schwind sei mit dieser Anstalt auf feindlichem Fusse gestanden.

Leider war ich nicht im Stande, immer Neues zu bringen oder zu sagen, auch sind die Abtheilungen ungleich gerathen, wie's eben in der Natur des mir zu Gebote stehenden Materials lag. So's Einer künftig besser macht — ich will der Erste sein, der es rühmt! Vielleicht ist ein Anderer auch glücklicher als ich, dem trotz vielen Bittens und Klopfens doch manches Thor verschlossen blieb. Desto unerbittlicher wird die Kritik ihren Rothstift schwingen oder mein Buch gemächlich todtschweigen. Wohlan denn: Sie thue was ihres Amtes ist!

# IX.

# Anhang.

## Fr. Beck: Die drei Einsiedler.

Nach einem Gemälde von M. v. Schwind. 28. Juni 1862.

(Abgedruckt im Morgenblatt der Bayrischen Zeitung. Im Juni 1862. Nro. 185.)

---

Es lebt' ein Mann in alter Zeit
In eines Waldes Einsamkeit;
Ihm waren alle Schriften kund
Durch die gesprochen Gottes Mund,
D'rin las er wohl bei Tag und Nacht,
Auf seiner Seele Heil bedacht;
Doch fand er Ruh' nicht im Gemüthe,
Denn, wie sein Wissensdrang auch glühte,
Er ward nicht los von Zweifelsbanden,
Ob er den Sinn auch recht verstanden,
Und ihn, der sich so weis' und klug
Bedünkt', umfange nicht ein Trug.

Bald folgte ihm ein Zweiter nach;
Die Höhle wölbt auch ihm ihr Dach,
Als Lager dient ihm weiches Moos;
So hausen sie in Waldesschoss
In einer Wildniss abgelegen.
Sie gingen nicht auf gleichen Wegen.
Nach seiner Art auf ander'm Pfade

Wollt' der gewinnen sich die Gnade;
Er schnitzte kunstbegabt an Bildern,
Die sollten jedem Auge schildern
Die Himmelssehnsucht, die er hegte,
Die ihn im Innersten bewegte.
Doch konnt' auch ihm sein heiss Bestreben
Nicht den ersehnten Frieden geben;
Ob er auch schuf ohn' Unterlass,
Dem Werke fehlte Diess und Das,
Sein Bilden schien ihm unzulänglich.
Im Herzen war ihm oft gar bänglich,
Was Jener nicht in Büchern fand,
Versagte Dem die schwache Hand.

Da hat den Zweien sich gesellt
Noch Einer, der entfloh'n der Welt;
Als Bruder nahmen sie im Herrn
Ihn auf, wie er's verlangte, gern;
Hinfort auch er nach eig'ner Weise
Lebt' als der Dritte in dem Kreise.
Er war ein ungelehrter Mann,
Der niemals über Büchern sann;
Er kannte nicht Gewerb noch Kunst,
Doch sah man ihn mit rechter Brunst
Am Abend beten wie am Morgen;
Von Zweifel wusst' er nichts und Sorgen,
In Demuth war er allezeit
Den Brüdern schnell zum Dienst bereit;
Für Manches gab er guten Rath
Und wohl gelang ihm, was er that.
Auch freut' er sich im Waldrevier
An Kräutern, Blumen und Gethier,
Und fing ein junges Reh sich ein,
Das musste sein Gespiele sein,
Bald folgt' es nach auf Schritt und Tritten
Dem Wink des jungen Eremiten.

Den andern Beiden ging es nah'
Wie Jeder ihn so fröhlich sah;
Sie strebten ja gleich ihm nach Frieden,
Warum war er nur ihm beschieden?
Da ist es eines Tag's gescheh'n,
Dass sie an ihr Geschäfte geh'n

Wie sie's gewohnt. Der Erste sitzt
Und liest; ein Bild der And're schnitzt,
Der Jüngste reicht das Futter hin
Dem zahmen Thier mit munt'rem Sinn.
Der Bildner achtet seiner kaum,
Umfangen ist er wie vom Traum;
Oft sieht man ihn die Stirne falten,
Er will ein Crucifix gestalten,
Doch nimmer thun des Heilands Züge
Dem innern Geistesbild Genüge.
Der Grübler auch hat wenig Acht,
Wie Jener scherzt und spielt und lacht!
Nach seinem Buch er eifrig schaut,
Bald aber seufzt er schwer und laut,
Weil ihn die Zweifel überkommen;
Des Forschens Lust ward ihm benommen.
Unmuthig schleudert seine Hand
Von sich den pergament'nen Band;
Er tritt hervor, sieht Jenem zu
Das Thierlein füttern in guter Ruh';
Dann spricht er trüb: „Mein Lieber, sage,
Wie kömmt es, dass Du ohne Klage
Und Sorgen lebst? Des Himmels Gnade
Geleitet Dich auf Deinem Pfade;
Gewähre denn, um was ich bitte,
Gib einen Rath, der meine Schritte
Zum Frieden lenke, den ich suche;
Ich fand ihn nicht in diesem Buche!"
„Und ich mit meinem Meissel nicht!"
Der Bildner war's, der also spricht;
Er kam heran zu jenen Beiden
Und klagt voll Missmuth seine Leiden.

Der Jüngste hört ihr seltsam' Fleh'n,
Er sinnet nach; was soll gescheh'n?
Nicht Kunst, noch Wissen sind ihm eigen;
So steht er im Gebet mit Schweigen,
Dann spricht er: „Ich geringer Mann,
Der Euch sich nicht vergleichen kann,
Hier Rath zu schaffen weiss ich nicht;
Doch hört! Von oben kommt das Licht
Und Wunder wirken kann der Glaube;
Hebt denn das Buch dort aus dem Staube!

Das off'ne Blatt sei unverrückt,
Les't d'rin, was ihr zuerst erblickt,
Und nehmt es hin als Gottes Mahnung;
Ihr findet Trost; mir sagt's die Ahnung!" —

Der Forscher lächelt ob dem Spruch,
Doch bückt er sich, greift nach dem Buch,
Um, was der Zufall aufgeschlagen,
Wie ein Orakel zu befragen.
Er schaut, was hier geschrieben sei;
Matthäus war es fünf und drei:
Als Jesus sah des Volkes Menge,
Stieg er empor aus dem Gedränge
Und setzt sich auf des Berges Höh'n,
Im Kreis die Jünger ihn umsteh'n;
Da hob er an, that auf den Mund
Und gab die Seligkeiten kund,
Acht an der Zahl; doch sind's die Armen
Im Geiste, denen sein Erbarmen
Verheisset an der ersten Stelle
Das Reich des Himmels licht und helle.
Laut las diess vor der Eremit,
Dann hielt er inne; mächtig schnitt
In seiner Seele Grund das Wort,
Das ausfloss von des Lebens Hort.
Und was ihm einst ein todter Schall,
Fand jetzt in ihm den Wiederhall;
Er fühlet klar, was ihm gebricht,
Ein Geist, der arm vor Gott und schlicht
Zum Opfer bringt den eig'nen Willen
Und der Erleuchtung harrt im Stillen.

Von jener Stund' an war erwacht
In ihm des Glaubens volle Macht,
Kein Zweifel quälte mehr die Brust.
Er forschte in der Schrift mit Lust;
Ihn schreckte keine Dunkelheit,
Sie schwand hinweg, wenn kam die Zeit.

Und auch dem Zweiten schien die Kunst
Nun eine wahre Himmelsgunst;
Sein Thun war frisch und lebenswarm
An Geist nicht, doch im Geiste arm,

Arm an Verlangen, durch den Schein
Ein bess'rer, als er war, zu sein.

Was Jeder so für sich gewonnen,
Das sprudelte gleich einem Bronnen,
Aus dem bald Der, bald Jener trank;
Dem Forscher sagten Beide Dank,
Wenn er enthüllt der Schriften Sinn,
Und wieder war es sein Gewinn,
Wenn ihn des Künstlers Bild entzückte,
Das fromm den Raum der Höhle schmückte.

Dass aber nicht des Geistes Spur
Sie fern hielt von der Creatur,
Entrückt des Erdenlebens Schranken,
Dem Jüngsten hatten sie's zu danken;
Nicht Blatt, noch Blume, Strauch und Pflanze,
Kein bunter Stein im Schimmerglanze,
Kein Vogel und kein Schmetterling
Däucht' ihm ein werthlos niedrig Ding;
Er sammelt es mit treuer Hand
Und ordnet's schön als Zier der Wand,
Als eine Schrift, darin zu lesen
Der Kräfte tief verborg'nes Wesen,
Die selbst, wo sie verworren spielen,
Der Schöpfer lenkt nach seinen Zielen.

So hat die Grotte, wo sie weilen
Und brüderlich ihr Lager theilen,
Ein Tempel wundersam geschienen
Und sie, die Priester d'rin, die dienen
Der Kunst, Natur und Wissenschaft
Zu Gottes Preis, in hoher Kraft,
Der auch, als sie noch manches Jahr
Gelebt in Frieden immerdar,
Sie zieh'n zur ew'gen Freude hiess
In seiner Wonnen Paradies.

# X.

# Inhaltsübersicht.

Einleitung, S. 1 ff.

I. Incunabeln von Schwind's Kunst. S. 4 ff. Stillfried u. Sigunde. Allerlei Arbeiten. Die Gräber. Der Traumdeuter Joseph. Neujahrskarten. Billardspieler. Herzensangelegenheiten. Franz Schubert. Balladen. Der Dichter Senn. Vision eines Ritters. St. Christoph. Die Turniere der Ritter. Der knieende Ritter. Die dreissig Portraits. Figaro's Hochzeitszug. Illustrationen. Zriny Robinson. Vignetten. Tausend und eine Nacht. Die ungarischen Könige. Raimund. Der Verlegenheiten-Cyclus. Die Landparthie auf den Leopoldsberg. Krähwinkeladen. Ritterliches Liebespaar. Kätchen von Heilbronn.

II. Herbst-Reise nach München. 1827. S 28. ff. Umgebung der Stadt Die Bildergallerie im Hofgarten und die Glyptothek. Erste Bekanntschaft mit Peter Cornelius. Das Schiff aus dem Tasso. Ein Abend bei Cornelius. Schnorr. Heinrich Hess. Rückkehr nach Wien. Schwind's Portrait 1827. Der alte Krieger. Die Abendpromenade. Der wunderliche Heilige.

III. Lehr- und Wanderjahre. Sturm und Drang. S. 43 ff. Uebersiedlung nach München 1828. Die Akademie daselbst. Pläne. Schubert's Tod. Blatt zu dessen Erinnerung. David und Abigail. Erste Kunde von den sieben Raben. Zeichnungen zu Spindler's Novellen. Vergissmeinnicht. Neue Bekannte. Reise nach Salzburg und Insbruck. Erste Nachricht vom Ritter Kurt. Das Bild zu Innsbruck. David und Abigail vollendet. Dante und Amor. Diana und Endymion. Verlorene Liebesmühe. Auszug des letzten Maurenkönigs. Der Saal in der Residenz. Erbschaft. Zeit des ruhigen Schaffens. Musikalische Abende. W. Kaulbach. Schubertiaden. Der Saal des Tieck. Die kleinen radirten Blätter. Reise nach Italien. Compositionen für Hohenschwangau. Die Arbeiter im Weinberge. Der Ritter Kurt. Kinderfries im Saale des Rudolf von Habsburg Der Traum des Gefangenen. Urtheil des Grafen Raczynski.

IV. Meisterjahre. S. 93. Ritter Kurts Brautfahrt. Uebersiedelung nach Carlsruhe. Galerie des Philostratus. Einweihung des Freiburger Münster. Sabine von Steinbach. Hans Baldung Grien. Sitzungssaal der Kammer. Hochzeit. Auf Vorposten nach Frankfurt. Das Bild mit den Gnomen und Anderes. Zu Göthe's Geburts-Feier. Der Sängerkrieg. Reisebilder. Das Musikantenbild (der Hochzeitsmorgen und die Rose). Holzschnittzeichnungen und Illustrationen.

V. München. S. 115. Project zum Festzug der Bavaria-Enthüllung. Hausaltar. Das Vorspiel der Wartburg. Heinrich von Ofterdingen. Symphonie. Kaiser Otto. Der Rhein. Illustrationen. Fahnen- und Altarbilder. Die Gnomen vor der Bavaria. Wieland der Schmied. Rübezahl. Vollendung der Symphonie. Schild für den Grafen O'Donnel. Reise nach Wien und Weimar. Parabel von der Gerechtigkeit Gottes. Die Belehnung. Aschenbrödel.

VI. Wartburg. S. 172 ff. Der Landgrafensaal. Leben der hl. Elisabeth. Die Werke der Barmherzigkeit. Der Wartburgkrieg.

VII. Gesteigerte Thätigkeit. S. 181 ff. Kaiser Rudolf's Ritt. Die sieben Raben. Hochaltarbild der Münchener Frauenkirche. Kirche zu Reichenhall. Cartons zu Glasgemälden. Schwind's religiöse Kunst. Reisebilder-Cyclus und Verwandtes. Die Einsiedler. Der Graf von Gleichen. Wiener Opernhaus. Die Melusine. Des Meisters Tod.

VIII. Finale. S. 201. Die Münchener Bilderbogen. Entwürfe für Gewerbtreibende. An Personen. Schwind's Schüler. Allgemeine Charakteristik.

IX. Nachrede. S. 211.

X. Anhang. S. 213. Die drei Einsiedler. Gedicht von Fr. Beck.

Inhaltsübersicht.

---

PS. Schliesslich habe ich zu berichtigen, dass W. von Chezy nicht (wie ich oben S. 49 durch eine berühmte Real-Encyclopädie verführt, irrthümlich angegeben habe) zu Genf 1866, sondern zu Wien am 14. März 1865 gestorben sei. Vgl. Dr. Constant von Wurzbach Biograph. Lexicon. XIV. B. S. 414.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00895 6100